Opp. 582 t / 26

L 125.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Sechsundzwanzigster Theil.

Der Freihof von Aarau (Fortsetzung).

Aarau 1826.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Wbg/66/191

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der
Freihof von Aarau.

Fortsetzung.

Bayerische Staatsbibliothek München

9.

Der alte Rüdiger.

„Wo ist mein Vater?“ rief Gangolf den beiden Knechten zu, welche aus dem Seitengebäude hervorrannten, sobald sie ihren jungen Herrn mit dem Fremden über die Zugbrücke in den engen Zwinger hereinkommen und vom Rosse steigen sahen.

„Im obersten Gemach des Thurms, gestrenger Herr!“ entgegnete der Jüngere, der Gangolfs Pferd am Zügel nahm: „Er läßt keine Seele vor sich.“

„Halt's Maul, Irni Fäsen!“ rief der ältere Diener, Hemman Enderli, welcher Isenhofers Roß hielt: „Mußt du den Schnabel immer voraus haben?“

„Du Narr!“ erwiederte Irni: „Keinem wächst der Schnabel hinten aus. Und was ich gesagt habe, ist wahr. Der alte Herr läßt Niemanden vor. Ich muß Jedermann abweisen; er hat's mir bei Leib und Leben geboten.“

„Aber der Sohn vom Hause gehört doch nicht unter die Jedermanns, Gelbschnabel! Achtet doch

nicht auf des Tölpels Gewäsch, Junker. Seid willkommen!" sagte Hemman: „Wir haben Euch lange nicht mehr bei uns gesehen. Das Umherfahren in Deutsch- und Welschland ist Euch nicht übel bekommen; der alte Herr wird sich freuen, Euch wieder zu haben."

„Nun, bei St Lorenz!" schrie Irne dazwischen: „Das wäre seit langer Zeit die erste Freude. Ich will's dem gestrengen Herrn wohl gönnen. Aber ich sag's Euch, liebster Junker, der alte gnädige Herr läßt Niemanden vor sich, ist trübselig, wie der König Saul im Evangelio, und thut den Mund so wenig zu Frag' und Antwort auf, als ein Stummer am Teich Bathseba."

„Bethesda, du Esel, Bethesda!" rief der alte Hemman ärgerlich: „Du aber thust dein ungewasches Maul viel zu weit auf. Muß man denn gleich Alles anbringen und mit der Thür in's Haus hineinplatzen? Schickt sich das, du struppiger Strudelkopf? — Es ist wahr, liebster Junker, der alte Herr ist seit einiger Zeit etwas still und unpäßlich."

„Was? seit einiger Zeit?" unterbrach ihn Irni: „Dein Gedächtniß, Hemman Enderli, hat kurze Waare feil. Nein, liebster Junker, es ist schon seit dem Tage vor Lichtmeß, als die alte Zigeunerin bei ihm war, die sich vor den Stadtknechten in den Freihof rettete."

„Schwatz du und der Kukuk!“ schrie Hemman: „Ich glaube, Irni Fäsen, deine Mutter hat sich an Bileams Esel versehen. — Nun ja, lieber Junker, weil der Kerl denn nichts bei sich behalten kann, so gesteh' ich, seit Lichtmeß mag es sein. Doch was die Zigeunerin betrifft, so kann Niemand eigentlich sagen ...“

„Ich aber, bei St. Lorenz, bin Jemand!“ fiel Irni ihm in die Rede: „Und ich sage, die schwarzgelbe Hetze vom Herzog Michel aus Aegyptenland hat's ihm angethan. Hemman Enderli hat's nicht gesehen, aber ich kniete hinter dem Stadtthürlein und melkte die Geiß. Lieber, gestrenger Junker, der alte gnädige Herr stand dort an der Thurmecke, und die Vettel mit pechschwarzen Augen vor ihm und sah ihm in die Hand. Der Stadtknecht Heini Zoberist hat auch Beide aus der Ferne beobachtet, denn er paßte vor dem Burggraben auf, weil die Zigeunerin eine Henne auf der Gasse gestohlen hatte. Die Henne gehörte des Hansen Heinikers Mutter. Es ist gewißlich wahr. Und wenn die ausgefuchste Diebin nicht mehr Teufel im Leibe gehabt hat, als kohlrabenschwarze Haare auf dem Kopf, so will ich weder leben noch sterben. Denn sie ist in der Nacht aus dem Freihof entkommen, Niemand weiß, wie? und wohin? Und der alte, gnädige Herr ist den ganzen Abend stumm und still, starr und steif am

Wappenfensterlein gestanden, als wäre er zur Salzsäule worden, wie Sodom und Gomorrha."

„Ist's nun heraus?" rief Hemman Enderli: „Kann ich nun zum Wort kommen? Was muß unser Herr Junker nun von dir denken, du plumper, ungeschliffener Block?"

„Hei, ich meine, er wird wohl denken, ein ungeschliffener Diamantblock sei mehr werth, als ein abgeschliffener Kieselstein, wie du, dergleichen man tausend an der Aare findet!" entgegnete Irni.

„Haltet Euch beide ruhig!" sagte der Junker gelassen: „Besorget unsere Rosse wohl. Warum zeigt sich Meister Langenhardt nicht, der Hofmeister?"

„Stracks wird er erscheinen, sobald er Eure Ankunft vernimmt!" antwortete Hemman: „Er begab sich auf ein Abendtrünklein zu meinem wohlweisen Herrn Schultheißen Zehnder."

„Und Heini Entfelder, der Jäger?"

„Unten an der Aare mit allen Hunden!" erwiederte, sich jedesmal ehrerbietig verneigend, der alte Knabe des Hauses: „Es ist eine Schmach, meiner Treu, daß bei der Ankunft des gnädigen Junkers Alles ausgeflogen sein muß und das liebe Nest leer steht. Sogar Frau Elsbeth, die Beschliesserin, und Mareili sind zum Herr Leutpriester in die Messe."

„Führe die Rosse umher, Hemman, daß sie

sich abkühlen!“ sagte Gangolf: „Du, Irni Fäsen, suche die Leute zusammen. Wir gehen indessen in's Haus.“

Mit diesen Worten trat der Junker voran, dem Gaste den Weg zu zeigen. Er ging eine schmale Wendeltreppe innerhalb der dicken Thurmmauer hinauf. Die ausgetretenen steinernen Stufen beurkundeten ihr hohes Alterthum, gleichwie die häusliche Sparsamkeit des Burgherrn. Nur durch eine enge, schuhlange Oeffnung in der Mauer floß so viel Licht auf den Wendelsteig, daß eine karge, doch nützliche Dämmerung darüber schwebte. Vermittelst derselben erkannten bald die Hinaufsteigenden im Winkel der Mauerblende seitwärts Etwas, das durch Bewegungen sich als Lebendiges andeutete. Gangolf, ungewiß dessen, was er erblickte, blieb stehen.

„Bist du es, Gangolf?“ sprach eine dumpfe, halblaute Stimme aus der Blende: „Ich sah dich gegen die Stadt reiten.“

Ein mattes Licht fiel auf die Gestalt, als sich hinter derselben die Thür eines Zimmers öffnete. Gangolf erkannte seinen Vater, dem er, sobald sie mit einander in das Gemach eingetreten waren, ehrfurchtsvoll die Hand küßte. Zugleich stellte er ihm den Gast vor, zu dessen Empfehlung er einige Worte beifügte. Der alte Ritter that mit der Hand eine langsame Bewegung, welche den

den Fremden willkommen hieß, während sich dieser tief verbeugte.

Es war aber etwas Schauerliches in der Art des Greises, der fast gar nicht sprach, und selbst durch keinen Blick, durch keine Aenderung der starren Gesichtszüge das Dasein einer Empfindung verrieth, welche wohl sonst das Vaterherz beim Wiedersehen des lange abwesend gewesenen Kindes bewegt. Man entdeckte hier keine Spur von Ueberraschung, von Freude, oder auch nur von Neugier; eben so wenig ein Zeichen des Verdrusses oder der verhehlten Unzufriedenheit, sondern die eiskalte Gleichgültigkeit eines Leichnams gegen das, was ihn umgibt. Das Aeussere des Mannes verstärkte noch auf Isenhofer den Eindruck. Eine hohe, breite, würdevolle Gestalt war ganz und gar, vom Hals bis zu den Füßen, in einen schwarzen, weiten Pelzrock gehüllt, von dessen Gürtel, an einer Silberkette, ein Dolch mit silbernem Gefäß und ein Rosenkranz hing. Ueber den Kopf war kappenartig ein schwarzes Wollentuch geschlagen und um den Hals befestigt, daraus das bleiche, stille Antlitz mit den großen, an nichts haftenden Augen, mit langer gebogener Nase, harten, scharfen Gesichtszügen noch düsterer hervortrat, und das kurze graue Haar um das Kinn, und den Spitzbart über der Oberlippe, wie eine abwechselnde Schattung zeigte.

„Mein Herr Vater, Euch scheint nicht wohl zu sein?" stammelte endlich Gangolf etwas beklommen, nachdem er viel erzählt und weder dessen Aufmerksamkeit, noch dessen Antwort gewonnen hatte.

„Wohl!" erwiederte der alte Rüdiger, und ging mit langsamem aber festem Schritte durch das geräumige, gewölbte Zimmer hin, dann wieder zurück.

Gangolf beobachtete mit Absicht ein langes Stillschweigen in der Hoffnung, seinen Vater zu einer Frage zu zwingen. Doch irrte er sich. Jener ging in der Stube auf und nieder, als wär' er einsam. Er bemerkte weder den Fremden noch den Sohn. Nach und nach wurden seine Schritte rascher. Es schien fast, als trieb' ihn innere Unruhe.

„Gewiß, mein Herr Vater, Ihr leidet an einer Krankheit!" sagte Gangolf wieder nach einer guten Weile, und ging ihm nach. Herr Rüdiger schien ihn weder zu hören, noch ihn an seiner Seite zu bemerken, sondern setzte den Schritt stumm und still fort. — Ein langes Schweigen folgte abermals.

Plötzlich blieb der Alte stehen, hob die Augen zu seinem Sohn auf, und sagte: „Gut, daß du hier bist, Gangolf. Morgen lass' ich dich zu mir rufen. Bewirthe den Gast, wie sich's gebührt."

Darauf wandte er sich zu einer schmalen Seitenthür und ging mit schnellem Schritt hinaus. Gangolf eilte ihm nach.

Herr Isenhofer war indessen mit peinlichen Empfindungen Zeuge des seltsamen Empfanges gewesen, und hatte den alten Herrn mit unverwandten Blicken beobachtet. Zuerst war ihm dieser wie ein bei Tage umgehendes Gespenst, dann wie ein von stillem Wahnsinn befallener Mensch vorgekommen.

Er athmete erst tief und froh auf, als er den alten Rüdiger verschwunden und sich allein sah. Zu seiner Zerstreuung betrachtete er nun das geräumige, längs den Wänden mit Nußbaumholz getäfelte Zimmer, worin jedes Geräth von Wohlstand und bescheidener Pracht des Burgherrn zeugte. Auf dem Gesimse, über welchem ein goldener Helm glänzte, sah man die Reihe hoher und niederer Silberbecher nach ihrer Größe geordnet; an der Wand gegenüber hingen in prächtigen Wehrgehenken zwei Schwerter kreuzweis, darüber ein blanker Stahlhelm mit rother und weißer Feder. Ein zierlich gewirkter, bunter Teppich mit langen Fransen bedeckte den breiten Tisch, ohne jedoch dessen in dicke Löwenklauen ausgehende, kunstvoll geschnitzte Füße ganz zu verbergen. Gleiches Schnitzwerk verzierte die damit fast überladenen eichenen Zimmerthüren und

die etwas schwerfälligen Stühle von braunem Nußholz. Blaue Polster, mit großem, vielfarbigem Blumenwerk darauf, lagen sowohl auf den Sesseln, als auf den schmalen Wandsitzen am Fenster.

So viel anmuthige Lebensbequemlichkeit hätte Isenhofer, beim ersten Anblick des finstern Thurmes, weder von dessen Innerm, noch so viel Geschmack dafür von dessen düsterherzigem Gebieter erwartet. Es that ihm aber wohl, zu glauben, daß Beide, der Thurm und der Herr, sich nicht weniger von innen glichen, wie sie von aussen gleich abschreckend waren.

Am meisten zog ihn die heitere Aussicht an, als er zum Fenster trat, durch dessen obere bunte Glasscheiben die niedergehende Sonne in mancherlei Lichtern spiegelte. Der Fuß der Veste ruhte drunten auf Felsen, von welchen eine berasete Halde schräg, wie die Böschung vom Walle, zur niedern Ringmauer lief, an deren Stelle heutiges Tages eine in derselben Richtung gekrümmte Linie Häuser steht. Damals aber schlugen die Welle der Aare fast bis an die Ringmauer. Jenseits des Stromes, der vor der Stadt eine Weideninsel gebildet hatte, stieg das Gebirg des Jura mit hinter einander anschwellenden Hügeln stufenweisen zu den Wolken. Drüben schmiegten sich zur Linken malerisch in den Busen der Berge die

Hütten des Dörfleins Aerlisbach, rechts schimmerten die Zinnen des Schlosses Biberstein, wo Johanniter-Ritter hauseten, am Fuß der Gisuläflue, deren sanft gebogenes Felsenhorn im Wiederschein des Abendgewölks über das Thal leuchtete.

Isenhofer hatte Zeit genug, die heitern Umgegenden zu betrachten, und seinen Einbildungen und Gefühlen ungebundenes Spiel zu gönnen; denn Gangolf kehrte erst nach einigen Stunden zurück, da draussen schon die Sterne, im Zimmer des Thurmes schon die hellen Lampen brannten, und von der Dienerschaft der Tisch mit Wein und Speisen besetzt war.

„Du hast Langeweile gehabt, Freund Isenhofer!“ sagte der Junker, als er in's Zimmer trat: „Aber seit Neujahr sah ich das väterliche Haus und die Stadt nicht. In Brugg hättest du lustigere Unterhaltung gehabt; wärest du dort geblieben!“

— Ihr irrt Euch. Ich bin nie in schlechterer Gesellschaft, als in großer; nie in besserer, als in keiner. Habt Ihr Euerm Vater Rede abgewonnen? Wie verliesset Ihr ihn?

„Wie du ihn sahst!“ erwiederte der Junker mit dem Ausdruck geheimer Besorgniß: „Ich folgte ihm bis zur Thür des obersten Saales. Ich redete ihn an; ich bat ihn um Gehör. Er schüttelte den Kopf, wies mit der Hand zurück, und

sagte: „Morgen!" Dies war sein einziges Wort, und damit schloß er sich ein. Es ist etwas Fremdes in ihm, oder an ihm. Ich erkenne von aussen noch die väterliche Gestalt; aber es ist in diese ehrwürdige Behausung seines Geistes ein unbekannter Gebieter eingezogen."

— Puh! rief Isenhofer, und stellte sich, als schüttle in Fieberfrost: Das wäre, so wahr ich lebe, Seelenwanderung vor dem Tode. Jagt mir keine Furcht ein; es ist Nacht und in Eurer tausendjährigen Burg vielleicht sonst nicht ganz geheuer. — Scherz beiseite oder untern Tisch! Hättet Ihr lieber den Arzt, oder das Hausgesinde, oder andere Leute befragt, die in der Nähe des alten Herrn leben, was ihm in Eurer Abwesenheit begegnet sei? Denn er scheint mehr am Gemüth, als am Leibe erkrankt.

„Hörtest du nicht, Isenhofer, was Irni Fäsen, der Knecht, von der Zigeunerin sagte? Darüber stimmt Alles im Freihof zusammen, die Hexe hab' es ihm angethan mit ihrer Teufelskunst."

— Das möcht' ich glauben, wenn sie jünger und schöner gewesen wäre. Verlaßt Euch auf mein Wort, der Teufel mag die alten Weiber so wenig, als ich.

„Es kömmt darauf an. Ueber dergleichen Dinge scherz' ich nicht. In der Stadt gibt es

noch einen andern Argwohn. Es geht die Rede, daß die alte Hexe nicht von ungefähr nach Aarau gekommen, sondern abgeschickt sei.“

— Doch nicht vom Beelzebub? Was hat der wider die gute Stadt Aarau? Ist sie zu fromm?

„Vierzehn Tage vor Erscheinung des wüsten Weibes war Thomann von Falkenstein hier und hatte mit meinem Vater Wortwechsel. Thomann verließ ihn — Alle haben es gehört — unter den fürchterlichsten Drohungen.“

— Junker, wenn der Falkensteiner eine Sache abzuthun hat, ist er Mannes genug, sich mit Hilfe des Schwertes Recht zu schaffen. Fürwahr, der hat nicht die Miene, sich an eine Zigeunerin zu hängen. Ihr kennet den Oheim Eurer Braut schlecht. Indessen laßt hören, was hat Thomann mit Euerm Vater?

„Es betrifft einen alten Handel. Vor etwa siebenundzwanzig Jahren bot Ulrich von Hertenstein, als Vogt von den unmündigen Söhnen des Hans Werner von Königstein, die Veste und Herrschaft derselben feil. Die Burg jenseits der Aare, in den Bergen, eine halbe Wegstunde von hier, war den Aarauern wohlgelegen. Da rieth mein Vater zum Ankauf dieser Herrschaft mit aller Zugehörde, hohen und niedern Gerichten, Wohn' und Weid, Holz und Feld. Denn der Bann unserer Stadt war gering und so klein,

als ihn vor anderthalbhundert Jahren Kaiser Rudolf von Habsburg festgestellt hatte. Nach großer Mühe gelang's. Die Stadt kaufte das Schloß Königstein nebst der Herrschaft an sich, und damit erhob sich die Feindschaft des Adels ringsum gegen Aarau."

— Weil die lockern Freiherren besorgten, es werde zwischen ihren Nestern ein zweites Zürich oder Bern aufsteigen. Der Gebrannte scheut das Feuer. Wohl sah'n es mitunter Eure gnädigen Herren und Obern zu Bern selbst ungern, daß sich das Reichsstädtlein Aarau heben wollte.

„Richtig, Isenhofer, das war's! Hätte diese Stadt jederzeit tüchtige Männer im Rath gehabt, sie wäre längst Herrin weit umher, gleich Zürich und Bern. Denn die Aarauer sind ein mannhaftes freiheitliebendes Völklein, welche für die Ehre ihres Gemeinwesens den letzten Heller und Blutstropfen nicht theuer achten. — Nun gab's mit allen Anstößern Ungemach und Spann. Die Falkensteine, die Rechberge, die Johanniter zu Biberstein lebten um die Wette den Aarauern zum Verdruß; wollten die Zollstätte in Küttigen nicht gelten lassen, welche Aarau errichtete; thaten dem Vogt, der, Namens der Stadt auf Königstein saß, jedes Leid, und waren besonders meinem Vater gram, der den Ankauf am meisten betrie-

ben hatte und sich jetzt am heftigsten widersetzt, wenn Rede ist, die schöne Erwerbung wieder zu veräussern. Nun, Isenhofer, du kennst den Thomann von Falkenstein! Der schwarze Heide schlägt Vater und Mutter todt, wenn's seinen Vortheil gilt."

— Nun ja, Junker, ein wilderes Thier in einer Menschenhaut hab' ich noch nicht gesehen. Aber welchen Verband findet Ihr zwischen ihm und der Zigeunerin?

„Seine ganze Höllennatur. Er ist verschmitzt wie ein feiger Fuchs, tapfer dazu wie ein Leu, grausam wie der hungrige Wolf, und Tugend und Verbrechen wiegen in seiner Wagschale gleich schwer, wie dem Teufel, wenn er auf Beute ausgeht. Ich schwöre dir, fesselte mich nicht die Hoffnung eines großen Gewinns, nicht die Huld des Markgrafen, nicht die Liebe der schönen Ursula, ich hätte mich längst den Eidsgenossen hingegeben, unter ihrem Freiheitspanier gefochten, den verdorbenen Adel ausrotten helfen, und den Schändlichsten von allen zuerst, den Thomann von Falkenstein. Die Eidsgenossen, bei Gott, sind ehrlich und wahr und gerecht; die Edelleute weit um uns her in der Runde selbstsüchtige Allesfresser."

— Oho, Ritter Trüllerey, nichts für ungut, nehmt's nicht mit dem Thomann auf! Wie wollt Ihr doch mit dem Fuchs, Leu, Wolf und Teufel

zugleich anbinden, und seid doch so zart, daß Euch ein Regenbogen, eine Seifenblase todtschlagen, ein Spinnenfaden erdrosseln kann.

„Wie meinst du, Isenhofer?“

— Lähmt oder tödtet nicht Euern bessern Geist die bloße Hoffnung großen Gewinnes, dieser Regenbogen in der Ferne, der in der Nähe Nichts wird? Der Spinnenfaden einer Mädchenliebe? Die Seifenblase eines Fürstenwortes? — Ritter Trüllerey, Ihr seid mir lieb, und werdet mir jede Stunde lieber. Ich will Euch ein Geheimniß sagen oder vielmehr singen:

Wer viel begehrt,
Was ihm nicht gehört,
Ist leibeig'ner Mann,
Gehört Andern an.
Wer den Ruhm verschmäht,
Der wird erhöht;
Wer nichts will, als Recht,
Ist Niemands Knecht,
Der ist Gottesheld,
Dem gehört die Welt!

So sang Isenhofer. Gangolf ward plötzlich still und schien nachzusinnen; dann zuckte er die Achseln, indem er lächelnd zu Isenhofer hinblickte, der sich unterdessen an einem Becher Weins gütlich that. „Ich versteh' dich, Isenhofer,“ sagte er, aber . . .“

— O die ungeheure Seifenblase! O der furchtbar starke Spinnenfaden! rief der Waldshuter Dichter! Sagtet Ihr nicht vorhin, Euerm Aarau hier hab' es nur an Männern im Rath gefehlt? — Die Bürger sind doch Narren, daß sie die Weiber hineinwählten. Ich bitt' Euch, Ihr müßset nicht Schultheiß von Aarau werden, Herr Ritter, der guten Stadt zu lieb.

Gangolf lachte, setzte sich zum Tisch, indem er Isenhofers Beispiel folgte, und den Teller vor sich mit Speisen, den Becher mit Rebensaft füllte: „Weißt du, Isenhofer, was Schultheiß Effinger von dir urtheilt? Du taugest zu nichts Rechtem, als Feuer anzublasen, wo du eigentlich löschen solltest. Bei meinem armen Leben, ich glaube, er hat Recht."

— Vollkommen Recht, Junker; wiewohl der alte Mann seine eigene Weisheit nicht ganz verstand! erwiederte der Dichter: Das ist mein wahres Handwerk! Die Menschen haben in der Welt nichts eifriger zu thun, als das göttliche Feuer mit vollen Backen auszublasen, was ihre Kinderspiele und Kartenhäuser zu verbrennen droht. Sie wollen die heilige Himmelsflamme der Wahrheit überall löschen. Ich blase immer an. Freilich, das versengt manchen grauen Bart, Hermelin und Stammbaum, und die Leute sind mir übel an.

„Aber es scheint mir, Ihr hetzet auch den Adel eben so gern gegen die Städte?“

— Natürlich. Man legt Holz hinzu, wenn das Feuer nicht ausgehen soll; und es ist dessen noch mehr als genug vorhanden. Wohnt ein starker Adel um Aarau?

„Mein Vetter Johannes, der zu Schönenwerth Propst ist, ein gewaltiger Geschichtsklitterer, rechnete mir vorigen Sommer der Burgställe und Schlösser, die bei einer Meile um die Stadt liegen, mehr her, als der Schiffer Winde zählt“*).

— Daß sich's Gott erbarme! rief Isenhofer mit spaßhaftem Schrecken: Da habt Ihr noch Wald auszuroden. Und sind die Nester noch voll?

„Mit nichten; wohl zur Hälfte schon öd' und leer.“

---

*) Frohburg, hinter Olten, Hagkberg, zwischen Olten und Trimbach, Winznau, Hochwartburg, Niederwartburg, Gößgen, Obergößgen, Iffenthal, Kienberg, Wartenfels, Farnsburg, Saffenwyl, Reitnau, Rued, Beinwyl, Rynach, Hallwyl, Fahrwangen, Seengen, Schafisheim, Liebegg, Trostburg, Lenzburg, Meisterschwanden, Königstein, Rupperswyl, Lörach (bei Kilchberg), Biberstein, Auenstein, Alten-Thierstein (vermuthlich Ursitz bei Dentsbüren), Schenkenberg, Rauchenstein und Castelen, Wildenstein, Wildegg. Mehr als diese wüßt' ich dem Propst Johannes Trüllerey nicht nachzuzählen.

— Nun denn! schrie Isenhofer lachend und hob den Becher: Glück zu! Die Menschen sind auf dem besten Wege, Menschen zu werden. Ich dank' es wahrlich meinem Vater schlecht, daß ich zu voreilig, id est, nur um ein paar hundert Jahre zu früh, in die liebe Welt hinein mußte. Was hab' ich jetzt in diesem Narrenkasten zu schauen, wo die Leute noch auf allen Vieren kriechen, zur Narrheit in die Schule gehen, und den ehrlichen, gesunden Menschenverstand für den leibhaften Satan halten? Laßt Euch eins singen, Ritter:

Sind die Herren nicht Götzen mehr,
Stehen Klöster und Burgen leer,
Sind die Dörfer den Städten gleich,
Kömmt auf Erden das Himmelreich.

„So wahr ich lebe!“ sagte Gangolf, ihn unterbrechend: „Ich glaube, du bist ein Lollhard, nur mit bunten Federn. Gestern traf ich solchen an der Stilli; er predigte mir Zeugs, wie du. Hätt' er nicht einen Engel vom Himmel bei sich gehabt, ich hätte wohl mehr von ihm gelernt.“

— Aha, den Engel, Herr Trüllerey, den Ihr zu Brugg vom Esel herablüpftet, und ein Weilchen über Gebühr an Eure Brust drücktet?

„Wer sagte dir das?“ entgegnete Gangolf, der ein Erröthen nicht von seinen Wangen abwehren konnte.

— Jedes meiner Augen! erwiederte Isenhofer: Die Jungfrau von Falkenstein, mit welcher der Herr von Hemmenhofen und ich eben vorübergingen, erkannt' Euch auf der Stelle. Ihr waret blind, weil Ihr nicht sahet, daß wir still standen. Der gerngefällige, geschmeidige Ritter Bentelin übernahm es noch denselben Abend, den Engel in der Herberge näher zu beschauen.

„Wie? war er dort?"

— Aus Auftrag Eurer Braut, die vielleicht Ursach haben mochte, neugieriger zu werden, als sonst Weiberlein sind.

„Sag' mir, als ehrlicher Freund, wie steht Bentelin mit dem Fräulein von Falkenstein?"

— Seid Ihr eifersüchtig? Wohlan, ich will mein Handwerk treiben, anblasen, statt zu löschen. Bentelin ist reich, großen Geschlechtern verwandt, künftiger Erbe ansehnlicher Güter, ein feines Männlein, hat welsches Wesen, ein artiges Gesicht! ...

„Blase! Isenhofer, blase!"

— Item: Fräulein Ursula ist ein Mädchen, zweitens ein Mädchen, drittens ein Mädchen, id est: sie weiß, daß sie schöner ist, als sie selbst, gefällt gern, ist reizbar, warmblütig, ewiger Aprilhimmel. Sie macht nichts aus Augenblicken und Jahren; der Augenblick aber aus ihr Alles.

„Blase! blase!"

— Brennt's noch nicht?

„Es glimmt noch eine letzte Kohle. Blase!"

— Der Mensch hat viel Odem in der Lunge; das Schicksal noch mehr. Laßt diesem auch etwas übrig.

So plauderten die beiden Reisegefährten bis in die Nacht hinein; aber zu viel für das Maas eines Kapitels und für des armen Gangolfs Herz.

10.

Die nächtliche Erscheinung.

Der junge Mann stieg sehr verstimmt und düster in sein hochgethürmtes Bett. Er befand sich an einem großen Scheideweg des Lebens. Seine Eitelkeit, sein Ehrgeiz, seine Liebe zur reizenden Ursula lockten ihn links, zeigten ihm den Besitz eines schönen Weibes, die Verbindung mit mächtigen Häusern, die Erbschaft reicher Güter, die Huld des Markgrafen von Hochberg, die Wiederauffrischung des alten Glanzes vom ritterlichen Stamme der Trüllerey. Aber männlicher Stolz, Liebe des Vaterlandes und des heiligen Rechtes mahnten ihn, den Weg rechts einzuschlagen, als freier, frommer, selbstständiger Mann, der für die bessere Ueberzeugung das Theuerste opfern müsse. Dort winkten Einbildungskraft und

Leidenschaft zum Genuß der Liebe, des Ruhms, des Reichthums; hier warnte der Verstand, den Frieden des Gemüths und das Glück des Lebens um fremdes Geld, um ungewisse Fürstengunst und um die Hand eines stolzen, gebieterischen und wankelmüthigen Weibes zu verkaufen. Vielleicht würde der Streit bälder entschieden gewesen sein, wäre Ursula minder schön oder Gangolfs Neigung zu der verführerischen Braut weniger tief gewesen.

Er mochte kaum einige Stunden unruhigen Schlummers genossen haben, als ihn ein Geräusch an der Thür des Gemachs weckte. Die Thür ging langsam auf; ein dunkelrothes Licht strömte immer heller und falber durch die sich erweiternde Oeffnung. Gangolf richtete sich mit halbem Leibe nicht ohne Bestürzung auf, als er seinen Vater eintreten sah, der in der Hand eine brennende Lampe trug. Die Lampe, der lange schwarze Pelzrock, das blasse Antlitz, welches aus dem um das Haupt geschlagenen und unter dem Kinn zusammengehefteten Tuche hervorschaute, gaben der hohen Gestalt des Greises etwas wahrhaft Gespensterhaftes.

„Seid Ihr es, mein Vater?“ fragte Gangolf mit ungewisser Stimme.

— Steh' auf, Gangolf, und folge mir! antwortete jener.

Gangolf gehorchte, sprang aus dem Bette,

und warf die Kleider um. Sobald er seinen Anzug vollendet hatte, ging Herr Rüdiger voran und winkte dem Sohn. Dieser folgte ihm die engen Wendeltreppen hinab, dann unten in einen schmalen Seitengang, wo in der dicken Mauer des Thurms eine kleine Thür angebracht war, welche Gangolf wohl kannte, und für die Thür eines Mauerschrankes gehalten hatte.

„Rede kein Wort, Gangolf,“ sagte der Alte: „sondern höre und gehorche schweigend.“ Er zog einen großen Schlüssel hervor, öffnete die Thür, kroch durch das Pförtlein gebückt voran, ging wieder einige Stufen abwärts, öffnete eine zweite niedere Thür und trat in ein enges Gemach, kaum sechs Schuh hoch und eben so lang und breit. Dem jungen Ritter ward es in dieser ihm bisher fremd gebliebenen Gegend des Thurms etwas unheimlich; noch mehr, als zu seinen Füßen im Stroh eine menschliche Gestalt lebendig ward, die er beim Eintritt nicht bemerkt hatte. — Ein altes, häßliches Weib, in Lumpen gewickelt, schwarzgelben Gesichts, mit hervorstehenden Backenknochen, spitzem Kinn, spitzer Nase und dünnen Lippen richtete sich auf. Es strich die schwarzen Haupthaare, welche wie aus dem Wasser gezogen, in einzelnen, graden, naßglänzenden Zotteln um den Kopf hingen, vom Gesicht hinweg, und zeigte gähnend den zahnlosen finstern Rachen. Der junge

Ritter trat mit Grausen so weit zurück, als ihm der enge Raum gestattete. Er zweifelte keinen Augenblick, daß dies eben iene Zigeunerin sein müsse, die Irni Fäsen beschrieben hatte, und also bisher in der Veste verborgen gehalten worden war.

„Steh' auf, du bist frei!“ sagte der greise Rüdiger zu dem Weibe: „Mein Sohn bringt dich hinaus.“ Dann wandte er sich mit halbem Leibe zum Sohne um und sagte: „Führe dies Weib durch das Hinterpförtlein; hier ist der Schlüssel zur Stadtmauer. Du wirst eine Leiter vom Stall nehmen, das Weib über die Mauer gehen lassen. Aber, Gangolf, Alles in der Stille, daß dich Niemand bemerke. Du wechselst mit dieser Vettel kein Wort, beantwortest keine Frage und fragst nicht.“ Darauf sprach er wieder zur Alten, die nun aufgestanden war, ihre Röcke schüttelte, und ein schmutziges Bündel unter den Arm nahm: „Bist du über die Stadtmauer, so halte dich links, immer der Mauer entlang, um die Stadt herum, in die Schachen, von da aufwärts zur Landstraße, die nach Schönenwerth führt. Ueber die Bäche und Graben findest du Stege. Noch ist's von den Sternen hell genug. Der Tag graut schon. Fort!“

Er selber zündete mit der Lampe voran, öffnete Gangolfen und der Zigeunerin die Thurmpforte zum Schloßzwinger und ließ Beide gehen. „Leb' wohl, alter Schatz!“ sagte die Zigeunerin

mit vertraulichem, wiederholtem Kopfnicken gegen Rüdiger: „Du hast mich bewirthet mit Lems, Johanns und Wenderich; du hast mich geschirmt vor den Schuders, als sie mich drucken wollten in der Gabel. Fahre wohl, alter Schatz. Halt wohl meinen Fingerreif in Ehren!“

„Schweig, Vettel, verdammte!“ rief der greise Rüdiger mit zorniger, aber sehr gedämpfter Stimme: „Oder ich breche dir das Genick, eh' es der Henker bricht.“ Damit schloß er die Thurmpforte.

Gangolf, welcher von dem Rothwelsch der Zigeunerin wenig verstanden hatte, glaubte doch so viel daraus folgern zu können, daß sie zu seinem Vater in einem besondern und geheimnißvollen Verhältnisse gestanden haben und im Thurm Nore keineswegs hart behandelt worden sein müsse. Es that ihm fast leid, daß ihm Schweigen auferlegt war. Doch beobachtete er's gewissenhaft, indem er seine verzeihliche Neugier mit kindlicher Ehrfurcht überwand. Er fand die Leiter; er öffnete das hintere Pförtlein; er führte die Alte zwischen Felsenstücken und Gesträuchen an der schroffen Halde unter dem Thurm nieder zur Stadtmauer, lehnte die Leiter an, stieg zuerst hinauf und ließ die Zigeunerin nachklettern. Als sie droben war, zog er die Leiter auf und setzte sie von aussen an.

„Gibst du mir einen Zehrpfennig, sag' ich dir Schönes!“ redete ihn die Alte an, indem sie jenseits der Mauer schon den Fuß auf der obersten Leitersprosse hielt. Gangolf suchte einige Geldstücke und gab sie der Zigeunerin, nicht sowohl aus Mitleiden, als aus Furcht vor geheimen Künsten, oder gefährlichen Verwünschungen der Aegypterin, wenn er sie im Zorn von der väterlichen Burg scheiden liesse.

„Goldsöhnchen!“ sagte sie, indem sie mit den Fingern derselben Hand, in der sie das Geld empfing, die Stücke desselben behend hin und her schob und zählte: „Laß dich's nicht reuen. Du wirst hochalt, ein steinreicher Mann; und das schönste Kind ist deine Frau, wenn du pfiffig bist. Es hat dich lieb. Mach' bald Hochzeit. Es wartet auf dich. Greif zu; schnappt's dir sonst ein Anderer weg. Warte nicht, bis dein Väterchen heimkehrt; Väterchen kömmt lange nicht heim.“

— Du meinst meinen Vater? fragte Gangolf.

„Ich sage dir's ja, schmuckes Kind. Denk' an mich. Ihn jagen die Hornissen. Thut nichts. Fängt Jeder seine Mücken; aber Mücken stechen. Thut nichts. Gehab' dich wohl, Goldkind!“

Die Alte machte eine Bewegung, hinabzusteigen.

„Noch einen Augenblick!“ rief Gangolf: „Wer schickte dich nach Aarau?“

— Wer kann mich schicken? Bin ein armes Ding. Suche gute Leutchen, barmherzige Leutchen; sind selten. Meinst du, mich schickt wer? Rathe, wer? Ich sag' dir's, wenn du's triffst.

„Zum Beispiel, ein Freiherr? Antworte!“

— Nenn' ihn, Schätzchen!

„Thomann von Falkenstein.“

— Nichts! nichts! Mich schickt Keiner. Gehab' dich wohl. Der Morgen kömmt.

„Noch eins. Ich gebe dir eine Handvoll Gold, wenn du meinen Vater wieder gesund machst, wie er war, eh' du zu ihm kamst. Warum hast du ihm Uebels angestellt?“

— Goldsöhnchen, was konnt' ich ihm Leides thun? Meinst, unser eins hat kein Herz? Wir haben's, wie Ihr. Väterchen soll an mich denken. Hab' ihn lieb. Hat mich gepflegt, hat mich gehütet. Hältst du Wort, wenn ich ihn heile?

„Gewiß.“

— Sprich, auf deine ritterliche Ehre!

„Bei meiner Ehre.“

— Ich such' ihm Balsam. Halt Wort, dann siehst du mich wieder.

„Rede Wahrheit.“

— Was soll ich dir lügen? Zahlst mir für's Lügen nichts.

„Woher willst du den Balsam holen?“

— Goldsöhnchen, vom End.

„Was fehlt meinem Vater?“

— Vom End. Gehab' dich wohl. Siehst du die rothe Wolke?

„Wohin gehst du?

— Zum End! — Und mit diesen Worten war dir Alte behend an der Leiter hinab. Sie verschwand schnell längs der Mauer.

Gangolf zog die Leiter zurück, stieg nieder, gab ihr den alten Ort und eilte in die Veste zurück. Die Pforte des Thurmes war nur angelehnt; er sah seinen Vater noch auf der Wendeltreppe mit der Lampe stehen.

„Du lässest mich lange warten! sagte Herr Rüdiger: „Ich hoffe, du wirst nicht mit der Zigeunerin gewortwechselt haben. Oder hast du?“

— Sie bettelte. Ich gab ihr ein Almosen. Ich verstand kein Wort von Allem, was sie mir sagte. Es war Unsinn! — ewiederte Gangolf.

„Schließ leise die Pforte, und folge mir!“ sagte der alte Herr. Gangolf gehorchte und folgte seinem Vater, der ihn mit sich in denselben Saal führte, in welchem Gangolf und Isenhofer den vorigen Abend geplaudert hatten. Es schien sich während dieser Nacht mit dem alten Herrn eine große Veränderung begeben zu haben. Seine starre, todtenartige Ruhe oder Unempfindlichkeit war gewichen; seine Augen, seine Gesichtszüge

hatten Leben und Beweglichkeit erhalten; doch lag darin ein furchtbar finsteres Wesen, welches dem Sohne nicht minder beängstigend entgegentrat, als die frühere leichenhafte Kälte.

„Welche Nachrichten bringst du aus Frankreich?" sagte Herr Rüdiger nach einer Weile. „Man spricht davon, der Tag zu Baden sei eitel geblieben; der Krieg der Eidsgenossen wider Zürich und Oesterreich hebe von neuem an."

Gangolf erzählte vom Anzuge der französischen Kriegsmacht gegen Basel und den Rhein, von den Rüstungen der Züricher und des römischen Königs, von den neuen Ansprüchen desselben auf den Aargau, von den unzweideutigen Gesinnungen des Adels für Oestreich, und von der Erwartung des Markgrafen von Hochberg, daß sich alle Städte im Aargau für das Erzhaus vereinigen würden.

Herr Rüdiger schüttelte den Kopf und sprach mit starker Stimme: „Kein Meineid, Gangolf, kein Meineid! Behüte dich Gott vor Meineid! Wir haben zu Bern geschworen; wir sind Lehensträger der Stadt. Gangolf, wenn dir deine Seele lieb ist, kein Meineid! — Was gedenkst du zu thun?"

— Mein theurer Herr Vater, nichts wider Euern Willen! versetzte Gangolf: Und wenn Ihr

befehlet, verlass' ich selbst die Dienste des Markgrafen und des Königs.

„Das will ich nicht!" entgegnete der alte Herr: „Aber folge deinem Gewissen. Du bist frei. Der König kann dich zu Ehren erheben; Bern kann und wird dir nichts verleihen. Du bist daran, dich durch die Hand deiner Braut mit den Falkensteinen zu verbinden. Ich wollt', es wäre schon geschehen; mein Herz würde um vieles erleichtert sein. — Gangolf, ich sage dir noch mehr. Du bist arm. Nichts wirst du von mir erben, als den Freihof. Alles Uebrige, was ich habe, gehört nicht dir, nicht mir, sondern einem Dritten. Frage mich nicht weiter. Schlage dich durch die Welt, wie du es vermagst; aber Gangolf, kein Meineid, um Gottes und deiner Seele willen, kein Meineid! Thu' Alles, nur hüte deine Seele, daß sie nicht Beute des Teufels wird. Du bist arm. Geh', diene dem König mit deinem Leibe; er kann dir's lohnen, Bern dir's nicht verargen. Es dient mancher Ehrenmann um Geringeres, als du. Aber kein Meineid! Diene ehrlich. Lieber Bettlerbrod, lieber Hungertod, als Falschdienerei! Bist du mit Urlaub nach Aarau gekommen?"

— Ich wollte gen Baden oder Zürich zum Markgrafen, entgegnete Gangolf: dann aber

zog mich die Nachricht vom Aufenthalt meiner Braut zu Brugg dahin, und was mir der Schultheiß Effinger von Euerm Uebelsein meldete, hieher zu Euch.

„Uebelsein? Er hält mich ohne Zweifel für siech. Nein, ich bin gesund. Du aber bist zu guter Stunde angekommen. Ich verlange, daß du einige Tage im Freihof bleibest. Wir haben Vieles abzuthun; denn, Gangolf . . .“ Hier brach Herr Rüdiger plötzlich ab, und ging mit langsamen Schritten durch das Zimmer, wandte sich aber schnell wieder um und sagte: „Also in Schafhausen warst du? Sahst du die Trüllerey's, unsere Vettern?“

— Ich traf sie im besten Wohlsein. Zufällig war von Rothweil auch Hans Trüllerey, der Kommenthur, bei ihnen. Doch mein Aufenthalt war kurz. Wir hatten . . .

„Da fällt mir ein, Gangolf,“ unterbrach ihn sein Vater mit einem gleichgültigen Ton und einer Miene, als dächt' er ganz andere Sachen: „du hast viel gesehen und gehört. Vernahmst du vielleicht zufällig vom Junker Jörg von Ende, dem Freiherrn? Er soll, glaub' ich, im Rheinthal auf dem Schloß Grimmenstein sitzen oder gesessen haben?“

Gangolf erinnerte sich des Namens nicht, son-

dern fuhr fort von den Vettern zu Schafhausen zu erzählen.

„Erwartet dich der Markgraf von Hochberg zu bestimmter Zeit in Zürich bei sich?“ unterbrach ihn der alte Herr von neuem.

— Ich glaube nicht! antwortete Gangolf: Denn er ließ mir durch Marquard von Baldegg unterwegs Aufträge zukommen, ich solle Aarau dem Hause Oesterreich günstig machen.

„Bluten, bluten kannst du, sterben kannst du für den König!“ rief Herr Rüdiger heftig: „Aber kein Meineid, Gangolf! Gangolf, ich würde dich enterben, verstoßen, verfluchen! Ja, das würd' ich!“

Gangolf erschrack fast vor der Heftigkeit seines Vaters und versicherte, daß er lieber des Königs Dienst verlassen würde.

„Auch das nicht, es darf das nicht sein!“ erwiederte Herr Rüdiger: „Dann verlörest du die Hand deiner Braut; dann wär'st du Bettler. Feire zuvor die Hochzeit; nachher bindet dich niemand. Feire sie bald; auch wenn ich nicht zur Hochzeit erschiene. Es liegt eine große Reise vor mir. Ich weiß nicht, wann ich zurückkomme.“

— Wie? Ihr wollet eine Reise thun? fragte Gangolf erstaunt, und ihm fielen die Reden der alten Zigeunerin bei: Wohin? Darf ich Euch begleiten?

„Frage mich nichts. Ich hab' dem Himmel Gelübde gethan, die sollen gelöset werden!" antwortete ihm der Vater düsterer als vorher: „Frage mich nichts. Hemman Enderli soll mich begleiten. Er ist ein treuer Mensch. Ich bin zu ihm gewöhnt. Er kennt meine Bedürfnisse, wie Keiner. Darum beruhige dich."

— Doch werdet Ihr so bald nicht von hinnen ziehen wollen, Herr Vater?

„Morgen, übermorgen, in drei, vier Tagen, sobald ich dir Alles übergeben habe. Du bist gekommen, vom Himmel in der Glücksstunde gesandt. Eine Woche später, du hättest mich nicht mehr gefunden. Alle Titel und Briefe werd' ich dir übergeben und erläutern. Wir wollen heut' und morgen die Marchen unsers Eigens und Lehens umreiten. Auf unsern Grundstücken haften keine Schulden. Ich überantworte dir Großes und Kleines. Eins bleibt verschlossen: das ist die Eisenkiste im obersten Gemach des Thurms. Die wirst du nicht öffnen, bis du gewisse Botschaft von meinem Hinscheid hast, oder wenn von heut an zehn Jahre vergangen sind, ohne Nachricht von mir. Dann in Gottes Namen, ja dann! In der Kiste sollst du meinen Willen finden, und ich binde dir die Erfüllung desselben auf die Seele!

Der Jüngling ergriff tief erschüttert die Hand

seines Vaters und beschwor ihn mit Thränen im Auge und mit zitternder Stimme, daß er, wenn es möglich sei, den Freihof in dieser Zeit nicht verlassen solle; und müßt' er, daß er den Sohn zum Begleiter mit sich nehmen möchte, zum Schutz und zur Pflege. Der alte Herr blieb unbeweglich.

„Ich hab' ein heiliges Werk zu thun!" sagte Rüdiger: „Ich soll mich entsündigen, eh' ich zu den Vätern gehe, und das Gelübde erfüllen. Störe mich nicht. Du bleibst im Lande und leistest der Stadt deine Bürgerpflicht. Seit mehr denn zweihundert Jahren haben unsere Altvordern diesen Thurm bewohnt, und der Stadt in bösen und guten Tagen treulich beigestanden. *) Vergiß das nicht. Müßtest du der letzte der Trüllerey's werden, sollst du der erste unter den Besten von ihnen sein. Hab' Acht auf die Falkensteine, auf Thomann insbesondere. Er ist der Stadt und mein geschworner Feind. König Rudolf hat Aarau befreit; vor ihm war es lange Zeit ein dienstbares Hündlein, das von den Grafen von Rore und den Habsburgern am Halsband gezogen ward; nun

---

*) Schon zum Jahre 1259 ward ein Kunzmann Trüllerey, Ritter, als Schultheiß der Stadt Aarau aufgeführt.

ist es ein auffliegender Adler geworden. *) Gangolf, wache, daß der Adler nicht abermals Hund sein muß! — Ich werde dir noch Vieles sagen. Jetzt aber sollst du für deinen Gast sorgen. Die Sonne will aufgehen."

Mit diesen Worten entfernte sich Herr Rüdiger.

11.

Der Zug nach Seckingen.

Die Bewohner des Freihofes waren nicht wenig überrascht, als sie die unerwartete Verwandlung bemerkten, welche sich in einer einzigen Nacht mit ihrem Herrn und Gebieter zugetragen hatte. Sie hielten dieselbe für eine natürliche Wirkung seiner Freude über das Wiedersehen seines Sohnes, den Alle lieb hatten. Die Theilnahme an dieser Genesung würde wohl noch froher beim Anblick des alten Herrn gewesen sein, als er wieder, wie ehemals im Baret, hirschledernen Wamms, und in klirrenden Reiterstiefeln rüstig

---

*) Vermuthlich Anspielung auf das Wappen der Stadt, ein ausgebreiteter Adler, während vordem im Wappen von Rore ein schwarzer Hund mit einem Halsband gestanden war. Es ist unbekannt, seit wann die Stadt ihr eigenes Wappen geführt haben mag.

umherwandelte, Keller, Stallungen und Fruchtschütten besuchte, Befehle ertheilte, Rechenschaften forderte, wenn ihm nicht die Bläſſe des Antlitzes, der düſtere Blick und der zurückſchreckende Ernſt der Geberden geblieben wäre. Dazu kam etwas Beängſtigendes, was jedes Geheimnißvolle für die Neugier der Zuſchauer mit ſich führt. Man bemerkte die Vorrichtungen, welche zu einer nahen Abreiſe des Herrn Rüdiger getroffen wurden. Niemand kannte Ziel und Zweck der Reiſe, ſelbſt Hemman Enderli nicht, der ſie mitmachen ſollte. Hemman ließ nur errathen, daß ſie von langer Dauer ſein werde; vielleicht eine Wallfahrt zu den Schwellen der heiligen Apoſtel in Rom, oder gar nach Jeruſalem zum heiligen Grabe.

Auch Herr Iſenhofer, der einen langen, guten Schlaf gethan hatte, war erſtaunt, als er bei der Morgenſuppe ſeinen Reiſegefährten Gangolf nachdenkend mit zerſtörter Geberde, und deſſen Vater hingegen lebhaft und geſprächig erſcheinen ſah. Er erkannte dieſen kaum wieder. Man ſprach vom Zürcherkriege, von Reiſen, von Bekanntſchaften. Der alte Rüdiger verrieth große Welterfahrung. Doch in allen ſeinen Aeuſſerungen ſprach eine gewiſſe Verachtung des Lebens mit, und ein unheimliches düſteres Weſen, wie es in ſeinen bleichen Mienen unwandelbar war.

Noch während der Unterhaltung erſchien ein

Bote des Fräuleins von Falkenstein aus Brugg. Er brachte die Nachricht an den Bräutigam, daß dessen Verlobte schon diesen Morgen über den Bötzberg nach Seckingen reisen werde; daß sie ihn, nebst Isenhofern, unterwegs zu Frick zu finden hoffe, wohin er auf kürzerm Weg über das Gebirg gelangen könne.

Herr Rüdiger heftete einen verdrossenen, still fragenden Blick auf seinen Sohn. Dieser aber, welcher den Gedanken des Vaters errieth, sagte sogleich: „Ich werd' Euch nicht verlassen, mein Herr Vater, sondern so lange hier verweilen, als Euch gefällt, oder bis Ihr abgereiset sein werdet." Zugleich bat er Isenhofern, ihn bei dem Fräulein zu entschuldigen, indem er ihm über die bevorstehende Abreise seines Vaters, und über die Nothwendigkeit von mancherlei Abreden mit demselben Auskunft ertheilte, da dessen Entfernung von Aarau lange dauern könne.

„Ihr traget mir böse Gesandtschaft auf, Junker!" sagte Isenhofer, sich hinter den Ohren krauend: „Ich billige Euern Entschluß zwar; aber Ihr gebt mir zu, daß es kein Spiel sein werde für mich, den ersten Sturm des jungfräulichen Zorns auszuhalten. Nun denn, es sei, weil es nicht zu ändern steht. Wetterwolken sind nur in der Ferne schwarz. Lasset mich in einer

Stunde aufbrechen, damit ich den Zug der Reisenden bei Frick nicht verfehle."

In einer Stunde standen die Rosse gesattelt vor der Veste. Gangolf hatte inzwischen Zeit gefunden, seinen neuen Freund von Allem zu unterrichten, was ihn zurückhielt, dem Ruf der Braut zu folgen. Doch von der Zigeunerin schwieg er, weil ihm sein Vater auf's strengste verboten hatte, die Anwesenheit derselben im Thurm, und die Art ihrer Entfernung, irgend Jemandem zu verrathen.

Isenhofer nahm freundlichen Abschied von dem Jüngling, der ihm in so kurzer Zeit durch schlichten und reinen Sinn theuer geworden war, desgleichen von dem alten Rüdiger, welcher sich mit jugendlicher Raschheit auf's Pferd schwang, um in Begleitung des Sohnes die Hausgüter zu besichtigen. Noch einmal rief er sein Lebewohl, und ritt, während jene quer durch die Stadt trabten, links einen steilen Rain abwärts zum nahen Thor. Beim ersten Schritt aus demselben betrat er sogleich eine lange hölzerne Brücke, die ihn zum andern Ufer des Aareflusses hinüberbrachte.

Eine Zeit lang ritt er längs grünen Vorhügeln des Jura hin, bis der Weg seitwärts, durch eine geräumige Thalung und das Dorf Küttigen, in das Innere des Gebirgs zog. Da sah er links die gewaltige Wasserflue aus der Tiefe emporstei-

gen, an deren graue Kalkgipfel sich einzelne Tannen, wie zartes Epheu, schmiegten. Zu den Füßen derselben hoben auf schroffem Felsen die Mauern des Schlosses Königstein aus dem Buschwerk ihre Zinnen empor. Er aber verfolgte den steinigen Bergweg seitwärts um einen weiten, sumpfigen Grund zu den Höhen der Staffelegg, deren kahler Rücken vor ihm lag. Dann leitete er das Roß langsam die steile, von Regengüssen zerfressene Straße aufwärts, wo er von droben, wenn er zurückschaute, zwischen einer Klüftung der nahen, dunkeln Vorberge das helle Grün der Aarufer, die fern im Sonnenglanz schwimmende Stadt, und im Hintergrund, wo Erd' und Himmel schieden, die weiße, blendende, ewige Wand erblickte, welche, von Schnee und Eis gebaut, große Länder und Völker von ungleichen Denkarten und Naturen sondert.

Er blieb mehrmals stehen, betrachtete mehrmals das Wunderbild, und hob stumm und unwillkührlich Antlitz und Blick und Hände gen Himmel. Dann, als er die Höhe erstiegen hatte, sah' er vor sich unter seinen Füßen ein stilles, ödes Thal; in der Ferne den weichen Umriß des Schwarzwaldgebirgs. Er ritt hinab zur Tiefe, wo sich die Berge enger an ihn drängten, und kesselartig ein armseliges Dörflein umschlossen. Doch bald erweiterten sie sich wieder zu einem

schmalen, freundlichen Grunde voller Hütten, Höfe, hellgrüner Wiesen, blühender Kirschbäume, welcher immer offener ward, und sich zuletzt in den hintern Frickgau am Rheine, zwischen Jura und Schwarzwald, aufthat.

Da ward er zur Rechten, von wannen die große Landstraße über der Bötzberg aus dem Seitenthal hervortrat, eines langen und glänzenden Zuges von Reisigen gewahr, Herren und Frauen in freundlichem Gekose neben einander reitend. Bald erkannt' er an der Spitze des Zuges das Fräulein Ursula von Falkenstein auf einem weißen Zelter, an jeder ihrer Seiten ein Ritter. Einer derselben war Bentelin von Hemmenhofen, der andere ein unbekannter, aber schöner junger Mann, schlank und stolz, in scharlachrothem, goldgesticktem Wamms, mit himmelblauer, goldgestickter Schärpe, und blau und weiße Federn anmuthig um den kleinen Hut wehend, unter welchem schwarze Locken hervorringelten.

„Ah, so allein, Isenhofer?“ rief das Fräulein mit seligem Lächeln ihm entgegen: „Herr Gangolf, scheint's, will Krankenwärter bleiben?“

— Mit nichten! antwortete Isenhofer, ehrerbietig die Kommenden begrüßend: Er könnte eher selbst ein Kranker aus Liebe und Sehnsucht werden, da die Rüstungen seines Vaters zu einer

Reise nach dem gelobten Lande, oder Gott weiß wohin, ihn abhalten . . .

„Nichts davon!“ fiel ihm Ursula lachend ins Wort: „Wir kennen den frommen Schneemann besser. Er wartet vermuthlich, bis wir ihn selber aus seinem Thurm Nore abholen.“

— In wenigen Tagen, denk' ich, wird er in Seckingen zu den Füßen seiner Angebeteten liegen! sagte Isenhofer: Inzwischen sendet er der Braut die zärtlichsten Grüße und Seufzer . . .

„O!“ unterbrach ihn Ursula scherzend: „Ich habe sie empfunden, ehe Ihr kamet. Sie hatten die Luft von den Bergen her so eiskalt durchdrungen, daß wir Alle fast erstarrten. Indessen bitt' ich Euch, erzählt weiter.“

Die Ritter lachten mit lauter Stimme. Isenhofer, welcher an das Gefolge, zunächst hinter dem Zelter des Fräuleins, sich anreihte, stattete fernern Bericht ab; bemerkte aber bald, wie wenig Antheil an seiner Erzählung genommen wurde, und stimmte daher sogleich in die muthwilligen Scherze der Gesellschaft ein. Sowohl Bentelin, als das Fräulein, schienen mit dem fremden, jungen Rittersmann sehr vertraut zu sein, der mancherlei lustige Schwänke und Abentheuer von den Höfen Königs Friedrich und des Herzogs von Oesterreich erzählte. Doch inmitten aller Scherze entging es dem Waldshuter Dichter

nicht, daß weder der fremde Jüngling, noch die Jungfrau einander ganz unbefangen sahen. Nie fiel der Blick des Ritters auf die Freiherrin, ohne daß er lange und brennend an deren Reiz behangen blieb; und Ursula, als könne sie den Flammenblick dieser schwarzen Augen, die sie doch suchte, nicht ertragen, mußte jedesmal erröthend und lächelnd die Augen vor sich niedersenken. Dies stille Gespräch der Mienen zwischen dem hellen Gespräch oder Gelächter der Andern bemerkte selbst Bentelin nicht, welcher auf der entgegengesetzten Seite ritt.

Isenhofer, den die Neugier stach, blieb im Zuge, wie zufällig, zurück, bis er in die Nähe einer von Ursula's Kammerfrauen gerieth, mit der er wohl bekannt war. Von ihr vernahm er, daß der junge Ritter mit den Flammenaugen ein Freiherr, Hinz von Sax, ehemaliger Jugendgespiele des Fräuleins, nun Verlobter einer schönen Gräfin von Zollern und Bentelin's von Hemmenhofen treuester Freund und Waffengefährte sei. Er war am vorigen Tage von Zürich gen Brugg gekommen, um zu den Falkensteinen nach Seckingen zu reisen; hatte unvermuthet daselbst den Freund und die reizende Gespielin seiner Kindheit gefunden und mit Beiden bis tief in die Nacht einen fröhlichen Abend genossen. Selbst die Kammerfrau sprach mit unwillkührlicher Wärme

von dem liebenswürdigen Manne. Isenhofer gesellte sich nachher zu dessen Knechten, und diese erzählten tausend Dinge von des Jünglings Waghalsigkeit und verwegenen Streichen stundenlang.

Schon war Mittag vorüber, als man endlich den blaugrünen Rheinstrom und drüben am Fuß des Waldgebirgs in anmuthiger Ebene das Städtlein Seckingen erblickte, über welches die grauen Thürmlein von St. Fridolins ehrwürdigem Stift und der Kirche längst gesehen worden waren. Da wurden Trompetenstöße gehört, und über die Brücke her kam dem Zuge der Reisenden eine Schaar zu Pferd entgegen, alles auf prächtigen Rossen, alles festlich gekleidet. Voran ritt Ursula's Vater, Freiherr Hans von Falkenstein, und dessen Bruder, Thomann, Landgraf von Buchsgau und Sißgau. Ihnen folgte Marx von Ems, Graf Görg von Sulz, Hug von Hegnau, Fritz vom Haus, Görg von Knöringen, Balthasar von Blumeneck und viele andere Edelherren, welche während der Friedenstage mit den Falkensteinen zu Seckingen wohllebten.

12.

Ritterliches Wohlleben.

Ich will hier weder den bunten Wechsel, noch die Pracht der Lustbarkeiten und Feste schildern,

welche die fröhliche Ritterschaft bald in dieser Stadt, bald auf den Burgen des benachbarten Adels beging. Jeder Tag brachte der lebenslustigen Menge neuen Genuß, den Witz und Anmuth, Umtriebe und Liebschaften der schönen Edeltöchter und Frauen aus der weiten Umgegend würzten.

Die Königin aller Feste aber schien Gangolfs Braut zu sein, welche in der verschwenderischen Freigebigkeit ihres reichen Vaters jede ihres Geschlechts an Pracht, wie täglich in neuen Reizen, übertraf. Sie selbst eine volle Blüthe der Lust, sog gleichsam ihr Leben aus dieser Fülle mannichfaltiger Freuden, und, wo sie erschien, verbreitete sich wie durch Zauber ein rauschendes Vergnügen. Was sie unter den Weibern, war Hinz von Sax unter den Männern. Man würde das schöne Paar für mehr als ehemalige Gespielen gehalten haben, hätte nicht Jeder gewußt, daß er der Bräutigam einer Fremden, wie sie die Verlobte Gangolfs, war. Auch wußte Ursula mit mädchenhafter Feinheit alle Uebrigen auf gleiche Weise zu behandeln, so daß weder der junge Freiherr, noch ein Anderer sich eines Vorzugs bei ihr rühmen konnte, wenn nicht der Zufall dem Einen zuweilen in ihrer Nähe holder, als dem Andern ward. Nur Isenhofer, der in diesem Getümmel den überall willkommenen Freudenmeister und Possenmacher spielte, und doch der einzig Nüchterne blieb,

blickte heller. Ihm ahnete, wenn er zuweilen die trunkenen, blitzenden Augen Beider sich verstohlen begegnen sah, welche verbotene und verhehlte Gluth da glimmen möge.

„Ach, der arme Gangolf!“ seufzte er eines Abends, da er im kerzenvollen Saale still am Fenster den Reihen der Tänzer zusah, aus welchen Ursula glühend hervor kam, um auf einem Sessel in seiner Nähe zu ruhen.

— Ist's nicht wahr, Isenhofer? fragte sie vertraulich-leise und hastig: Der böse Mensch! Ist's zu verzeihen, daß er mich so lange vergessen kann?

„Der arme Gangolf!“ seufzte Isenhofer abermals, doch spaßend-mitleidig: „Er soll sich nicht hierher sehnen. Ihm ist besser im Thurme von Nore.“

— Wie meinet Ihr das? sagte sie, das Köpfchen spöttisch und vornehm zurückwerfend.

„Fröhlich würd' er nicht sein,“ antwortete jener, „uns aber manche unschuldige Freude stören.“

— Nun ja, Isenhofer, wie er immer pflegt. Ich könnt' ihn fast hassen darum. Denkt nur, wie er's in Brugg trieb!

„Fräulein, was thun?“ sagte Isenhofer, und rasch mit ernster Miene setzt' er hinzu: „Sieh da, er kömmt!“

— Wo? fuhr Ursula auf, und verließ schnell den Sitz.

Lachend antwortete Isenhofer: „Bleibt ruhig.

mein Fräulein, ich irrte mich, als ich drüben Herrn Veit von Ast hereinschreiten sah."

— Narr und Tölpel, mir Schreck zu machen! sagte das Fräulein zwar lächelnd, doch verdrießlich.

„Soll ich's wieder gut machen?" fragte Jener mit schalkhafter Furchtsamkeit.

— Auf der Stelle! Und womit? fiel Ursula neugierig ein.

„Mit der Botschaft, daß er bald hier ist. Ihr werdet schon wieder ernst, mein Fräulein? Mich freut's, beide, den Herrn von Sax und Herrn Trüllerey, beisammen zu sehen, und durch Vergleichung zu erfahren, wer doch eigentlich der schönere Mann sei?"

— Aber ich, erwiederte Ursula, ich zittere, sie werden keine Freunde werden. Mein edler Bräutigam ist von wunderlichen Launen heimgesucht. Ich muß gestehen . . .

Sie sagte nichts weiter. Sie drehte den Kopf gegen das Fenster zurück, nach den Sternen zu sehen, wie in einer Verlegenheit von Wünschen.

Doch Isenhofer schien sie zu errathen. „Ihr habt Recht!" sagte er: „Gangolf ist ein vortrefflicher Mensch, aber fast zu vortrefflich. Er fügt sich nicht in die Welt unsers Jahrhunderts. Er gehört in die alten Zeiten seines Thurms. Es würde mir wenig kosten, ihn zu bereden, im

Freihofe von Aarau zu bleiben, so lange es Euch gefiele."

— Ach! stammelte Ursula verlegen und zerstreut, indem ihre Augen unter den Tänzern dem jungen Freiherrn von Sax magnetisch folgten: Nur noch wenige Zeit, nur wenige, bis... Ihr begreifet es ja selber. Ich bitt' Euch, denket an den Handel mit Bentelin über Tisch beim Schultheiß Effinger! Sollt' er uns dergleichen hier erneuern? Ich bitt' Euch, wenn Ihr etwas über ihn vermöget, thut uns Allen ein Liebeswerk!

„Ihn noch eine Weile zu entfernen?" fragte Isenhofer.

— Ich bitt' Euch! Nun ja doch! flüsterte sie schmeichelnd, und legte traulich auf seinen Arm ihre Finger: Nur kurze Zeit.

„Bis etwa.." sagte Isenhofer leiser, indem er ihr schelmisch-lächelnd in's Auge sah, als hätt' er ihre Seele ausgehorcht: „Bis ... nun es ist natürlich. Es muß geschehen! — Bis der junge Freiherr von Sax..."

Ursula fühlte sich von dem Laurer ertappt und ward roth. „Spitzbube!" sagte sie verschämt und doch mit schmeichelndem Lächeln, wie eine Gefangene, die um Gnade flehen will, und gab ihm mit der Hand einen leisen Streich auf die Backe; „Möchtest du gern stehlen?"

Mit diesen Worten entfernte sie sich von ihm, wandte sich aber ein paar Schritte von ihm noch einmal mit dem Finger drohend, und mischte sich in das glänzende Gewühl. Ihr Herz pochte. Sie fühlte, es sei etwas verrathen, das sie sich selber noch nicht gestanden haben wollte.

Aber in demselben Augenblick fühlte sie von einer ganz andern Unruhe ihr Herz zusammengezogen. Ein Schauer von Eifersucht überflog sie. Sie wollte hinweg aus dem Saale; sie konnte den Fuß nicht vom Boden heben. Ihr Jugendgespiele tanzte voll unaussprechlicher Anmuth mit dem Fräulein Hagenbach.

In der That, von allen Nebenbuhlerinnen bei den Huldigungen der Männer war die niedliche Hagenbach weit aus die gefährlichste. Ursula hatte Anfangs diese Geliebte ihres Vaters, des Freiherrn Hans von Falkenstein, für die er ungeheure Summen verschwendet hatte, von Herzen gehaßt oder verachtet; aber damit geendet, sie nicht nur liebenswürdig zu finden, sondern ihre vertrauteste Freundin zu werden. Dies Mädchen stand durch sein ganzes Wesen und Thun im vollsten Widerspruch mit dem Ruf, der von ihm verbreitet worden war. Es lebte eingezogen, fromm und anspruchlos; kleidete sich geschmackvoll, aber höchst bescheiden und schamhaft, und war von allen Künsten des Gerngefallens so sehr entfernt,

daß selbst Frauenzimmer an dieser Verläugnung der Mädchen-Natur irre wurden.

Hans von Falkenstein, der erklärte Liebhaber dieser seltsamen Schönen, bis zur Narrheit in sie vergafft, behandelte sie doch mit ehrfurchtsvoller Schüchternheit, so wenig er übrigens sonst viel auf die Fesseln des Anständigen halten mochte. Mit allen andern Frauenzimmern waren die Männer freier, als mit ihr, und doch konnte keiner von diesen die niedliche Verführerin mit Gleichgültigkeit ansehen. Die Natur hatte in der Bildung ihrer Gesichtszüge zwar nicht die gewöhnlichen Regeln des Schönen beobachtet, aber in jeden Zug Seele und Feinheit gelegt. Zwar ihr Wuchs war nicht hoch, aber er hatte das zarteste Ebenmaas, und jeder Theil war zierlich gedreht. Sie vereinte in sich eine wahrhaft kindliche Blödigkeit und Furcht mit der Harmlosigkeit und dem Muthwillen der unerfahrnen Unschuld. Jene ernste, unentweihbare Schüchternheit hielt alle Männer zurück, und dieser kindische Frohsinn und Uebermuth unter ihren Freundinnen band diese unwiderstehlich an sie. Das Gerücht ging, mehr als ein Mann wäre demungeachtet der Beglückte gewesen; aber die Beglückten selbst schienen ihre Eroberung nur wie Beute der Gewalt und Ueberraschung zu betrachten, und sich selber um so mehr darum mit Vorwürfen zu strafen,

weil sie von da an nur Abscheu gegen sich in jeder Geberde der Angebeteten fanden. Und doch behauptete die böse Zunge des weiblichen Neides oder Scharfblicks, gerade das sei das klugberechnete Spiel des schlauen und lebenslustigen Mädchens. Sie tanzte jetzt mit dem jungen Freiherrn Hinz; aber so kalt, so ängstlich, daß jede ihrer Bewegungen einen Widerwillen, einen innern Zwang verrieth, und doch tanzte sie gleich einer blöden Grazie. Mitten im Tanz bemerkte sie Ursula's Unruhe, die eifersüchtig-finster nachschleichenden Blicke derselben. Sie verstand sie noch besser, als sie darauf zu ihr trat und Ursula's Eintönigkeit und Wortarmuth vernahm.

Unter unbedeutendem Vorwand lockte sie dieselbe in die Einsamkeit eines kleinen Nebenzimmers, schloß sie an ihre Brust und sagte: „Mein Ursi, du leidest. Warum quälst du dich, liebe Seele, im Kampf mit deinem Herzen? Du bist die Verlobte eines Andern, aber dein Herz hatte sich schon in der Kindheit dem Einzigen verlobt, den du dir selber kaum zu nennen wagst. Und der arme Unglückliche! ihn verzehrt die stille Gluth um dich. Ich beschwöre dich, süßer Engel, folge dem heiligen Zug deines Gemüths! Bringe dich nicht fremden Berechnungen zum Opfer. Du machst mich elend, wenn du nicht wieder frei wirst.“

Ursula umklammerte mit wildem Schmerz die Freundin und weinte heftig an ihrem Halse: „In Ewigkeit nicht! Nie werd' ich froh. Ich möchte mich selber verabscheuen. Ja, ja, magst du es wissen, aber nur du! Ich bin eine Wahnsinnige. Ich vergehe für den, den ich fliehen sollte. Wär' er nie erschienen! Wir hingen schon als Kinder zu fest an einander. Gott, und jetzt, wie ist er herrlich verwandelt und doch immer derselbe noch!"

Mit aller Leidenschaftlichkeit, die dem Fräulein von Falkenstein eigen war, erzählte sie nun von den seligen Tagen ihrer Kindheit, vom Wiedersehen des frühen Geliebten in Brugg, und von tausend kleinen Dingen, die einem so tief ergriffenen Gemüth in solchem Augenblick wichtig sein können. Ihre Freundin hatte Mühe, sie zu beruhigen, und bat sie, noch einige Augenblicke allein zu bleiben, um sich zu fassen, und in die Gesellschaft treten zu können, ohne durch ihr verweintes Auge auffallend zu werden.

Die Hagenbach trat allein in den Saal zurück. Wie Zufall war's, daß sie mit dem Freiherrn von Sax zusammentraf, der sie abermals zum Tanz aufforderte.

Sie stieß fast mit Zürnen seine Hand zurück und sagte: „Leichtsinniger, wenn die liebenswürdige Ursula weint, möget Ihr noch tanzen?"

Er entfärbte sich. Er fragte nach Ursula's Aufenthalt. Seine Wangen brannten. Sein Auge ward Flamme. Er fragte dringend, flehend, wiederholt, wo das Fräulein sich befinde? Er erfuhr's endlich und verschwand.

Als nach langer Zeit das Paar, welches man in dem bunten Getümmel kaum vermißt hatte, zurückkehrte, leuchtete aus des jungen Freiherrn Gesicht das Entzücken. Ursula schien heiter, doch verlegen.

„Wie siehst du mir so wunderbar drein?“ flüsterte ihr das Fräulein Hagenbach zu.

Ursula lächelte und sagte: „Was sieht man mir an?“

— Ich frage, Ursi, süßes Ursi, bist du ruhig, bist du glücklich?

„Du hättest mich doch nicht verrathen sollen. Nur in dem Augenblicke nicht, wo ich mir zu wenig gehörte.“

— Bist du beruhigt, süßes Ursi?

„Ja!“ sagte Ursula ganz leise: „Wenn er nicht ein Bösewicht ist.“

Einige Tänzer erschienen und unterbrachen das Gespräch der Jungfrauen.

13.

Erklärung.

Dem Falkenblick des Dichters von Waldshut entging es nicht, daß seit diesem Abend Ursula's Verhältniß zum Freiherrn von Sax andere Natur angenommen hatte. In die Stelle ihrer Zweifel war Sicherheit, an den Platz der Sehnsucht Genugthuung getreten. Es gab kein Fliehen, kein Suchen der Blicke mehr, sondern das zufriedene Lächeln gegenseitigen Verständnisses. Gangolf war von seiner Braut nicht vergessen, weil er von ihr nun gefürchtet ward. Wie sehr wünschte sie, von ihm vergessen zu sein! Fast hoffte sie es zuletzt, weil eine Woche um die andere verstrich, ohne daß er sich im freudereichen Seckingen zeigte. Isenhofer mochte am besten wissen, warum der Verlobte den Thurm seiner Väter nicht verlassen wollte. Aber ihn fragte sie nicht. Isenhofer belustigte sich indessen, Spottverse auf Treue der Weiber und Flattersinn der Männer zu machen. Beide Theile lernten seine Reime auswendig, in Ermangelung eigenen Witzes ihre Unterhaltungen oder Neckereien damit zu würzen.

Der damalige Leichtsinn des weiblichen Geschlechts aus höhern Ständen, und die Sittenlosigkeit des Adels war so bekannte und allgemein angenommene Sache, daß sich die Vornehmen

dessen nicht schämten, die Unterthanen es für Vorzug oder eigenthümliches Wesen der adelichen Natur hielten und die Priester es nicht zu tadeln wagten, weil sie selbst häufig mithielten. Ging doch sogar Rede, daß der schöne Hinz, während sich das Fräulein von Falkenstein seiner Eroberung freute, in St. Fridolins Stift nicht minder zärtliche Verbindungen mit einer der jüngsten Domfrauen gepflegt habe, die seine Verwandtin, aber für ihre frommen Gelübde zu reizend und zu reizbar gewesen sein soll.

Der junge Freiherr hatte jedoch, über die Schönen von Seckingen, keineswegs die Männer daselbst vergessen, derentwillen er vom Hoflager Herzogs Albrecht von Oesterreich mit Aufträgen hierher gekommen war. Er sollte die Ritterschaft dieser Gegenden nicht etwa für das Haus Oesterreich gewinnen, denn ihm gehörte sie schon mit Leib und Seele, sondern für irgend ein großes Unternehmen gegen die Städte und Landschaften des Aargau's. Diese für Oesterreich wieder zu erringen: das war die Aufgabe. Ritter Marquard von Baldegg, welcher vom Adel des Schwarzwaldes die glänzendsten Zusagen nach Seckingen gebracht hatte, war jenes Freiherrn eifrigster Beistand geworden. Viele andere Herren, Grafen und Ritter liessen sich zu Allem willig finden. Sie würden insgesammt eingestimmt haben, wenn

nicht eben Thomas von Falkenstein durch Unentschlossenheit eine große Anzahl schüchtern gemacht hätte.

Mit allerlei Entwürfen, mit Unterhandlungen, Empfangen und Versenden von Botschaften war die Zeit verstrichen und der St. Georgentag herangenaht, an dem der Waffenstillstand auslief. Schon wußte man, daß die Schweizer in den Bergen laut würden; daß sich um ihre Banner in allen Thälern kampflustiges Volk schaarte; daß ihre Absicht gegen die Stadt Zürich und die Veste Rapperswyl gerichtet sei; daß Bern zu ihnen halte und das Land Appenzell den Zürichern, weil sie eidsgenössischen Rechtsgang ausschlugen, und dem Herzog Albrecht von Oesterreich Krieg ansagen wollten, weil er der abgefallenen Schweizerstadt Beistand gab.

Da beschlossen sie zu Seckingen, man solle gesammte Ritterschaft der Umgegend auf einen Tag versammeln. Man müsse zum Entschluß kommen, um so mehr, da der Markgraf von Hochberg befohlen hatte, der Freiherr von Sax solle mit der Erklärung des Adels zurück nach Zürich kommen, um dann zum Herzog Albrecht zu gehen.

Der Mittwoch vor St. Georg war zur Zusammenkunft in Seckingen bestimmt. Schon am Vorabend traf von allen Seiten die eingeladene Ritterschaft so zahlreich ein, daß kaum die Her-

bergen Raums genug behielten. Selbst derjenige kam, an dessen Erscheinen Alle gezweifelt hatten, Gangolf Trüllerey.

Ursula von Falkenstein saß mit dem Fräulein von Hagenbach, dem Freiherrn Saz, Ritter Marquard von Baldegg und B n'elin von Hemmenhofen in fröhlichen Plaudereien beisammen, als die Thür des Zimmers geöffnet ward, und Freiherr Hans von Falkenstein hereinschritt, seinen künftigen Eidam an der Seite.

„Denkt doch!" rief lachend Freiherr Hans: „Dieser gottesvergessene Mensch wollte vor einer Herberge absteigen, statt bei der Braut einzukehren. Aber Isenhofer verrieth ihn, und ich nahm den blöden Schäfer gefangen."

Herr Gangolf stammelte seine Entschuldigungen. Die Anwesenden wandten mit sehr verschiedenartigen Empfindungen ihre Augen auf den Jüngling. Ursula war leichenblaß geworden. Sie behielt kaum Macht genug, sich vom Sessel aufzurichten und ihm einen Schritt entgegenzugehen. Gangolf verbeugte sich tief, die zitternde, kalte Hand seiner Verlobten mit Ehrfurcht zu küssen; dann verneigte er sich grüßend gegen die Uebrigen. Fräulein Hagenbach bemerkte die tödtliche Unruhe ihrer Freundin und beugte sich flüsternd zu ihr, ohne sich doch enthalten zu können, einen furcht-

samen Blick von der Seite auf den fremden Jüngling fallen zu lassen.

„Willkommen, Herr Gangolf!" rief Marquard von Baldegg, ihm mit drolligem Lachen die Hand bietend: „Wir wollen wieder Freunde sein! Straf mich Gott, jetzt ist Noth an Mann, und es würde mich doch nun ärgern, hätt' ich Euch bei der Stilli eine Spanne kürzer gemacht, und zwar solches Lumpenpacks und Strolchengesindels willen. Laßt's gut sein!"

Gangolf schüttelte ihm treuherzig die Hand und erwiederte: „Einem Biedermann zürnt man nicht lange."

Herr Bentelin von Hemmenhofen drehte sich in Verlegenheit her und hin, streckte aber endlich Herrn Trüllerey die Hand ebenfalls dar und sagte: „Haltet Ihr auch mich für einen Biedermann? Ich glaube, der Schultheiß von Brugg gab uns bösen Wein. Wir müssen bekannter mit einander werden beim guten aus Falkensteins Kellern."

„Was Teufels!" schrie Freiherr Hans, während sich Bentelin und Gangolf freundliche Höflichkeiten sagten: „Hat denn der Spring-in-die-Welt mit allen Raufbolden Händel gehabt? So recht, schließt Frieden zusammen. Wir werden in wenigen Tagen Kriegs vollauf haben. Freiherr Hinz von Sax, begrüßet auch Ihr meinen künftigen Eidam freundlich; ich will nicht hoffen,

daß Ihr auch schon einander ins Gehege gelaufen seid."

„Der Ritter wird mich deß nicht anklagen können!" sagte Hinz: „Und ich habe von ihm des Lieben zu viel gehört, daß ich nicht der Erste um seine Freundschaft werben möchte." Darauf neigte er sich mit den artigsten Worten zu Gangolfen.

Weder Ursula noch die Hagenbach konnten sich in diesem sonderbaren Augenblick erwehren, die Augen zu den beiden Männern aufzuschlagen, welche, im Gespräch mit einander, beisammen zu stehen schienen, um vor diesen Richterinnen ihren Werth einer über den andern geltend zu machen. Anmuthiger in jeder Bewegung, lieblicher im Spiel der Mimen, einnehmender im ganzen Wesen war offenbar der Freiherr von Sax. Ein reicher, mit Sorgfalt gewählter Anzug erhöhte den Zauber, welchen ihm die Natur gegeben. Und doch schienen diese Vorzüge neben Gangolfs ruhiger Würde, neben dem stillen Adel eines Antlitzes zu verschwinden, in welchem alle Klarheit und Macht eines lautern Gemüthes strahlte. Er stand, gleich einem Weltgebieter, vor dem schmeichelnden Vasallen, und seine schlichte Reisetracht schien auszeichnungsvoller, als aller Sammet-, Gold- und Silberschmuck des Freiherrn.

„Weiß Gott!“ flüsterte die Hagenbach in Ursula's Ohr: „Er wird jeden Augenblick schöner!“

Ursula hatte indessen ihre natürliche Farbe und Fassung wieder erhalten. Aber die Worte der Hagenbach trieben ihr eine dunkle, flüchtige Röthe über das ganze Gesicht.

„Was denn? Bist du närrisch, liebe Seele?“ flüsterte die Hagenbach, als sie die Gluth in Ursula's Gesicht bemerkte: „Soll ich an dir irre werden?“

Das Gespräch unter den Männern ward lauter Bald wurden auch die Frauenzimmer hineingezogen. Ursula fand ihre gewöhnliche Laune und gefiel sich in den unbefangensten Scherzen, selbst gegen Gangolf, als wäre zwischen ihnen am alten Verhältniß nichts verwandelt. Nur er schien dies Verhältniß nicht wieder nehmen zu können, sondern blieb, wie er gekommen, fremd und ernst, doch voll gefälliger Höflichkeit. Der ungezwungene Ton, welchen sie gegen den Herrn von Sax, wie gegen ihn, führte, erregte seine Verwunderung über so viel Gewandtheit und Selbstbeherrschung, hinterließ aber nur wachsenden Widerwillen. Sogar die einsylbige, schüchterne, sittsame Verlegenheit des Fräuleins Hagenbach zog ihn mehr an, als der lustige Witz seiner Verlobten und ihrer heitern Umgebungen.

Die Gesellschaft vermehrte sich von Rittern

und Freunden des Freiherrn von Falkenstein, die er zum Nachtschmause eingeladen hatte. Man verlor sich im Getümmel von einander. Doch, als der Freiherr zum Abzug in den Speisesaal mahnte, gesellte sich, wie es schon der Anstand gebot, der erklärte Bräutigam zum Fräulein von Falkenstein. Sie lehnte sich, doch nur leise, auf den von ihm dargebotenen Arm und sagte im Herausgehen halblaut, mit der Miene stolzer Empfindlichkeit: „Wie kommet Ihr dazu, daß Ihr meinen Arm verlangt, da Euch an meiner Hand so wenig gelegen ist? Werft doch den Zwang ab, der Euch so lästig fallen muß, als er mir peinlich ist!“

„Fräulein,“ flüsterte Gangolf zurück, „würdet Ihr mir zwei Worte unter vier Augen erlauben, ich dürfte hoffen, meine scheinbare Unart gegen Euch entschuldigen zu können.“

„Ihr macht mich fast neugierig!“ sagte sie und trat mit ihm seitwärts, um die plaudernden und fröhlichen Herren vorüberzulassen, die dem Eßzimmer zugingen: „Uebrigens nach solchem Betragen, wie Ihr gegen mich zu beobachten gut fandet, scheint's mir, komme jede Entschuldigung zu spät. Ich kann höchstens nur Erklärung erwarten.“

„So fleh' ich wenigstens um die Gnade, mich

erklären zu dürfen!“ antwortete er mit einer Bescheidenheit, die fast an Traurigkeit grenzte.

„Ich gestatt' es! Doch kurz, mit zwei Worten!“ sagte das Fräulein ernst und mit dem eigenen Ton, welchen man demjenigen zumißt, dem man nicht zu verzeihen geneigt ist. Dabei öffnete sie das Zimmer, welches sie erst vor einem Augenblick verlassen hatten. Sie traten hinein.

„Noch einmal bitt' ich,“ sagte sie mit Hoheit und Strenge, „seid kurz. Man erwartet uns. Ihr verdientet nie, daß ich Euch wieder unter vier Augen hörte. Ich bin vollkommen Euretwillen enttäuscht.“

„Und ich, Fräulein, enttäuscht über Euch!“ antwortete Gangolf mit Festigkeit.

„Desto besser, Herr Trüllerey. Was habt Ihr mir also zu sagen?“

„Das Lebewohl!“ antwortete Gangolf trocken, und reichte ihr einen diamantenreichen Ring.

Ursula ward blaß. Sie erkannte den Verlobungsring. Obgleich in ihr selber der Wunsch gewaltet haben mochte, daß die Erklärung zuletzt eine Trennung herbeiführen sollte, damit sie dem Freiherrn von Sax näher treten könne, hatte sie doch den Augenblick gefürchtet. Dieser Augenblick war aber vorhanden, und brachte ihrem Stolze die schmerzlichste, unerwartetste Demüthigung.

Denn sie hatte den Bräutigam verabschieden, nicht von ihm verworfen werden wollen.

„Was wollt Ihr?“ rief sie, und es war eben so viel Erschrockenheit als Zorn in ihrer stammelnden Sprache, wie in dem ungewissen und doch funkelnden Blick ihres Auges.

— Habt Ihr dieses Ringes und unserer heiligsten Stunde vergessen? erwiederte der junge Mann: Sehet ihn! Er ist das Allerletzte, was Ihr von mir nehmen könnet, und das Letzte, was Ihr demjenigen geben könnet, dem Ihr schon mehr gegeben habet, als die Jungfrau durfte.

„Elender!“ schrie das Fräulein, trat hochroth glühend einen Schritt zurück und sagte, indem sie ihn mit Verachtung und Grimm über die Achseln seitwärts betrachtete: „Seid Ihr gekommen, zu allen Kränkungen, die ich von Euch ertrug, noch die blutigste zu fügen? Ich werd' einen Andern senden, der für mich Rechenschaft fordert. Die Tochter der Falkensteine entweihte sich nur einmal, und zwar, als sie Euch aus der Hefe des Pöbels erheben wollte. Entfernt Euch von meinen Augen.“

Gelassen versetzte der Jüngling, indem er sein halbgesenktes Haupt langsam erhob: „Nehmet das Letzte, was Ihr mir nehmen könnet; nehmet diesen Ring. Meine Ehre liegt ausser Euerm Be-

reich; nicht die Eure aus dem meinigen. Denn wisset es: ich selbst war jenen Abend Augenzeuge Eurer Untreue und meines Unglücks. Gekommen war ich in großer Heimlichkeit, die Geliebte zu überraschen, und fand — o, laßt mich schweigen! — — Hat Euch nicht Isenhofer meine Nähe verkündet? Und als Euer Verbrechen — oh! als es vollendet war, warum erschracket Ihr, da Ihr mich Verhüllten in der Fensterblende des langen Ganges erblicktet, durch welchen Ihr mit Freiherrn von Saz zum Tanz heimschlichet? — Brechen wir ab. Hier ist der Ring!"

Jedes dieser Worte, wie leise und traurig sie auch hingesprochen waren, trug etwas Zermalmendes an sich. Ursula stand ohne Bewegung, ohne Sprache. Das brennende Roth ihrer Wangen ward von Schneebläße umzogen. Ihr Auge starrte gläsern und düster. „Er weiß ja Alles!" war ihr einziger, heller, tödtender Gedanke. Sie wollte den vorigen Ton fassen, ihrer mächtig werden, wollte antworten, und konnte nicht. Sie zuckte mit den Lippen.

„Warum zaudert Ihr, Fräulein?" fragte Gangolf milder.

— Geht! antwortete sie kaum hörbar und mit schwerer Anstrengung: handelts mit meinem Vater ab.

„Das sei ferne!" entgegnete Gangolf: „Meine

Dankbarkeit will Euch noch eine Schuld für Zeiten abtragen, da mich eine Liebe beglückte, die noch nie war. Euer und Eures Hauses Name soll nicht durch unsere Trennung zum Weltgespött werden. Entsaget mir öffentlich zuerst; dann wird's nicht befremden, daß ich zurücktreten muß. Es steht Euch besser an, dem Vater zu bekennen, daß Ihr kein Herz für mich habet. Ich hingegen müßte ihm sagen, seine Tochter sei zugleich meine Braut und die Geliebte eines Dritten gewesen."

Er schwieg. Sie blieb tonlos; ihr Inneres voller Vernichtung. Ihr Herz schlug mit harten Schlägen. Um ihre Ohren brausete es, als ginge die Welt in Nichts aus einander, und doch klang Gangolfs Stimme entsetzenvoll aus dem betäubenden Rauschen hervor. Um ihre Augen schwamm Verworrenes und Gestaltloses. Alles ward Auflösung. Die Luft fing an zu fehlen. Sie that angstvolle Odemzüge.

Gangolf, welcher ihren Zustand nicht ahnete, sagte: „Kehren wir zur Gesellschaft zurück, daß man uns dort nicht vermisse. Verrathet das Geheimniß nicht selber!" Dabei legte er ungeduldig den Ring in ihre herabhangende Hand. Sie ließ ihn bewußlos fallen. Er bot ihr mit Höflichkeit den Arm, sie hinwegzuführen. Sie aber seufzte

heftig athmend: „Ich kann nicht! — Ich kann nicht!“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür. Fräulein Hagenbach trat herein und erschrack beim Anblick ihrer entstellten Freundin. „Ihr ist nicht wohl!“ rief sie: Geht, laßt uns allein; man erwartet Euch am Tische.“ Gangolf gehorchte und entfernte sich, zufrieden, ein unangenehmes Geschäft abgethan zu haben.

14.

Der Nachtbesuch.

Im hochgewölbten Speisesaal scholl an wohlbesetzter, langer Tafel lautes, fröhliches Getöse der schmausenden und zechenden Gäste. Gangolf empfing seinen Platz neben einem leer gebliebenen Sessel, welcher seiner Braut bestimmt sein mochte.

Die volle Pracht und Ueppigkeit der Falkensteine schien hier im glänzenden Silbergeschirr aufgetischt zu sein, in welchem sich von hundert brennenden Kerzen die Strahlen zurückspiegelten. Zwanzig reich gekleidete Diener waren geschäftig mit dem Auf- und Abtragen der Speisen, oder die Wünsche der Gäste zu befriedigen. In langen Reihen dampften abwechselnd Lamm- und Rin-

der-, Hasen- und Hirschbraten, Milchschweine und Wildschweine, Lachsforellen, Hechte, Karpfen, zahmes und wildes Geflügel; Alles köstlich bereitet und für die Augenlust mit Blumen, Lorbeeren, Zitronen und Granaten aufgeschmückt. Dazwischen stiegen künstlich geordnete Thürme von Backwerk und andern Leckereien empor. Landwein, edler Rheinfall, Malvasier und griechischer Rebensaft umringten in schimmernden Silberkannen die Gäste.

Gangolf befand sich in diesem Paradiese der Gaumseligen bald heimisch und wohlgemuth. Er gedachte seiner verlornen Braut mit einer Gleichgültigkeit, als hätte er sie nie geliebt; ja, ihm kam es fast unglaublich vor, daß er für sie habe Neigung empfinden können. Er schämte sich, ihr Gefühle bekannt zu haben, die weniger aus ihm selber hervorgegangen, als vielmehr von Aussen her, durch Wünsche des Markgrafen, durch Aussicht auf Verbindung mit einem mächtigen Hause, durch Vertraulichkeiten mit einem reizvollen, weiblichen Geschöpf erregt oder erkünstelt worden waren. Er trank den fröhlichen Nachbarn fröhlich zu, und leerte fleißig die Teller mit der Behaglichkeit eines Feinschmeckers.

Schon mochte eine Stunde vergangen sein, als das lauter werdende Geräusch der Tischgenossen um ihn her, die jetzt mit gehobenen Kelchen

sich jauchzend gegen den Eingang des Saales drehten, seine Aufmerksamkeit anzog. Es traten die Fräulein von Falkenstein und Hagenbach herein, ohne Zweifel vom Geber des Festes, dem Freiherrn Hans, herbeigeholt, der sie begleitete. Nicht bloß Zufall mochte es sein, daß die Frauenzimmer die ihnen bestimmten Plätze verwechselten, und statt der Braut die Freundin derselben an Gangolfs Seite den Sessel, Ursula aber den leeren auf der entgegengesetzten Tischseite einnahm, so viel auch Ursula's Vater, aber zu spät, dagegen eifern wollte.

Die Erscheinung störte indessen nicht im mindesten Gangolf's Zufriedenheit, um so weniger, da das Fräulein von Falkenstein ihm durch keinen Zug verrieth, welchen schrecklichen Augenblick sie bei ihm verlebt hatte. Ein schärferer Beobachter, als er, hätte freilich aus dem Gezwungenen ihres Lächelns, aus der Einsilbigkeit ihrer Reden, und daß sie mehr Zuschauerin als Mitgeniessende an der Tafel blieb, anders geurtheilt. Auch den Uebrigen würde es aufgefallen sein, wären sie nicht zum Theil von der Unpäßlichkeit des Fräuleins schon benachrichtigt oder zu sehr mit sich selber beschäftigt gewesen.

Desto gesprächiger wurde Gangolfs Nachbarin mit ihm, ganz wider ihre Gewohnheit. Alte Bekanntschaft, und ihr Verhältniß zum Fräulein

von Falkenstein, berechtigten sie jedoch wohl zu größerer Vertraulichkeit. Er hatte sie jederzeit im Umgange bezaubernd gefunden, und so oft er in ihrer Nähe war, konnt' er die thörichte Leidenschaft ihres bejahrten Anbeters, des Freiherrn Hans, verzeihlich heißen. Doch traulicher, gütiger, anmuthvoller, als diesen Abend, war sie ihm fast nie vorgekommen. Man hätte beinahe argwöhnen können, es wäre ihr darum zu thun gewesen, in seinem Herzen das leer gewordene Plätzchen einzunehmen. Aber ein Einfall von so frevelhafter Natur würde nie Gangolfs arglosen Sinn auch nur aus der Ferne berührt haben.

Schon nach einer halben Stunde gab das Fräulein von Falkenstein, von drüben her, ihrer Freundin wieder das Zeichen zum Aufbrechen. Diese, ehe sie den Sitz verließ, flüsterte Gangolfen freundlich in's Ohr: „Es ist nothwendig, daß ich Euch diesen Abend noch wegen Ursula's spreche. Ich erwarte Euch nach aufgehobener Tafel in meinem Zimmer." — Gangolf verhieß zu gehorchen. Die Frauenzimmer beide verschwanden.

Unterdessen nahm er an den Verhandlungen der Herren über die bevorstehende Eröffnung des Krieges lebhaftern Antheil. Es war lärmendes Streiten zwischen Allen, welche Partei ergriffen werden müsse? Die Gluth des Weins, welche die Gemüther entflammte und die Zungen beflügelte,

äusserte zugleich ihre überreizende Wirkung auf die Einbildungskraft der Hadernden, also daß die Unterhaltung in bunten Sprüngen wild umherflatterte, ohne je ihr Ziel zu erfassen. Man trank auf den Untergang aller Eidsgenossen, und vertheilte deren Städte und Länder in große Vogteien, die wie billig dem tapfern Adel im Namen Oesterreichs zu verwalten gebührte. Man fluchte der Saumseligkeit des Dauphins und seiner Feldherren, welche mit ihren Schlachthaufen längst schon über Mümpelgard und Altkirch vor Basel, wo nicht an der Aare, stehen sollten. Viele meinten, der französische König sei mehr wegen Straßburg, als der Schweizer wegen, in's Elsaß gezogen.

Schon rückte die Mitternacht heran, da sich Gangolf wieder seines Versprechens erinnerte und die zankenden Ritter verließ. Es schlug im benachbarten Thurm der Stiftskirche eilf Uhr, als er durch einen langen, halbdunkeln Gang vor das Zimmer der Hagenbach trat. Fast däuchtete es ihm zu spät oder unziemlich, in solcher Stunde das Gemach eines Frauenzimmers zu betreten. Doch vernahm er darinnen Geräusch, und bei seinem leisen Anpochen schien es sich zu vermehren. Er hörte eine Thür drinnen verschliessen, während die, vor welcher er stand, von innen entrie-

gelt ward. Sie öffnete sich, und schloß sich hinter ihm nach seinem Eintritt schnell.

„Heil'ger Himmel!“ rief halblaut das Fräulein, welches im Nachtgewand, halb entkleidet, schamhaft in sich selber zu versinken schien: „Seid Ihr's noch? Ich hatt' Euch in Wahrheit nicht mehr erwartet. Und doch, — Ihr wollet uns morgen schon verlassen, und wir müssen zuvor mancherlei mit einander ...“

— Verzeiht, Fräulein, unterbrach sie Gangolf in schamhafter Verlegenheit, indem er die Augen zur Erde senkte: Ich werde Euch morgen vor der Abreise suchen. — Er machte eine Bewegung, sich zu entfernen.

„Wir müssen unbelauscht und ungestört reden. Das erlaubt der Tag unmöglich, zumal bei der Menge der Fremden!“ sagte sie, hüllte den Obertheil ihrer Gestalt in ein leichtes Tuch und schmiegte sich in einen Lehnsessel eng zusammen. Dann wies sie ihm einen Platz nahe vor ihr an; gern wäre er weiter zurück gesessen, hätte es nicht die Wand hinter ihm gehindert. Die Spitze ihres kleinen Fußes stieß zuweilen an den seinigen.

Nun begann sie das Gespräch mit sanften Vorwürfen über seine Grausamkeit gegen Ursula. Sie gab eine Schilderung der drohenden Folgen, welche aus so plötzlicher und auffallender Trennung entspringen würden. Sie behauptete, er sei nur von

Ohrenbläsern getäuscht, und die Unschuld seiner Braut wäre verleumdet worden. Sie redete für ihre beklagenswürdige Freundin mit so großem Eifer, daß sie oft darüber sich selbst und die flüchtige Art ihrer Bekleidung vergaß. Verführerischer konnte sie unmöglich sein, als wenn sie in solcher Selbstvergessung mit bittender, schmeichelnder Stimme, und die Augen durch den Thau einer Thräne verschönt, vor ihm stand. Mehr als einmal war die Bescheidenheit seiner Blicke gezwungen, seitwärts zu flüchten.

Er nahm endlich zur Rechtfertigung seines Schrittes das Wort, so ruhig und doch so siegend in allen Gründen, daß am Ende selbst die Vertheidigerin nichts mehr erwiedern zu können schien, sondern nur zum Versöhnen und Verzeihen mahnte.

„Und gesetzt," sagte sie endlich mit fast muthwilligem Ton, „das gute Ursi hätte sich einen Augenblick vergessen können! Ihr, mein schöner, junger Herr, waret Ihr denn noch niemals schwach? Wollet Ihr nicht einem armen Mädchen verzeihen, was Ihr, starker Held, Euch selber vielleicht nur allzugern verziehen habt? Gesteht mir's nur!"

— Erlaubet, Fräulein, antwortete er, und sah sie ruhig mit seinen hellen Augen dabei an: Ich hatte mir nie in dieser Art etwas zu verzeihen.

Sie drohte schalkhaft mit dem Finger und

rief: „O, wer doch Alles wüßte! Auch in keinem Gedanken, auch nicht in einem Traume hättet Ihr gegen die Treue zur Braut gesündigt? Geschwind beichtet mir, und ich will Euch Absolution ertheilen.“

— Wofür haltet Ihr mich? antwortete er mit einer Stimme und Miene, welche fühlen ließ, daß ihn der Zweifel kränkte.

„Nun denn, mein lieber Heiliger,“ sagte sie, indem sie den blendend weißen Arm gegen ihn ausstreckte und seine Hand ergriff: „Der Himmel hat Vergebung für alle Sünden, und Ihr versagt sie einer einzigen, kleinen, flüchtigen?“

— Der Himmel vergibt die Sünden, antwortete Gangolf lächelnd: aber er vergibt sich nicht selber an Sünder. Ich bin im nämlichen Fall, und möchte so wenig, als er, Sündendeckel werden.

„O, Ihr seid mir ein böser, sehr böser, harter Mann!“ seufzte das Fräulein und stand auf: „Und wenn ich Euch nun gar schön, gar rührend bitten würde, mir die kleine Freude zu gönnen, eine Versöhnung zu stiften?“

— Sie ist Euch schon geworden! antwortete er, indem er sich ebenfalls vom Sitze erhob: Hab' ich nicht gesagt, daß ich das Fräulein nie hassen, aber auch nie lieben könne?

„Ach, das ist eine Versöhnung,“ erwiederte sie, „schauerlicher, als der wildeste Groll. Ich

wollte, Ihr haßtet meine Urſi. Dann ſäh' ich doch mehr als die todte Kohle dieſer Verſöhnung. Es wäre doch ein Fünkchen da, aus dem ſich ein Flämmchen, in anderer Richtung, blaſen ließe! Ich bitte, ich beſchwöre Euch, trauter Gangolf, laſſet Euch erweichen. Iſt denn dies Herz von Felſen?" —— Sie legte bei letztern Worten ihre Hand auf ſeine Bruſt, die andere auf ſeine Achſel und nahe an ihn gelehnt, ſah ſie ſo zärtlich ſchmeichelnd zu ihm empor, daß er den Blick kaum ertragen konnte.

Verwirrt ſchwieg er. „O, wie dies Herz ſchlägt!" ſagte ſie leiſe und lehnte ihr Haupt an ſeine Bruſt: „Schlägt es im Erbarmen? Laßt mich doch horchen. Was ſpricht es?"

Allerdings ſchlug es dem Jüngling, der ſich nie in ſo gefährlicher Lage befunden hatte. Er warf verlegene Blicke im Zimmer umher, als fall' er mit ſich ſelber in Noth. Es war ihm unmöglich, eine Antwort hervorzubringen. Sie legte indeſſen ſchmeichelnd ihren Arm um ihn, und ſtand lange neben ihm in jener liebkoſenden, unſchuldig-traulichen Selbſtvergeſſung, die uns in Chriſtens von Unterwalden ſchöner Zuſammenſtellung Amors und Pſyche's rührt.

„Urſula iſt gewiß nur Opfer grundloſen Verdachtes!" flüſterte ſie an ihm auf: „Denket, wenn ſie erſchiene; wenn ſie uns Beide in dieſem Ge-

mach, in dieser Stunde, in dieser Traulichkeit überraschen würde... müßte uns nicht der Schein bei ihr anklagen? Und wären wir nicht schuldlos, wie sie es war, obwohl sie uns verdammen müßte?"

— Ihr habt Recht. Auch den Schein sollen wir meiden! rief er: Gute Nacht, Fräulein! — Und mit diesen Worten ging er plötzlich von ihr, und riß, ehe sie es, nachspringend, verhindern konnte, die Thür auf, — aber in Verwirrung und Eilfertigkeit die unrechte, welche nur in ein Seitenzimmerchen führte. Und hart neben dieser Thüre stand — man male sich sein Erstaunen! — in der Stellung einer Horchenden, das Fräulein von Falkenstein. Sie trug noch die Prachtkleider, in denen er sie vor mehrern Stunden gesehen hatte. Stumm und betroffen sah er die vom Schreck Erblaßte an; dann umher durch das Zimmerchen, welches keinen andern Aus- und Eingang zeigte; dann auf die Hagenbach zurück, welche, ihr Gesicht mit beiden Händen verbergend, wie närrisch in der Stube umherlief.

„Was soll das?" schrie der Jüngling empört mit seiner vollen donnernden Stimme: „Welch loses Spiel gedachtet Ihr Beide mit mir zu treiben? Verabredung also?"

„Jesus, Maria und Joseph!" schrie ihm die Hagenbach leise und ängstlich zu: „Mäßiget doch

Euer Geschrei! Wecket nicht das ganze Haus, wie ein Rasender, wegen eines Zufalles."

„Ich verlange Licht!" donnerte er, wie vorher: „Hier sind Tücken! Meinethalben, ich will das Haus, ich will ganz Seckingen und gesammten Adel hier zum Zeugen."

„Um Gotteswillen, Gangolf!" rief Ursula und sank von Scham und Furcht überwältigt auf das Knie, indem sie die Hände flehend zu ihm streckte: „Wenn Ihr mich je geliebt habet, machet keinen Zusammenlauf! Bändiget Euch! Wollt Ihr uns Alle verderben und zum Gassenlied hingeben? Geht, geht! Aus Barmherzigkeit, geht!"

„Und warum argwohnet Ihr das Schlimmste sogleich?" setzte gefaßter Fräulein Hagenbach hinzu, doch mit noch verstörter Gebehrde: „Nun ja, ich verbarg meine Freundin, damit ich sie alsbald Euerm Herzen hätte zuführen können, wenn mein Versöhnungsversuch gelungen wäre. Welche andere Absicht hätte ihr und mir wohl das zügelloseste Mißtrauen beimessen dürfen?"

„Verzeiht, Fräulein," entgegnete Gangolf kälter, „dazu, scheint mir's, sei weder die nächtliche Stunde, noch eine Bekleidung vonnöthen gewesen, die mit Eurer Sittsamkeit im Widerspruch ist."

Das Fräulein von Hagenbach ward feuerroth. Ursula riegelte die andere Thüre des Zimmers

auf, öffnete sie dem Ritter und faltete die Hände, unter einem stumm flehenden Blicke, gegen ihn.

Er begab sich schweigend, sogar ohne Abschied, hinweg, und überließ die Beiden ihrer Reue oder ihren gegenseitigen Vorwürfen.

15.

Die Ritterversammlung.

Ohne Zweifel hatten seine Vermuthungen das Ziel dieser angestellten Gaukelei nicht allzusehr verfehlt. Er kannte die herrschende Leichtfertigkeit der meisten Frauen höhern Standes; aber kaum, wessen die gereizte Bosheit derselben sich wohl vermessen konnte. Wahrscheinlich hatte die verschmitzte Geliebte des Freiherrn Hans von Falkenstein nur die Versucherin gespielt, damit ihn seine verstoßene Braut in deren Armen überraschen, sich an seiner Demüthigung weiden und über Entweihung der Treue, wie des Gastfreundschaftsrechts, vor dem Vater klagen könnte. Dem Jüngling schauderte. Solcher Ausschweifung blinder Rachsucht hätt' er das weiche, spielende, zärtliche, schmeichelnde, thränenselige Evensgeschlecht nicht, oder wenigstens nicht die schöne Ursula, gewachsen geglaubt. Unter Betrachtungen dieser Art entschlummerte er erst spät, mit Verachtung und

Ekel wider gesammte weibliche Bevölkerung des Erdkreises.

Zum Glück war der Traumgott, welcher in dieser Nacht über dem unruhigen Schläfer schwebte, klüger, als der, welcher in Gefahr stand, vollkommener Weiberhasser zu werden. Denn da erschien ihm in verklärter Gestalt ein frommes Mädchen, dessen Schönheit und stille Milde ganz dazu geschaffen war, die Hölle selbst gottesfürchtig zu machen. Dieselbe Gestalt war's, die er einst von der Stilli nach Brugg begleitet und unter den Trümmern der Freudenau gefunden hatte. Er konnte sich nicht enthalten, vor allen Dingen wieder, wie damals, das Schneegrübchen im Kinn zu bewundern und sie, auf ihrem Esel reitend, einer fliehenden Mutter Gottes zu vergleichen. Aber der Traumgott machte sie unendlich gütiger, unendlich schwesterlicher, als sie in der Wirklichkeit erschienen war. Gangolf fühlte sich in nie empfundener, seliger und doch beklemmender Sehnsucht zu der Heiligen gezogen. — Und was er empfand, das schien auch sie zu fühlen. Er las Alles in ihrem Wesen, ob sie auch schwieg. Sie beschenkte ihn mit einem Strauße dunkelblauer Blumen. Das aber war die letzte Huld des Traums. Als Gangolf die Augen aufschlug, ergossen sich die Sonnenstrahlen schon warm und blendend durch die runden Scheiben des Gitterfensters.

Er kleidete sich eilfertig an. Keine Erinnerung an das Abentheuer des gestrigen Abends schien ihm geblieben, Alles vom Zauber des Traumes verwischt zu sein. Er sann sich gern in diesen zurück, er spann ihn gern fort. Es war, als müss' er die dunkelblauen Blumen wieder finden. Er konnte sich's selber kaum verzeihen, das Edelste und Schönste, was seinen Augen je begegnet war, vergessen gehabt zu haben. Nun wiederholte er im Geist ihre Worte und das Unnennbarsüße ihres Tones; nun die Zartheit ihrer Gesichtsbildung, das Heilige im Blick ihrer Augen, ihr ganzes Aeussere, bis auf den schönen Faltenwurf der groben Begutten-Tracht. Nun nannte er sich ihren Namen Veronika. Er empfand im Innersten der Brust noch das Beklemmende der Sehnsucht aus dem Traum; es war ein Weh voll geheimer Wonne.

Zuweilen, wenn zwischen diesem Treiben seiner trunkenen Einbildungskraft der Blick seines gesunden Verstandes heller ward, lächelte er über sich selbst. „Bin ich denn wahnsinnig?“ dachte er, und ward fast geneigt, diesen Traum für etwas Uebernatürliches zu halten. Er hatte wohl manchen schon lebhafter, aber noch keinen von so tiefen und anhaltenden Nachklängen in seiner Seele gehabt.

Indessen ward leise an die Thür gepocht. Zwei Diener brachten die Morgensuppe und den Wein. Sie waren schon dreimal vergeblich da gewesen. Er erfuhr, die Ritterschaft sei längst zur letzten Berathung versammelt. Man mußte ihn dahin führen.

In einem hohen, gevierten Saale von St. Fridolins Stiftgebäuden saßen bei vierzig Grafen, Freiherren, Ritter und Edelknechte längs den Wänden auf Polsterbänken umher. Ueber ihren Häuptern sah man rings an den übertünchten Mauern die Wappenbilder der Aebtinnen des Klosters seit den Tagen Bertha's, der frommen Schwester Kaiser Karls des Dicken, auch betende Heilige und schebende Engelsgestalten zwischen Wolken bunt in Kalk geätzt. — In des Saales Mitte saßen um einen schwarzbehangenen, viereckigen Tisch mehrere Ritter; Freiherr Hans von Falkenstein oben an, als Führer der Versammlung; ihm unten gegenüber Herr Isenhofer von Waldshut, ämsig schreibend, als Kanzlar der Ritterschaft. Sowohl das allgemeine Vertrauen, als seine Gelahrtheit machten ihn dieses Amtes würdig.

Es redete so eben, bei tiefer Stille der Uebrigen, ein Benediktinermönch des Klosters St. Blasien im Schwarzwalde, welcher von seinem Abt Nikolaus zur Kirchenversammlung nach Basel abgeordnet war. Auf der Durchreise in Seckingen

hatte man ihn erbeten, dem Zusammentritt des Adels durch seine Gegenwart größere Würde und durch sein Gebet heilige Weihe zu geben. Er war ein schöner, vollblütiger Mann, und galt für den vorzüglichsten Redner St. Blasiens.

„Das göttliche Zorngericht", rief er, „ist bereit, über die frevelvollen Häupter der Schweizer auszubrechen. Wenn Ihr auch furchtsam wanket, das göttliche Zorngericht wanket darum keinen Augenblick. Es wird die sogenannten Eidsgenossen, jene wilden Empörer zerschmettern, welche die Satzungen Gottes und der Natur mit Füßen treten, und die es wagen, ihre Hand gegen den König, gegen den Gesalbten des Herrn, gegen ihre rechtmäßige Herrschaft zu erheben. Jedes Volk des Erdkreises gehorcht Königen; diese Bauern aber wollen Herren heißen; das will sagen, sie rufen die höllische Zwietracht zu ihrer Fürstin aus.

„Vortrefflich spricht St. Hieronymus zum rusticum Monachum: Vielherrschaft taugt nicht. Rom, kaum erbaut, konnte nicht zwei Brüder zu Königen haben, darum ward es mit Brudermord eingeweiht. Esau und Jakob fingen schon Krieg von Mutterleibe an. Im Himmel ist nur ein Gott; auf Erden ist nur ein Haupt der Kirche; in der Welt nur ein Kaiser; im Schiffe nur ein Steuermann; im Hause nur ein Hausherr; im

Heere nur ein Feldoberst. Die Bienen folgen nur einem Führer; die Störche, wenn sie in langen Reihen durch die Wolken ziehen, nur einem, der voranfleugt."

Gangolfs Augen ruhten mit Wohlgefallen auf der stattlichen Gestalt des Mönchs, der zum Schlusse seine Zuhörer gegen die unzähmbaren Rotten der Schweizerbauern mit einer Inbrunst ermahnte, als wär' es zu einem Kreuzzug wider die ungläubigen Sarazenen.

„Straf mich Gott, wenn der wohlehrwürdige Vater nicht Recht hat!" rief aus der Fern' eine Stimme. Es war die des begeisterten Herrn Marquard von Baldegg: „Man muß diese verdammten Kühmelker mit Stumpf und Stiel austilgen, wie der wohlehrwürdige Vater sagte, gleich der Rotte Koran, Dathan und Abimelech. Nun, Vetter Thomas von Falkenstein, wie steht's jetzt? Erkläre dich vor uns Allen. Alle fordern wir es! Entscheide dich!"

Thomas von Falkenstein erhob sich. Gangolf mogte ihn kaum ansehen, so widerwärtig war ihm dieses Gesicht von jeher gewesen. Ein schwarzbrauner Kopf mit dickem, schwarzem, zottigem Hauptbaar und Knebelbart, großer Nase, vorstehenden, trotzigen Augen, scharfen Gesichtszügen, deren Härte kaum durch das Sinnlich-Ueppige um den Mund und um das feiste vorstehende Kinn

gemildert ward. Es war übrigens eine breite, untersetzte Gestalt, die, ihrer Leibesstärke bewußt, mit jeder Bewegung zu drohen oder losschlagen zu wollen schien.

„Meint Ihr," rief Freiherr Thomas aus gewaltiger Kehle, und seine Hände krallten sich vor der Brust: „es jucke mir nicht die Faust, mehr denn Euch Allen, den Tanz mitzumachen? Lieber heut, als morgen möcht' ich die Nester der Eidsgenossen mit eisernen Besen fegen. Aber ihrer sind viel. Wo bleibt des Königs verheißene Hilfe? Wo das Heer der Franzosen und Armagnaken? Wenn ich die Staubwolken vom Anzuge des Dauphins erblicke, dann sollt Ihr die Rauch- und Feuersäulen sehen, welche Thomas von Falkenstein vor ihm her schicken wird. Alles Andere ist Tollheit! Meine Burgen längs der Aare liegen zwischen Bern, Basel und Solothurn im Sack. Es wird mir Keiner eine Fensterscheibe zahlen, wenn meine Schlösser von den Eidsgenossen berannt und zerstört sind, und ich um Hab und Gut gebracht bin."

„Hundert- für einmal hab' ich's Euch gesagt, und vor versammelter Ritterschaft hier wiederhol' ich's Euch feierlich," entgegnete Freiherr Hinz von Saz, „Herr Landgraf von Buchsgau und Sißgau, das ist der Wille meines gnädigen Herrn, des Herzogs Albrecht von Oesterreich: wie viel

Burgen Euch im Krieg verloren gehen, so manches Schloß an der Etsch will Herzog Albrecht Euch wiedergeben!"

„Hättet Ihr mir sein fürstliches Wort in Brief und Siegel gebracht, Herr von Saz, so dürft' es sich hören lassen!" antwortete Thomas: „Die Lippen der Fürsten, weiß man, sind jederzeit freigebig, aber ihre geizigen Hände taugen besser zum Griff. Wer gewährleistet mir am Ende der Dinge Albrechts Zusage?"

Da erhoben sich fast alle Ritter lärmend von ihren Bänken und riefen: „Wir sind Bürgen, wir, wir, Herr Landgraf! Wir gewähren, wir Alle!"

Nachdem das Getümmel gestillt war, sagte der Landgraf: „Sei's drum! So gilt's! Euer Aller Ritterwort wiegt mir ein Fürstenwort. Doch rühr' ich mich nicht, bevor wir der Städte Zofingen, Aarau, Brugg und der übrigen im Aargau versichert sind. Sie könnten uns ein Seil spannen, darüber wir im Lauf den Hals brächen. Für Aarau haben wir Sicherheit. Trüllerey ist unter uns. Er gibt mir jeden Tag die Stadt, wenn sie nicht gutwillig geht. Wie halten wir's mit den andern?"

„Macht keine falsche Rechnung, Herr Landgraf!" unterbrach ihn Gangolf: „Aarau und der Thurm Rore haben zu Bern geschworen und wer-

den fest und ehrlich zu Bern halten. Ihr aber, wie möget Ihr vergessen, daß Bern so lange Eure Vormundschaft geführt und Euch, als Ihr unmündig waret, vertreten hat, daß Ihr nun Eurer Wohlthäterin so sehr untreu werden wollet?“

Es entstand Todtenstille. Jeder richtete den Blick auf den Jüngling. Langsam wandte auch Thomas von Falkenstein das eiserne, braune Gesicht nach ihm und sagte: „Wer will uns hier lehren, was ein Edelherr bürgerlichem Volk schuldig ist? Ihr doch nicht, Junker Gangolf? Laßt mich's noch einmal hören: Ihr also haltet mit Aarau zu Bern ... sagtet Ihr so? He?“

„So sagt' ich!“ versetzte Herr Trüllerey.

„Warum kamet Ihr denn in die Versammlung des Adels, wenn Ihr wider uns seid?“ fragte Thomas.

„Warum liesset Ihr mich berufen?“ antwortete jener: „Uebrigens werd' ich nicht wider Euch sein, wenn ich nicht für Euch bin.“

„Aber, straf mich Gott! so habt Ihr ja den Markgrafen angelogen!“ schrie Marquard von Baldegg: „Der Markgraf von Hochberg baut Häuser auf Eure Ergebenheit, Herr Trüllerey!“

„Er ist von meinen Entschlüssen vollkommen unterrichtet!“ erwiederte Gangolf: „So lange die Abwesenheit meines Vaters und der Krieg dauert, weich' ich nicht aus Aarau.“

„So wahr mir Gott und seine Heiligen beistehen, Gangolf,“ schrie Ursula's Vater, Freiherr Hans von Falkenstein, dazwischen, „es sollt' Euch bitter bekommen, wenn Ihr den Ausreisser machtet. Was zum Hause Falkenstein gehört, soll und muß mit den Falkensteinen gehen. Meine Tochter ist der Preis der Dienste, so Ihr noch zu leisten habet. Wisset Ihr's noch?“

„Soll mein erster Dienst ein Meineid sein, Freiherr?“ fragte Gangolf.

„Meine Tochter ist der Preis der Dienste, die Ihr uns zu leisten habet!“ wiederholte warnend Freiherr Hans und erhob sich stolz vom Lehnstuhl.

„Ich bin ein freier Rittersmann, altadelichen Stammes, aber keines Menschen Sklav!“ entgegnete mit starker Stimme Gangolf: „Behaltet Euern Preis, ich behalte Freiheit und Ehre!“

„Ihr Herren alle, Ihr seid Zeugen!“ schrie Hans von Falkenstein hastig, als käme ihm Gangolfs Wort eben zu rechter Zeit: „Ihr habt es angehört; er sagt sich von der Hand meiner Tochter los! So will ich sie denn lieber einem meiner leibeigenen Knechte antragen, eh' ich gestatte, daß Ihr sie Braut heißet. Kein Markgraf, kein König und kein Kaiser soll's je ändern, so wahr Gott helfe!“

„Gangolf, Herzensschatz, Trotzkopf!“ rief

Marquard von Baldegg: „Plagt Euch der lebendige Satan? Kehrt um, es ist hohe Zeit! Die schönste aller Jungfrauen steht auf dem Spiel."

„Die Ehre des Mannes ist schöner, als die Schönheit des schönsten Weibes!" versetzte Herr Trüllerey sehr ruhig.

„Ha!" schrie jetzt Landgraf Thomas erbost: „Ungezüchtigt sollst du, Milchbart, fürwahr nicht eine Tochter von Falkenstein dem Bürgergeschmeiß deiner Städte opfern. Und will ich Aarau, sieh! morgen soll's mir gehören, und hätt' es die Mauern von Eisen. Deinen Thurm stürz' ich, wie einen mürben Sandblock, in die Fluthen des Stromes hinab. Sag's deinem Vater, dem Tückmäuser, ich will aus den Schloßfenstern von Königstein lachen, wenn er und seine Spießbürger mit dir Bettel- und Brandbriefe durch's Land tragen."

„Thomas von Falkenstein, wahre dein Lästermaul!" rief Gangolf donnernd: „Mische den Namen meines Vaters nicht in deinen Geifer. Hier stehst du unter uns Rittern, nicht aber unter deinen bezahlten Zigeunern."

Brüllend schoß der Landgraf von seinem Sitz auf und gegen Gangolf in drei Sprüngen: „Frecher Knabe!" schrie er: „Zu wem sprachst du? Wessen unterfängst du dich?"

Langsam richtete sich der Jüngling vor ihm

auf und sagte: „Meinst du, mein Wort könnte einem Einzigen in dieser ehrbaren Versammlung gelten, wenn nicht dir?"

Der Landgraf riß die nahe Saalthür auf und brüllte: „Hinaus! hier hinaus! bernischer Spürhund! Hinaus, wenn ich dich nicht durch's Fenster stürzen soll. Wird's?"

„Thomas Falkenstein, du bist ein so gemeiner Bösewicht," sagte Gangolf kaltblütig, „daß der Koth deiner Worte meine Ehre so wenig besudeln kann, als ein Fliegenfleck meinen Schild."

Aus dem ganzen Saale traten bestürzt und langsam die Anwesenden näher. Freiherr Thomas aber stand, wie vom Starrkrampf gebunden, lange Zeit unbeweglich. Seine Gesichtsfarbe ward im Zorne zum häßlichen Rothgelb, seine bebende Unterlippe veilchenblau. Könnte ein Mensch, wie ein Basilisk, durch vergiftendes Anschauen tödten: sicherlich hätte der stierglotzende Blick des Freiherrn, aus welchem entsetzliche Wuth herüber funkelte, den Mord vollendet. Sein Anblick war schauderhaft. Man sah das krampfige Zucken seiner Finger und der Gesichtsmuskeln.

Jählings, mit dem Satz eines Tigers gegen die Beute, sprang Thomas gegen den ihn furchtlos betrachtenden Jüngling, und krallte seine starken Fäuste in dessen Achseln. Dieser aber wich

nur einen Schritt, stämmte sich dann und Beide fingen unter furchtbarem Geschrei an zu ringen.

„Friede! Friede!“ brüllten die Stimmen der Zuschauer durch einander: „Gangolf! Thomas! Laßt ab! Thuts auf ritterliche Weise!“ Aber die beiden Erbitterten hörten nicht mehr. Nach einer Weile anhaltenden Ringens fühlte sich aber Freiherr Thomas, durch Gangolfs gewaltige Armeskraft ergriffen, dem Fußboden entrückt, und von dessen Fäusten wie ein Knabe in die Luft gehoben. Der Freiherr stieß einen entsetzlichen Schrei aus, und fuhr, gleich einem wilden Thier, mit den Zähnen schnappend, rechts und links umher. Gangolf schleuderte ihn dann aber so mächtig zur Erde, daß das Haus erdröhnte.

Jedermann glaubte, die sämmtlichen Rippen des Landgrafen müßten von dem ungeheuern Wurf gebrochen worden sein. Der Freiherr lag wie ein Zerschmetterter da, die mörderischen Augen aber noch starr auf den Gegner gerichtet. Eben wollten sich einige der Umstehenden nahen und ihm aufhelfen, als er von selbst jach empor sprang. Er riß das Schwert aus der Seite, und rannte schnaubend gegen Gangolf. Dieser begegnete ihm behend mit der Klinge. Doch zehn andere Degen streckten sich zwischen Beide, und rücklings zerrte man die Kampfsüchtigen von einander unter toben-

dem Rufen: „Halt! hier ist heiliger Boden! Kein Mord im Kirchentwing!“

Viele umringten den Freiherrn, Andere Herrn Gangolf, den sie zu besänftigen trachteten. Sie führten ihn hinweg und baten ihn, Seckingen zu verlassen, denn der rasende Thomas sei jeder That fähig, und von seinem aufgebrachten Bruder Hans zu Allem unterstützt. Gangolfs Roß ward gesattelt. Einige der Ritter, die den unerschrockenen Jüngling aus Bewunderung liebgewonnen hatten, begleiteten ihn noch zur Rheinbrücke und hinüber an's jenseitige Ufer.

16.

Die nächsten Folgen der Versammlung.

Der Vorfall hatte nicht nur jener Versammlung ein unerwartetes Ende gemacht, sondern den ganzen Rittertag aufgelöset. Der größte Theil des nach Seckingen gekommenen Adels verließ eilfertig noch desselbigen Tages die Stadt und kehrte auf seine Schlösser zurück, als stände, beim nahen Ausbruch des Krieges, jedem die Gefahr schon vor den Mauern. Vieles blieb ganz unausgemacht, was noch im Wurf gelegen gewesen war.

Es versteht sich, daß alle Schuld dieser störenden Begebenheit dem erklärten Abfall Trüllerey's angerechnet wurde. Jeder im Hause der Falken-

steine sandte ihm Verwünschungen nach; die fürchterlichsten von Allen der Landgraf Thomas. Zehnmal wiederholt' er an dem Tage seinen Schwur, er wolle sich keines gesunden Schlafes erfreuen, wolle nicht selig sterben, wenn Aarau nicht zum wüsten Steinhaufen werden, und der Thurm des Freihofs nicht in den Grund der Aare stürzen sollte. Und man wußte gar wohl, daß der Landgraf Mann genug war, sein schreckliches Wort zu erfüllen.

Freiherr Hans fluchte zwar auch brüderlich mit, doch in den Flüchen, die dieser ausstieß, war eine gewisse Zufriedenheit mit dem Ausgang des Ereignisses unverkennbar. Er freute sich heimlich, daß er es diesem Anlasse danken konnte, auf gute Art des Schwiegersohnes losgeworden zu sein, der seinem Stolze nie anständig gewesen war. Auch Fräulein Ursula würde frohe Miene zu diesem unverhofften Spiel des Schicksals gemacht haben, das ihre Wünsche über alle Erwartung begünstigte, hätte nicht die bevorstehende Abreise des Freiherrn von Sax, dem sie ihrerseits nun ohne Hinderniß angehören konnte, zur bittersten Traurigkeit gestimmt. Es that ihr wohl, ihrem Schmerz keine Gewalt anthun und die Thränen nicht zurückhalten zu müssen. Wer sie nicht näher kannte, schrieb diese Betrübniß dem plötzlichen Bruch mit

dem ehemaligen Bräutigam zu. Freiherr Hans, ihr Vater, erschöpfte sich in Trostgründen.

Schon am zweiten Tage in der Frühe reis'te der Freiherr von Sax zum Markgrafen von Hochberg nach Zürich ab, mit den besten Zusicherungen des Beistands von Seiten der Falkensteine, so wie des aargauischen und breisgauischen Adels für das Haus Oesterreich. Ihm war auch auf Verlangen gesammter Ritterschaft Herr Isenhofer von Waldshut als Rathgeber und Geheimschreiber zugegeben, der die Falkensteine ununterbrochen von Allem unterrichten sollte, was in Zürich und beim Markgrafen und in den Kriegshändeln mit den Eidsgenossen Merkwürdiges geschehen möchte.

Ursula war nach der Abreise ihres geliebten Jugendgefährten untröstlich, ob er ihr gleich noch vor dem Abschiede den Schwur der Treue und das Versprechen erneuert hatte, ohne Verzug auch seinerseits mit der ihm Anverlobten brechen, und dann öffentlich um die Hand der Erbin von Falkenstein anhalten zu wollen. Isenhofer hatte dem Fräulein in die Hand geloben müssen, da der Freiherr selber nicht schreiben gelernt, ihr vom Befinden, Thun und Lassen desselben fleißige Meldung zu machen.

Inzwischen schon nach einigen Tagen gerieth Ursula in keine geringe Bestürzung, als sie vom

Zufall erfuhr, daß ihre schönen Augen nicht allein dem liebenswürdigen Hinz nachweinten. Man sprach von einer seltsamen Entdeckung, die im Domstift gemacht worden sei, wo eins der frommen jungen Fräulein oft nächtlicher Weile die Besuche des Freiherrn angenommen. Diese Entdeckung veranlaßte im Stift viele Unruhen und Untersuchnngen. Das Gerücht davon, welches sich bald durch das ganze Städtchen verbreitete, führte aber unvermuthet zu einer zweiten ihr ähnlichen. Die hübsche Tochter eines reichen Bürgers, in dessen Hause Freiherr Hinz Wohnung gehabt hatte, verfiel in Verzweifelung und Wahnsinn, als die Nachricht von dem, was inner den heiligen Mauern geschehen war, zu ihren Ohren kam. Denn Hinz hatte ihr ausschließliche und unvergängliche Liebe gelobt gehabt. Das Entsetzen, sich betrogen zu sehen, raubte ihr den Verstand. Sie erzählte Jedem, der es hören wollte, ihre Leidens- und Liebesgeschichte.

Da Niemand, ausser der Hagenbach, die geheimen Verhältnisse Ursula's kannte, berichtete man dieser um so unbefangener die Stadtmährchen und mit immer neuen Ausschmückungen. Alle Kunst und Macht weiblicher Verstellung mußte Ursula aufbieten, um nicht zu verrathen, wie bei diesen Nachrichten in ihrem Innern der Schmerz wüthete. Ihr Wesen ward zerrüttet

und zerrissen. Selbst des einzigen Trostes noch entbehrte sie, ihren Kummer an der Brust einer treuen Freundin auszuweinen; denn seit wenigen Tagen hatte sie auch gegen die Hagenbach schweren Argwohn gefaßt, der vielleicht nicht ganz grundlos sein mochte. Dies Mädchen, obwohl immerdar blöde und schüchtern in männlicher Gesellschaft, doch darum nicht minder gegen sie anlockend und geistvoll, hatte eben in den letzten vier Tagen vor der Abreise des schönen Hinz den unverhehltesten Abscheu gegen ihn geäussert. Er hingegen hatte sie seitdem mit größerer Ehrerbietung behandelt, angelegentlicher ihre Nähe gesucht, und in seinen Augen war, man hätte sagen sollen, eine Abbitte voll zärtlicher Traurigkeit zu lesen gewesen.

Es blieb zwar noch zu errathen, was zwischen Beiden vorgefallen sein konnte, das einer Abbitte bedurft hätte. Ursula aber kannte die schlaue und wunderliche Geliebte ihres Vaters, kannte deren Art und Weise gegen Anbeter, die sie beglückt hatte, und nach Allem, was sie von der beispiellosen Untreue des Freiherrn von Sax vernehmen mußte, behielt sie keinen Zweifel, daß auch die Hagenbach verrätherisch gehandelt habe. Sie verbannte dieselbe aus ihrem Umgang, und verschloß sich tagelang in ihr Gemach. Da saß sie, starr und thränenlos. Nur dann und wann lös'te sich

ein tiefer Seufzer aus dem Innern ihrer Brust, bis der zusammengepreßte Schmerz ihre Gesundheit zerriß.

Sie fiel in ein hitziges Fieber, das ihrem Leben Gefahr drohte. Selbst dem Krankenbette durfte sich die Hagenbach nicht nahen. Ursula gerieth jedesmal, beim Anblick derselben, in eine wahrhafte Naserei. Die Kunst der Aerzte, und noch mehr die jugendliche Lebenskraft retten zwar das Fräulein vom Tode; doch auch beim Genesen blieb Ursula düster und sprachlos. Nur zuweilen entschlüpfte ihr halbleise das Wort „Ungeheuer!“ Aber Niemand wußte es zu deuten. Zuweilen küßte sie still weinend den prächtigen Diamantring, welchen ihr Gangolf am letzten Abend zurückgegeben hatte. Man sah es; man rieth umher nach den Ursachen; man fragte sie. Ursula weinte heftiger, und schwieg. Sie ließ Niemanden das finstere Heiligthum ihrer Geheimnisse sehen.

Unterdessen war der Freiherr Hinz von Sax, unbekümmert um die Thränen, welche seinetwillen zu Seckingen von so viel schönen Augen flossen, mit Isenhofern glücklich am letzten Tag des Waffenstillstandes, oder des faulen Friedens, in Zürich angekommen. Hier herrschte lautes kriegerisches Leben. Ausser den Ringmauern und Vestungswerken wurden neue Bollwerke und Gräben aufge-

Bayerische Staatsbibliothek München

worfen. Die Straßen der Stadt wimmelten von bewaffneten Bürgern, Landleuten und Söldnern. Oesterreichisches Kriegsvolk wachte an den unverschlossenen Thoren. Furcht vor den Eidsgenossen erblickte man nirgends, obwohl Jedermann wußte, daß deren Banner in vollem Anzug nach Kloten, in der Grafschaft Kyburg, waren. Die Herberge, in welcher die beiden Reisenden einkehrten, erscholl vom fröhlichen Gelärm zechender, hadernder, singender Gäste. Da wurde die Stärke der französischen Heeresmacht und der kaiserlichen Hilfe aus Deutschland besprochen; der Tag berechnet, an welchem die Fahnen der Armagnaken am Züricher Seeufer flattern könnten; und Spottlieder auf die Eidsgenossen tönten dazwischen von andern Stuben und Tischen her.

Der Freiherr begab sich folgendes Tages zum Markgrafen Wilhelm von Hochberg, seine Vorrichtungen zu melden. Er brachte aber böse Botschaft heim, als er nach dem Mittagsmahle in die Herberge zu Isenhofern zurückkam.

„Schreib den Falkensteinen!“ rief er mit einem Gesicht, welches noch vom Weine der markgräflichen Tafel glühte: „Du wirst des Schreibens vollauf haben. Die Feindseligkeiten sind angehoben. Den ersten Gruß haben die Schweizer aus Höflichkeit dem Herrn Markgrafen selbst gebracht, und ihm seine zwei Schlösser im Thurgau, Spiegel-

berg und Griessenberg, in vergangener Nacht niedergebrannt."

— Das ist schlimme Vorbedeutung! antwortete Isenhofer: Es hätte fröhlicher gelautet, wenn die Oesterreicher oder Züricher den ersten Streich gespielt hätten.

„Sprichst du doch, wie der alte Rathsherr am Markgrafentisch!" entgegnete der Freiher: „Der wollte sogar von einer Prophezeihung melden, Kaiser und Könige müßten in der Schweiz zu Grunde gehen. Wir aber lachten den alten Narren gebührlich aus. Ist mir doch auch von einer Zigeunerin schon in der Kindheit geweissagt, ich werde im Purpur sterben, und sehe noch keine schöne Prinzessin, die mir Krone und Thron bietet."

— Ihr seid auch noch jung, um Vieles zu erleben! versetzte Isenhofer: Was aber hat der Markgraf vor? Denkt er an keine Unternehmung, die Eidsgenossen einzuschüchtern? Es ist wahrlich ein unlustiges Ding, sich seine Burgen vor der Nase wegbrennen zu sehen, auch wenn man deren ein Dutzend hätte.

„Nichts!" erwiederte Hinz: „Ich stimme dem Markgrafen bei. Man muß es ihm lassen: er ist ein gemachter Feldherr, kalt, bedächtig, schlau. Er lachte, als der Eilbote zitternd die Nachricht von dem Brand der zwei Schlösser auskramte. Er sagte bloß: Die Schweizer trinken mir früh

zu; ich will ihnen Bescheid thun, ehe sie sich's versehen."

— Gut gesprochen! bemerkte Isenhofer: Aber gut geschlagen, wäre besser. Was hat er im Wurf?

„Nichts, sag ich dir!" antwortete der Freiherr: „Bis zur Ankunft der Armagnaken, Nichts! Unsere Besatzungen halten indessen den Feind vor den Städten fest. Wir Andern machen Streifzüge, gehen auf Abentheuer und Beute aus, damit wir nicht vor Langeweile sterben, oder . . ."

— Schmausen, saufen, und erobern Weiberherzen, fiel Isenhofer spottend ein, während die Schweizer Euer Land verheeren und Euch zuletzt hinauspeitschen.

Der Freiherr lächelte höhnisch-stolz und erwiederte: „Wenn sie es mit Helden deines Gleichen zu thun hätten, deren Schwerter im Gänsestall geschmiedet sind! — He, Meister Scribifax, begleitest du mich, wenn's in ein Gefecht geht? Der Markgraf hat mir verheißen, beim ersten Stück Arbeit mich zu wählen, wo es Kopf und Kragen gilt."

— Kopfarbeit der Art ist mir nicht neu. Ich komme! sagte Isenhofer mit gleichgültigem Ton.

„Kommst du?" rief Hinz von Sax einige Tage später, als er abermals vom Markgrafen zurückkehrte: „Nun gilt's Kopf und Kragen! Diesen Augenblick lass' ich mein bestes Roß satteln. Ich

muß zum Wildhans nach Greifensee. Alle Schweizer sind von Kloten dahin im Anzug. Und gilt es Kopf und Kragen, ich muß vor ihnen in Greifensee hinein."

— Ihr allein, oder mit Kriegsvolk? fragte Isenhofer.

„Ich allein und mein gutes, hartes Schwert!" antwortete der Freiherr: „Ich bringe dem Wildhans die letzten Befehle. Er muß das Schloß halten, bis die Franzosen herankommen und ihn befreien. Nicht zwei Wochen währt's, ist der Dauphin mit vierzigtausend Mann zum Entsatz da. Hans von Rechberg hat Freudenbotschaft aus dem französischen Lager gesandt. Kömmst du?"

— Ich komme. Lasset für mich satteln. Mir ist das Abentheuer nicht ungelegen.

„Geht's gut, sind wir noch diesen Abend zurück!" sagte der Freiherr fröhlich: „Drei Stunden Wegs fliegen wir in halber Zeit, wenn uns die Schweizer nicht den Paß verrennen."

Die Pferde wurden gesattelt. In Eil flogen die Reiter durch die engen, krummen Gassen der Stadt, durch die Thore, über die donnernden Zugbrücken hinaus ins Freie. Es war der erste Maitag. Die Mittagssonne brannte. Der Weg ging rauh und mühsam durch ein Hügelland nordwärts.

Als sie nach scharfem Ritt an die Ufer der

Glatt kamen, sahen sie links aus der Ferne die Schlachthaufen der Eidsgenossen schon im vollen Anzuge. Blitze von Schwertern und Harnischen aus wehenden Staubwolken längs den Höhen; flatternde Banner inner Wäldern von Speeren. Rechts, wohin sich unsere Reisige eilig wandten, ward die Landstraße von Greifensee her mit flüchtenden Leuten bedeckt, die ihnen entgegen kamen. Der Wildhans, schon vom Aufbruch der Schweizer unterrichtet, hatte die Einwohner des Städtleins Greifensee ermahnt, mit ihrer besten Habe davon zu gehen, wenn sie nicht die Schrecken der Belagerung, vielleicht die Einäscherung ihrer Häuser sehen wollten.

„Platz!“ schrie Freiherr Hinz, und sprengte durch die kläglichen, stillen Haufen, die ihm links und rechts erschrocken auswichen. Isenhofer folgte mit einem Blick des Mitleids dem Jammerzuge der Auswanderer. Weiber trugen auf ihren Häuptern schwere Lasten Gepäcks, oder in den Armen schreiende Säuglinge. Männer trieben Kühe vor sich her, oder Schweine. Kleine Knaben führten Ziegen am Seil. Keiner wanderte ganz leer. Selbst jüngere Kinder, die mit einer Hand den Rock der Mutter festhielten, trugen im andern Arm ihr Spielzeug, oder ihr Lieblingskätzchen, oder ein anvertrautes Bündlein. Kranke lehnten sich ächzend auf den Arm der Gesunden. Karren,

ohne Ordnung, mit Hausgeräth, Waaren und Lebensmitteln beladen, brachten den Zug bald ins Stocken, bald durch Eilfertigkeit ins Gedränge. Jeder war da mit sich beschäftigt und sah kaum zu den beiden Reitern hinauf, die an ihnen vorübertrabten.

„Es war hohe Zeit, Isenhofer! rief der Freiherr von Sax vergnügt, als sie an den kleinen See gelangten, der zwischen dunkelgrünen Matten, Hügeln und rauhen Felsbergen seinen hellen Spiegel anmuthig ausbreitete. Bald erblickten sie auf einem schmalen Vorgebirg des Ufers die alte Burg von Greifensee und darunter die Häuser des ummauerten Städtleins.

— Heut kehren wir dieses Weges schwerlich zurück nach Zürich! antwortete Isenhofer: Wir haben der Thorschliesser zu viel hinter uns.

„So setzen wir bei Sternenschein über den See!“ antwortete Hinz: „Siehst du des Wildhansen Schiffe dort unter den Weiden? Der Weg über den Berg gen Zürich ist bös, aber kurz.“

17.

Schloß Greifensee.

Sie erreichten endlich die kreisförmige Ringmauer der Stadt und das kleine finstere Thor, welches schon verschlossen war und eben von innen

verrammelt werden sollte. Nur das enge Pförtlein, in einem der Thorflügel angebracht, stand noch offen. Einige gemeine Kriegsknechte, in Panzerhemden und Pickelhauben, befanden sich wie Wächter draussen, und lüpften ihre Hellebarden, als sie die fremden Reiter heransprengen sahen.

„Oeffnet die Thore, laßt uns ein!“ rief Freiherr Hinz: „Ich komme vom Markgrafen mit Aufträgen an Euern Befehlshaber.“

„Es hätte wohl Mancher Lust, hineinzukommen!“ sagte einer der Söldner mit rauher Stimme, und streckte den Spieß vor: „Haltet Euch aber zehn Schritt von der Brücke, oder ich lasse Euerm Roß und dann Euch selbst zur Ader.“

„Ungewaschener Schnauzbart!“ schrie Hinz: „Ich werde dich lehren, Rittern gebührende Achtung beweisen; oder sind deine Eulenaugen bei Tage blind?“

„Nicht halb so sehr, daß ich Euch nicht mit der Partisane ein neues Knopfloch in's Goldwamms bohren sollte, wenn Ihr Euch nicht auf der Stelle zurückzieht!“ rief der Söldner, und that einen Schritt vorwärts.

Während des fortgesetzten Gesprächs, das eine ernste Wendung zu nehmen drohte, kroch aus dem Thorpförtlein ein schlichtgekleideter Mann hervor, in breitem runden Hut, von dem eine schwarze Feder über das Gesicht niederhing. Der

lange Degen an seiner Seite verrieth, daß er ein Kriegsmann sei.

„Was ist Euer Begehr?“ fragte er mit ernstem Gesicht und gebieterischem Tone.

„Ich will zum Herrn Hans von der Breitenlandenberg!“ antwortete der Freiherr.

„Der bin ich!“ sagte Jener und trat näher.

Hinz sprang vom Pferde, zog hinter seinem goldbesetzten Brustlatz einen Brief hervor und überreichte ihn dem Ritter, der ihn sogleich erbrach und las.

Während des Lesens hatten sowohl Hinz, als Ysenhofen, Zeit genug, den vielgefürchteten Wildhans zu betrachten, dessen wirkliche Gestalt gar nicht dem Bilde entsprach, das sich Beide in ihrer Einbildung aus den Erzählungen von dessen verwegenen Kriegsstreichen zusammengesetzt hatten. Er war eher klein, als groß, aber von körnigtem, gedrängtem Gliederbau. Sein Gesicht, welches einen Mann in den Vierzigern verrieth, hatte etwas Zusammengedrücktes; nichts, was den herrischen Trotz, die wilde Entschlossenheit, das jähe Aufbrausen ankündigte, welches Kriegsleuten so leicht zur Gewohnheit wird. Vielmehr glaubte man in den Mienen einen hohen Grad gutmüthiger Biederkeit und menschenfreundlichen Wohlwollens zu lesen. Nur aus seinen schwarzen Augen flammte zuweilen unter den überhangen-

den, finstern Braunen ein Blitz hervor, der von Gewittern im Innern redete. Auch sein übriges Aeussere zeigte einen vernachlässigten Anstand, gemeine Haltung, aber dabei bewegliche Gewandtheit und Ausdauer.

„Die Schweizer rücken an; Ihr könnt den gleichen Weg nicht mehr zurück!“ sagte der Wildhans und legte den Brief zusammen: „Folgt mir in die Stadt. Ihr müßt zu einem andern Loch hinaus.“ Dann befahl er, der Rosse willen die Thore zu öffnen, und darauf sogleich zur Verrammlung derselben zu schreiten. Er selbst blieb, bis diese vollendet war. Einer der Knechte führte die Pferde hinweg; ein anderer die beiden Reisenden in ein benachbartes Haus, wo angesehene Herren von der Besatzung lustig zechten. In den Straßen war es todt. Die Häuser standen öde und offen. Man vernahm in der weiten Stille des Städtchens nur von Zeit zu Zeit das schallende Gelächter vom Trinkhause, oder das Gepolter der Arbeiter am Thore, oder das Rufen der Wächter auf der Stadtmauer.

Es währte nicht zwei Stunden, als ein naher Schuß von grobem Geschütz zur Bemannung der Ringmauer rief. Isenhofer und der Freiherr von Sax eilten mit den Andern dahin. Die Eidsgenossen rückten an, aus Städten und Landschaften, was Stab und Stangen tragen mochte, in un-

geheurer Menge. Man sah ihre Schlachthaufen im Abendsonnenglanz langsam daherwogen, dann nach verschiedenen Richtungen aus einander fliessen. Vor dem Eichenwäldchen oberhalb der Burg flatterte das blutrothe Banner von Bern; diesem zunächst, weiter aufwärts, das von Luzern und Zug in den Wiesen am See. Uri, Schwyz, Unterwalden und Glarus lagerten sich am Dörflein ob Greifensee, wo die Straße herein geht. So ward die ganze Stadt in kurzer Zeit umlegt; und alsbald begann auch der Donner der Feuerschlünde gegen die Veste und die Ringmauer. Vom Schlosse herab, auf dessen Thurm Wildhans die Reichsfahne wehen ließ, antwortete das Geschütz der Züricher. Zwar fielen die Schüsse nur einzeln, in beträchtlichen Zwischenräumen, denn die Kunst der Stückschützen stand damals noch tief unter der heutigen Vollkommenheit; dennoch war die Luft von einem ununterbrochenen Donner des Geschosses in Bewegung, den der Wiederhall des Gebirgs verlängerte, bis er längs dem See und Wald in ein dumpfes Schnarchen dahinstarb. Einzelne Schweizerrotten liefen von allen Seiten gegen die Mauer, drückten ihre Armbrüste auf die Belagerten hinter den Brustwehren ab, und riefen ihnen mit jedem Pfeil zugleich einen Fluch oder ein kräftiges Schimpfwort zu. Diese hingegen antworteten

spottend und lachend mit nachgemachtem Gebrüll der Kühe.

„Der Spaß wird endlich kurzweiliger!“ sagte Isenhofer zum Freiherrn von Saz, der neben ihm an der Brustwehr stand und hinab sah: „Betrachte mir einer das närrische Volk da! Wahrhaftig, die Leute sind Kinder, wenn sie nicht wilde Bestien sind. Wär' ich nicht selber in die Menschenhaut eingespannt, ich würde mich meines Geschlechts schämen.“

— Was schwatzest du wieder Wunderliches durch einander, seltsamer Kauz? sagte Hinz: Das ist Krieg! Hier erkennt man das Heldenherz. Zwischen Leben und Tod schreitet der Mann einher, höher als Leben und Tod, wie ein Gott, und fürchtet und sucht weder eins noch anderes. Sieh dort, wie am Hag unter den alten Buchen die Rotte der Schweizer auseinander fährt! Eine Stückkugel vom Schloß hat glücklich in den Haufen geschlagen; vier, fünf Knechte zappeln am Boden. Die übrigen ziehen aber frech wieder gegen unsere Mauern an.

„Die wissen, warum sie kommen und wofür sie sterben wollen!“ antwortete Isenhofer: „Die leben für etwas Besseres, als das Leben; für Freiheit, für Gedanken des Rechts, für Unabhängigkeit ihres alten Bundes. Aber unsere Leute hier auf der Mauer? Wofür streiten und sterben

die? Für die Herrschaft, für den Ehrgeiz, für die Habsucht Anderer, zu deren Werkzeugen sie sich verkauft haben. Es ist das Menschengeschlecht eine bis zum Ekel dumme Thiergattung; denn anderes Vieh, wenn es sich gegenseitig zerbeißt und zerreißt, hat noch die Entschuldigung, keine Vernunft zu haben. Ist wohl eine Heerde von Wölfen oder Bären so albern, sich, weil es einem oder dem andern Wolf oder Bär so gefällt, von ihm sammeln und in den Tod schicken zu lassen?"

Hinz wollte eben auf die Bemerkung, welche hier ganz am unrechten Ort gemacht zu sein schien, eine derbe Antwort geben, als die ganze Mauer unter ihnen von einer feindlichen Stückkugel erdröhnte. Kalk und Steine fielen durch die Erschütterung von der Brustwehr ab.

„Teufel!" schrie Hinz, und sein schönes Gesicht ward bleich und entstellt: „Das war nahe genug; hart unter uns. Komm, suchen wir eine andere Stelle."

Isenhofer lachte und sagte: „Possen! soll ich den Platz verlassen, von dem ich nun weiß, daß sie gegen ihn zu tief schiessen? Ich bleibe. Auf einer andern Stelle zielen sie vielleicht richtiger."

Indem kam der Wildhans längs der Brustwehr zu ihnen heran und sagte zum Freiherrn: „Es ist mir leid um Euch. Die Berner Stückschützen haben meine Schiffe in Grund geschossen.

Ihr könnet nicht mehr über den See zurück, und müßt bei mir bleiben, bis wir Entsatz bekommen."

„Das ist schlimme Botschaft!" rief Hinz erschrocken: „Der Markgraf erwartet mich diese Nacht zurück."

„Will er Euch: so schicke er uns Kriegsvolk zu Hilfe. Es ist kein Loch mehr offen!" sagte der Herr von Breitenlandenberg und fuhr fort, während die Mauer unter ihnen von einem Stückschuß abermals bebte: „Es beginnt dunkel zu werden. Schließt Euch an, wenn der Zug in die Vestung geht. Ich habe zu wenig Leute, die Stadt zu behaupten; keine hundert Mann. Die Ringmauer ist zu weit ausgedehnt und zu schwach. Schon hat sie beim obern Thor einen Riß erhalten."

Mit diesen Worten entfernte sich der Wildhans gelassen und setzte die Musterung längs der Mauer fort. Hinz fluchte über das ihn betroffene, widrige Geschick. Isenhofer lachte und rief lustig: „Mitgefangen, mitgehangen! Das Abentheuer sollte Euch schon der Abwechselung wegen gefallen. Was hättet Ihr doch bei den schönen Frauen in Zürich Anderes, als bei den Falkensteinen in Seckingen gefunden? Bisher habt Ihr nur belagert, und die sprödesten Weiber, ich glaube selbst die schlaue, niedliche Hagenbach, er-

obert. Nun versucht's, laßt Euch einmal von den krausbärtigen Schweizern belagern, aber haltet fester, als die reizende Ursula!"

Dem Freiherrn war's nicht um solche Scherze zu thun. Er fluchte und schwor, der Teufel habe ihn zur Unglücksstunde in dies elende Nest geführt, das er nun wider Willen vertheidigen helfen müsse. Wenn er das Leben wagen müsse, woll' er's tausendmal lieber im offenen Felde und in freier Mannsschlacht daran setzen.

„Oho! habt Ihr schon Todesgedanken?" rief Isenhofer: „Denkt an die Wahrsagung, daß Ihr im Purpur sterben sollet! Was mich betrifft, halt' ich's für einerlei, ob ich kunstgerecht durch die Pille eines Arztes, oder durch eine Karthaune das Loch finde, aus welchem meine Seele von einem Traum in den andern überfährt." — Darauf fing er nach seiner Gewohnheit an, auf lustige Weise ein Lied zu dudeln.

Sowohl aus der Vestung, als aus dem Lager der Schweizer fielen die Schüsse immer seltener, je finsterer es ward. Zuletzt schwieg das Geschütz von beiden Seiten. Man erblickte in der Dunkelheit rings um in der Weite nur die Flammen von Wachtfeuern, neben welchen sich unverkennbare Gestalten, wie düstere Schatten, bewegten, und Bäume und Gesträuche ihre Aeste und Blätter wie glänzende Zungen und Arme aus dem

schwarzen Schoos der Nacht gespenstisch vorstreckten.

Da wurden Isenhofer und Hinz von ihrem Stand abgerufen. Sie folgten einer vor ihnen herwandernden Reihe Kriegsknechte, die von der Mauer nieder in die Stadt ging, dann durch ein enges Gäßlein auf hölzerner Stege gegen das Schloß hinanzog, endlich auf einem schmalen Wege zwischen Felsen und Gesträuchen, in verschiedenen Krümmungen, zum Thor in der Ringmauer des Schlosses gelangte. Der Raum zwischen dieser Mauer und der alten Veste war mit Gras bewachsen, nur wenige Mannsschritte breit, und mit bewaffneten Männern angefüllt. Alles hielt sich still. Man hörte nur das Rauschen und Klappern der Panzerhemden, zusammenstoßender Harnische oder anschlagender Schwertscheiden. Zwo dunkelbrennende Laternen, mit denen von den Stufen aus der Schloßpforte herabgeleuchtet wurde, warfen über die bärtigen Gesichter unter den Pikkelhauben und Helmen widerliche Lichter. Hans von Landenberg ging lebhaft in den Haufen umher, die sich von Frischankommenden aus der Stadt verstärkten. Er gab allerlei Befehle; stellte Wachten im Schloßhof aus; schickte Mannschaften wieder in die Stadt hinunter, andere in's Innere des Schlosses. Als er zu Isenhofern und dem Freiherrn von Sax kam, sagte er: „Tretet in die

Burg und laßt Euch bei uns wohl sein. Es wird Euch an nichts fehlen. Wir wollen gute Tage leben. Der Feind kann uns nicht an. Er muß mit blutigem Haupt von hinnen.“

Hinz und Isenhofer folgten einigen Andern in's Schloß. Sie gingen durch einen winkelvollen Gang neben einer großen Küche vorüber, worin mehrere Feuer brannten und Speisen in Fülle bereitet wurden; dann traten sie, als sie eine steinerne gewundene Stege emporgestiegen waren, in einen geräumigen Saal. Hier saßen, beim Schein von Lampen und Kerzen, zehn bis zwanzig Bewaffnete an einem langen Tisch, die den Weinbechern fleißig zusprachen und die Eintretenden ermunterten, dem löblichen Beispiel zu folgen. Bald füllte sich nicht nur dieser Saal mit Kriegsmännern, sondern auch jedes der vier kleinern Gemächer, welche, vermuthlich in den an's Hauptgebäu stoßenden Thürmlein, mit dem Saal in Verbindung standen. Man legte die Waffen ab, oder hing sie an hölzerne Nägel längs den Wänden. Das Nachtmahl ward aufgetischt. Jeder setzte sich, wie sich's fügte, und langte zu. Das Gespräch war fröhlicher, bunter Art und ward, je tiefer in die Nacht hinein, je lauter und ausgelassener. Isenhofer ergötzte seine Nachbarn durch lustige Schwänke und Witzreden, mit denen er

zuweilen sehr ernsthafte, oft unverständliche Einfälle verband, bis ihn die Sache selbst nicht mehr ergötzte, weil er ermüdet war.

Er entfernte sich am ersten unter Allen, um das Nachtlager zu suchen. Man führte ihn eine Wendeltreppe hinauf in einen andern Saal, der sich über demjenigen befand, welchen er verlassen hatte. Rings umher war der Fußboden mit Betten und Kissen aller Gattung belegt, die man ohne Zweifel, wie manches andere Geräth, aus den Bürgerwohnungen der Stadt heraufgeschleppt hatte. Der verworrene Lärmen und Sang der Kriegshelden im untern Saal hinderte ihn am Einschlafen. Bald störte ihn eine andere unerwartete Erscheinung.

Der finstere Saal bekam Klarheit. Bald ließ er sich deutlich von einem Ende zum andern übersehen. Isenhofer vermuthete Mondenaufgang; aber die wunderbare Helligkeit vermehrte sich, wie zur Tagesheitere. Tische und Stühle warfen scharfe Schatten auf die Betten und die weißen Mauern, und die hölzernen Balken der Zimmerdecke leuchteten, wie vom Morgenroth. Er sprang verwundert vom Lager auf, öffnete das schmale Fenster und sah mit Schaudern unter sich ein weites Meer von Flammen und glühend aufwirbelnden Rauchwolken. Spielende Lichtstreifen fuhren über den zitternden Spiegel des Sees, dunkelroth und

bleichgelb, bis zum jenseitigen Ufer, die im Halblicht zuweilen nebelhaft hervortraten und wieder verschwanden. Die Wolken des Himmels schienen von der Brunst entzündet zu werden, hingen mit blutigem Schein über die Gegend und leuchteten das schlummernde Gebirg an. Brennendes Getreide und Stroh aus den Ställen und Speichern, von der Macht der Gluth emporgejagt, sank auf allen Seiten, wie ein Sternenregen, aus der Höhe. Die ganze Stadt Greifensee brannte. Der Wildhans hatte sie anzünden lassen, da er sie nicht behaupten zu können glaubte.

Durch die schauerlich beleuchtete Gegend, welche zuweilen wieder im Schatten aufwärts gewälzter Rauch- und Staubwolken unterging, oder im Spiel und Wechsel der Flammen sich lebendig her- und hinzuregen schien, waltete die tiefste Stille. Um so grausenhafter und bestimmter vernahm man das Gesurr und Gewirr der aufflakkernden Lohe, das Krachen und Geprassel der zeitweise zusammenstürzenden Wohnungen. Schrecklicher noch tönte dazwischen das Gebrüll von Rindern, Pferden, Schafen und anderm Vieh, welches in den Ställen der Stadt lebendig verbrennen mußte; man hörte bald das herzzerreissende Geheul von Menschen, meistens Kinder- und Weiberstimmen. Nicht alle mochten auf des Wildhansen Mahnung geflohen, sondern im Städtlein bei

ihrem Vermögen heimlich zurückgeblieben sein. Nun halfen sie einander, wie sie konnten, aus Fenstern und Löchern der Stadtmauer. Man sah sie einzeln, nackt und bloß, über die hellen Wiesen rennen, dem Lager der Eidsgenossen entgegen, die in der Ferne wie drohende Gespenster umherschwebten.

Isenhofer kehrte zurück in den Speisesaal, um unter Menschen zu sein, denn droben war ihm geworden, als schau' er in den Flammenrachen der Hölle. Viele der Trinker saßen, wie er sie verlassen hatte, wohlgemuth an den Tischen; andere sangen; andere standen neugierig an den Fenstern.

„Schau hinaus," rief Wildhans Isenhofern zu, „kannst das Trauerspiel in schöne Reime fassen, daß die Eidsgenossen es singen."

„Ritter," antwortete Isenhofer, „Ihr habet den armen Teufeln zu Greifensee eine heiße Nacht bereitet. Genade Euch Gott, wenn Ihr den Schweizern in die Hände fallet. Ich wette, sie verfertigen zu Euerm Fegfeuer schon die Schwefelhölzlein."

„Mögen sie sich wahren und ihre Finger nicht selber daran verbrennen!" erwiederte der Herr von Landenberg gleichgültig, indem er seinen Silberbecher mit Wein füllte: „Ich zahle den Grüningern heut verdienten Lohn aus. Zweimal

inner zwei Jahren haben sich die Ketzer feigerweise an den Feind ergeben, und sie hätten mich dem Schwyzervogt, Werner von Ruffe, längst in die Hand gespielt, wenn die Verräther Meister gewesen wären."

„Ohn' Erbarmen!" rief Meister Felix Ott von Zürich: „Markgraf Wilhelm wird diese Nacht das rothe Wahrzeichen am Himmel seh'n und denken: „Wildhans bezahlt mir die Thurgauer Schlösser!"

„Noth rechtfertigt Vieles, Wildhans," sagte Hans Escher, und warf einen finstern Blick auf den Herrn von Landenberg, der aber ruhig den Becher an seine Lippen setzte, „wenn Noth Eisen bricht, soll sie aber nicht Recht und Menschlichkeit brechen. Du hättest zuvor das arme Vieh wohl, oder wenigstens die noch zurückgebliebenen Weiber aus den Thoren jagen sollen. Was hatten dir die gethan und die nackten Kindlein?"

„Das sag' ich auch!" lallte lachend der Freiherr von Sax mit weinschwerer Zunge: „Hätt' er Verstand gehabt, würd' er den Schweizern die alten Betteln des Städtchens zugeschickt, und die jungen Mädchen auf's Schloß genommen haben. Werden wir nicht bald des Feindes entschüttet, müssen wir bei unserm Cölibat, in der verdammten Klausur, ohn' ein Gelübde gethan zu haben, wie nonnenlose Mönche Horas singen, oder vor

Langeweile sterben. Männer und Männer, ach! sind trockene Gerichte!“

18.

Belagerung und Mordtag.

Die Eidsgenossen waren am folgenden Tage schon früh in Bewegung; alle dem Schlosse näher. Rings um flatterten ihre vielfarbigen Fahnen, donnerten ihre Feuerschlünde, brüllten ihre Schlachthaufen. Ihr kriegerischer Grimm schien durch den Anblick der verbrannten Stadt in blinde Wuth verkehrt worden zu sein. Bläulicher, stinkender Qualm stieg noch von den Kohlen und zerfallenen Mauern der schwarzen Brandstätte auf, und schwamm darüber, wie eine pestbringende Nebelwolke. Doch die Stückkugeln der Belagerer schlugen vergebens gegen das dicke Schloßgemäuer, an dem sie, wie leichte Ballen aus Thon, zerschellten, oder zurückprallten. Vergebens rannten die kühnsten Rotten bis zum Fuß der Burg an, wo sie unter herabgeschleuderten Steinen, Gebälken und Pfeilen Tod und Wunden, aber keine Stelle fanden, Leitern anzulegen, oder in Steinfugen aufwärts zu klettern, oder zwischen Fels und Mauergrund einzubrechen. Sie mußten wieder in ihr Lager zurück, nachdem sie manchen tapfern Mann eingebüßt hatten. Alle aber schrien beim

Abzuge noch hinauf zur Mauer: „Wildhans, wir kommen wieder! Wildhans, das kostet dir doch den Hals!"

Der Herr von der Breitenlandenberg befahl der Besatzung, die feindlichen Drohungen, Flüche und Schimpfreden nicht zu erwiedern, sondern zu schweigen und zu handeln. „Das geziemt Männern!" sagte er: „Weibern überlasset die Zungenschlacht. Wir können auf diesem Schlosse keinen Ruhm ärnten, als den der Standhaftigkeit. Unser Häuflein ist zu gering, glückliche Ausfälle in's Lager der Schweizer zu thun. Doch haben wir deren Macht und Wuth keineswegs zu fürchten. Diese Mauern durchbohren und ersteigen sie nicht; und unsere Vorräthe schützen vor Hungersnoth. Binnen vierzehn Tagen, oder drei Wochen, sind wir sicherlich erlös't durch den König von Frankreich."

Die Schweizer setzten indessen täglich ihre Arbeiten und Angriffe ohne Frucht, aber auch ohne Ermüdung, fort. Es verstrichen vierzehn Tage und drei Wochen; die Burg blieb gewaltig und stark, wie das Herz der Heldenschaar darinnen. Schon verzweifelten die Eidsgenossen, welche durch das Geschütz des Schlosses manchen Schaden litten, am Gelingen ihres Unternehmens. Nur Furcht vor Spott hinderte sie, abzuziehen. Das ganze Land hatte auf diese Belagerung die Augen.

Alltäglich stieg indessen der Wildhans selbst zum obersten Thurmkranz hinauf, um zu spähen, ob von nirgendsher Entsatz sichtbar sei? Es beugte seinen Muth nicht, als er endlich schon in der vierten Woche vergebens umhersah. Von allen Verbindungen mit der Umgegend abgeschnitten, wußte er sogar nicht, wie es um Zürich stand, oder ob je die verheißene Hilfe der Armagnaken erscheinen könne? Doch dies machte ihm wenig Unruhe; mehr aber, als er wahrnahm, daß die Eidsgenossen seit einigen Tagen ihre ganze Thätigkeit auf einen einzigen Punkt des Zwingolfs oder der Vormauer des Schlosses richteten. Bald rannten einzelne Verwegene aus den feindlichen Haufen zu der Stelle, sie zu untersuchen; bald schlugen da die Kugeln des feindlichen Geschützes mit vereinter Kraft ein. Da ließ der Wildhans den in der Kirche gewesenen großen Altarstein auf die Zinne der Mauer führen, senkrecht über der Stätte, wo die Schweizer den Zwingolf zu untergraben gedachten. Diese hingegen bauten ein starkes Schirmdach, in damaliger Kriegssprache Katze geheißen; fuhren damit Nachts an die Mauer und zerstörten darunter mit Pickeln, Hauen und Schaufeln die Grundfeste. Wie aber der Tag zu leuchten begann, befahl der Wildhans den Altarstein fallen zu lassen. Er fiel, und zermalmte mit großem Gekrach das Schirmdach. Die Männer,

welche darunter waren, wurden zerschmettert und erschlagen.

Der Unfall erschütterte die Schweizer nicht. Bald schickten sie eine stärker gerüstete Katze gegen das begonnene Mauerloch aus, um die Mäuse dort aus ihrer Falle zu holen. Die Belagerten stürzten nun zwar Fässer, mit Steinen gefüllt, darauf nieder; aber nicht ohne Entsetzen wurden sie gewahr, daß die Wucht derselben zu gering blieb. Fortgesetzt dauerte die Arbeit unter dem Schutzdach fort; man hörte das Hämmern und Schlagen die ganze Nacht. Feldsteine, Mauerkitt, Balken und Mörtel wurden herausgebrochen. Die Stunde war vorauszusehen, da der unabwehrbare Feind mit Brand und Schwert in die Veste eindringen würde. Denn eben hier war der den Schweizern verrathene schwächste Punkt des Zwingolfs; hier hatte, und in solcher Tiefe, die Mauer keine Schießlöcher; und was so nahe einmal war, befand sich unter dem Schuß in Sicherheit.

Da beredete sich der Herr von Landenberg mit seinen Tapfern, von welchen schon neun während der Belagerung getödtet worden waren. Die noch Vorhandenen fürchteten den Tod nicht; wohl aber, weil kein Priester bei ihnen war, ohne Beicht' und Ablaß von hinnen zu fahren. Also ging der Wildhans auf die Mauer und rief hinunter, daß er zu unterhandeln begehre. Es trat lachend Stel

Reding von Schwyz zur Mauer und sagte: „Nun wir Euch im Sack halten, meint Ihr noch Unterhandlung pflegen zu können?“

„Ihr uns im Sack?“ rief der Wildhans droben mit furchtbarem Tone nieder: „Freier Mannen Seele ist ewig frei. Ich zünde die Burg an mit Allem, was darin ist. Wir sterben unter Trümmern und Flammen, und hinterlassen Euch Schutt und Stank zum Erbe. Saget mir, ob Ihr uns im Sack habet?“

„Du hörst, wovon Rede ist?“ sagte der Freiherr von Saz zu Isenhofern im Zwinghof und machte traurige Miene: „Es gilt Gefangenschaft oder Tod.“

„Es ist die Frage, wo sich's behaglicher sitzt,“ erwiederte Isenhofer: „ob in Abrahams Schoos, oder im Kerker der Schweizer? Ein weiser Mann muß jedes Bett weich finden. Ich drehe nicht die Hand dafür um, ob, wie seit vier Wochen, hier im Schlosse, oder in einem andern Loch eingesperrt zu sein, oder einen Sprung in's zweite Leben zu thun. Denn ich glaube fast, ich bin nur in diese Welt geschickt, Augenzeuge menschlicher Narrheiten zu sein; und ich meine, ich habe deren genug gesehen, um des Schauspiels satt zu bleiben.“

„Höre, Isenhofer,“ sagte der schöne Hinz: „sollte ich Seckingen nun so bald nicht, oder nie

wieder erblicken: so bringe dem lieblichsten aller Geschöpfe unterm Himmel die zärtlichsten Grüße meines treuen Herzens."

„Sprecht doch nicht diesen Augenblick von Treue," sagte Isenhofer: „da wir vielleicht in's Paradies wandern sollen, wo es von schönen Mädchen wimmeln muß."

„Du frecher Lästerer!" rief der Freiherr: „Hier ist die Zeit nicht zum Spaßtreiben. Aber, rein gesagt, grüße mir, wenn's dir vergönnt wird, — doch heimlich, Keiner darf's wissen — dir vertrau ich's — die himmlische Hagenbach!"

„Oho!" schrie Isenhofer: „ich dachte an Fräulein Ursi, nicht an die irdische Hagenbach, von der noch zu erwarten steht, ob sie im Himmel selbst himmlisch werden kann! Aber denn, beim Himmel! so habt Ihr auch das schöne Ursi hinters Licht geführt, und seufzet, während Ihr vor ihm knietet, zur Hagenbach? Seht Euch nach einem guten Beichtvater um, denn Ihr müsset sonst einen schweren Pack Sünden auf der Reise in die andere Welt mitschleppen."

Während dieses Gesprächs, welches Beide noch eine Weile in gleichem Tone fortsetzten, ward die Unterhandlung mit den Eidsgenossen geschlossen. Wildhans und die Seinen ergaben sich zur Gnade, das Schloß zur Ungnade. Nachdem dies beredet worden, halfen die Belagerten ihren Ueberwin-

dern selbst über die Mauer. Man warf alles Holz der Burg hinunter, daraus eine Biege und Steige zu machen; denn das Thor war über die Maaßen verrammelt, daß es Keiner leicht öffnen konnte. Alsbald ward die Besatzung entwaffnet, dann auf den Abend mit gebundenen Händen über die Mauer hinausgeführt. Es waren ihrer noch zweiundsiebenzig Mann, alt und jung. Man vertheite sie unter starker Wacht in die Orte über Nacht.

„Bist du nicht Meister Isenhofer von Waldshut?“ fragte diesen ein von Kopf bis zu Fuß geharnischter Ritter, welcher nach Mitternacht die Wache befehligte, dessen Gesicht aber, wegen des geschlossenen Visirs, unerkennbar blieb: „Bist du's nicht?“

„Leider!“ antwortete Isenhofer.

„Wie aber kömmst du zu den Zürichern nach Greifensee?“ fragte Jener weiter.

„Ganz so planlos, wie ich in die Welt gekommen bin und wahrscheinlich dereinst wieder hinausfahre!“ entgegnete Isenhofer und erzählte nun, welche Umstände ihn in die Burg gebracht hatten.

Als der Ritter Alles vernommen hatte, hob derselbe warnend die Hand und sprach: „Meisterlein, Meisterlein, du spielst ein böses Spiel mit!“ Darauf wandte er sich und ging davon, ohne wiederzukommen. Isenhofer glaubte die Stimme

des Ritters zu erkennen: doch errieth er den Mann nicht, wie lange er auch umhersann. Endlich entschlummerte er, wie unbequem er auch auf harter Erde in einer elenden Hütte, mit hartgebundenen Händen, dalag.

Folgendes Morgens — es war am Donnerstag vor Pfingsten — ward er, nach empfangenem Frühmahle, nebst seinen übrigen Unglücksgefährten erst spät fortgeführt. Auf den Wiesen zwischen Greifensee und dem Dorfe Nänikon standen die Schlachthaufen der Eidsgenossen, alle unter ihren Panieren, in Waffen, einen geräumigen Kreis bildend: im Innern des furchtbaren Ringes die Häupter und Feldobersten der Städte und Länder. Sie hielten Gemeinde über das Schicksal der Gefangenen, die in den Kreis hineingeführt wurden. Es herrschte große Stille. Eben redete der Landammann Itel Reding von Schwyz. Er sprach von der grausamen Einäscherung der Stadt, von der Rache, die zu nehmen sei, auf daß durch ein schreckliches Beispiel die Züricher geschreckt würden: denn die Gnade, welche der Besatzung des Schlosses verheißen worden, sei ein zweideutiges Wörtlein.

Darauf trat ein Mann von Schwyz vor, warf einen ergrimmten Blick auf die Gefangenen und schrie: „Ich stimme, daß Alle vom Leben zum Tode gebracht werden, bis auf Einen; das ist

Ulrich Kupferschmied von Schwyz, ein Ehrenmann, dessen man sich erbarmen muß!“

„Meinethalben,“ rief ein Anderer, „führt den Wildhans und alle Fremden zum Tode, die keine Züricher sind, und schnöden Soldes willen den Eidsgenossen Leides anthaten. Aber das dünkt mich unbillig, daß dreißig Mann den Tod leiden sollen, die aus dem Amt Greifensee sind, und als Unterthanen von Zürich auf Befehl ihrer Obrigkeit treulich gestritten haben.“

Nun schritt Holzach, Hauptmann der Männer von Menzigen am Zugerberge, weiter in den Ring vor, und sprach: „Eidsgenossen, biderbe Männer! Fürchtet Gott, schonet unschuldiges Blut! Wenn auch Hans von Landenberg kein geborner Bürger von Zürich ist, so ist er doch der Stadt durch den Bürgereid verwandt. Konnte er sich dem Gebot der Stadt entziehen, ohne Eidbruch, ohne ewige Schande, wenn er für die Stadt, der er geschworen, zu den Waffen gerufen ward? Hätten wir ihm sein Vermögen ersetzt, wenn er, als Ehr- und Treuloser, dessen durch Zürich verlustig gemacht worden wäre? Und die Andern, wer sind sie? Seine Dienstleute. Sollten diese ihren Herrn in der Gefahr verlassen? Oder arme Leute, die, Weib und Kind daheim zu nähren, um Kriegssold dienen. Wollt Ihr sie tödten, dieweil sie sich anders nicht zu helfen wußten?

oder Unterthanen der Stadt Zürich, welche ihrer Obrigkeit gehorchten und für sie stritten. Ist das todeswerth? Eidsgenossen, fürchtet Gott! Gedenket Eurer eigenen Armen daheim, Eurer Unterthanen und Verwandten!"

Als Holzach schwieg, lief ein dumpfes, wildes Gemurmel durch die Versammlung, vermischt mit Getöse der Harnische und Waffen. Viele riefen dem Holzach Beifall. Aber die große Menge fluchte. „Sie haben uns mehr Leute getödtet," hieß es, „als wir an ihnen zu tödten haben. Sie müssen sterben, Alle sterben!"

„Butz und Benz, Alle müssen daran!" brüllte der, welcher zuerst zum Tode gerathen hatte; und die blutgierigen Haufen, besonders die von Schwyz und Unterwalden, brüllten's ihm nach.

Reding aber wandte sich gegen den Hauptmann Holzach und schrie: „Bei Gottes Wunden, Holzach, wer wie du redet, ist ein heimlicher Züricher!"

„Fürwahr!" rief Holzach mit lauter Stimme: „Ich bin Eidsgenoß und biderb, so sehr, Reding, wie du und alle die Deinen, und habe zu Ehren der Eidsgenossen Rath gegeben. Itelhans, wahre dich; denn unschuldiges Blut schreit zum Himmel!"

„Ich hör' wohl an deiner Rede," fuhr ihn der Landammann von Schwyz an, „daß dir noch eine Feder vom Pfauenschwanz am Steiße steckt!"

Da geriethen Beide grimmig an einander,

daß man ihnen mit Gewalt Frieden bieten mußte. Aber in der Versammlung haderten blutdürstiger Zorn und Menschlichkeit, Rache und Edelmuth. Eine Partei überschrie die andere; keine hörte die andere. Es war unter den Schlachthaufen eine Bewegung, ein Getöse, als wollten sie alle die Schwerter wider sich selbst zucken.

Als Reding die Uneinigkeit sah, bat er um Stille. Sie wurde nach langem Rufen bewirkt. „Sei es denn!“ rief er: „So mögen die Leute aus dem Amt Greifensee das Leben behalten; aber der Wildhans und die Andern müssen sterben. Dabei bleibt's.“

„Heuchler, so saufe dich denn satt im Blut!“ schrien einige Stimmen: „Gott fordert dich vor sein Gericht! Ueber dein Haupt die Blutschuld!“

„Keine Schonung! Alle, Butz und Benz! Alle müssen daran!“ brüllten plötzlich tausend Kehlen durcheinander.

Da entstand jählings allgemeine Stille. Der Kreis öffnete sich. Ein Zug von wankenden Greisen an Stäben, Jungfrauen, Weibern mit Kindern an den Händen oder Säuglingen an der Brust, schwankte laut weinend mit herzzerschneidendem Jammer daher. Es waren die Väter, Mütter, Söhne und Töchter der Gefangenen aus dem Amt Greifensee. Einige derselben sanken ohnmächtig zur Erde nieder, als sie ihre Ver-

wandten, bleich und mit kreuzweis gebundenen Händen, dastehend sahen. Andere fielen auf die Knie und streckten wehklagend mit flehenden Gebehrden ihre Arme gegen die eisernen Reihen aus. Andere rangen unter kläglichem Gewinsel die Hände zum Himmel. Das Geschrei Aller drang in die Wolken empor, aber nicht in die verpanzerten Herzen der Krieger.

Da erhob der Wildhans seine gewaltige Stimme und sprach zur Gemeinde: „Tödtet mich, Männer! Aber was haben diese hier verbrochen?"

„Fort, fort mit ihnen!" schrien die Haufen: „Hinaus mit dem Weiber- und Kinderpack!" — Als wenn eine ganze Meeresfluth über das Gebirg mit betäubendem Donner herniederrausche, so furchtbar ward der Sturm von tausend und tausend Stimmen unter dem Geprassel der Waffen und Harnische. Man schleppte die Jammernden hinweg. Ihr Zetergeschrei drang weit umher. Man hörte es noch weit in der Ferne.

Sobald die Ruhe wieder hergestellt war, gebot Reding, über Tod und Leben abzustimmen. Es entstand tiefe Stille. Er setzte zuerst ins Mehr den Tod.

„Der Teufel hat den Itelhans dürstig gemacht nach der armen Leute Blut!" tönte eine gellende Stimme. Aber wie es still ward, sah

man die Hände der Tausende schauerlich für den Tod Aller emporgestreckt. Darauf gingen Viele aus der Gemeinde hinweg, die an der Blutschuld keinen Theil haben wollten; Viele fluchend, Viele mit thränennassen Augen. Aber Reding blieb und sagte zu den Umstehenden: „Wenn das öffentliche Wohl nur durch Schrecken zu behaupten ist, soll es der Mann von Herz nicht fürchten.“

Der Scharfrichter von Bern trat in den Kreis und entblößte sein breites Schwert, welches im Licht der schon niedergehenden Sonne, wie ein blutrother Strahl, schimmerte. Den Gefangenen aber näherte sich, mit Kreuz und Rosenkranz, ein hagerer, langbärtiger Mönch, ihnen die letzte Beichte abzunehmen. Sie standen düster, stumm und fast sonder Bewegung, Alle noch die Hände kreuzweis gebunden, in einem Haufen beisammen. Einige schienen still mit den Lippen Gebete zu sagen; Andere schossen grimmige Blicke auf ihre Mörder unter tiefgesenkten Augenbraunen hervor; Andere trugen im starren, entstellten Antlitz das über sie gekommene Todesschrecken zur Schau; Andere, doch die Wenigsten nur, zeigten unerschütterten Muth ohne Trotz und Ergebung in das entsetzliche Schicksal, ohne Verzweiflung.

„Männer!“ redete sie der Herr von Landenberg an: „Der Allmächtige will's, was geschieht, der Allwissende sieht's! Ich hab' in eurer Mitte

gelebt, an Eurer Spitze gefochten. So will ich gern mit Euch sterben und der Erste in den Tod gehen!" dann wandte er sich zum Scharfrichter und sagte zu ihm: „Meister Peter, verrichte dein Amt!" — Er kniete nieder, warf einen Blick gen Himmel, schloß die Augen und sein Haupt fiel.

Da ward Grabesstille weit umher. Eine schwarze Wolke legte sich über die Abendsonne und warf weiten Schatten über Thal und Berg. Isenhofern durchzuckte ein Schauer. Sein Haar sträubte sich empor. Er war bisher mit vieler Fassung Beobachter des gräßlichen Schauspiels gewesen. Aber als der Wildhans in seinem Blute fiel, da entwich ihm schier die Besinnung. Er stierte düster vor sich hin, und bemerkte nicht, daß auch der zweite, auch der dritte seiner Schicksalsgenossen, nachdem jeder zuvor gebeichtet, den Tod empfangen hatte. Jählings störte ihn aus seiner Verlorenheit ein seltsames Geräusch, ein leises, allgemeines Flüstern, auf. Die Augen aller Anwesenden waren gen Himmel gerichtet. Es flog eine schneeweiße Taube über den Blutplatz; ihr folgte eine zweite; dieser eine dritte, dann mit glänzenden Fittigen ein ganzer Flug unter den dunkelgrauen Wolken, als wären sie, wie Zeugen der Unschuld, gesandt worden.

Der Scharfrichter sah es, senkte das Schwert gegen die blutige Erde und wandte sein Antlitz

zum Itel Reding, als erwarte er von diesem den Wink zur Schonung der Uebrigen. Der Landammann aber erhob die Stimme und sprach: „Fahr' fort! Muß ein Anderer kommen, so fängt er bei deinem Kopf an."

Die Hinrichtungen begannen von neuem. Noch einmal durchbebte Isenhofern ein Frostschauer, als sein Blick von ungefähr auf den Freiherrn von Sax fiel, der sich eben dem Mönch zum Beichten näherte. Kaum war der schöne Jüngling noch zu erkennen. Das ehemalige Lächeln seiner Augen und Mienen war in einer leichenhaften Starrheit aller Züge untergegangen; er hatte ein Gesicht, wie aus bleichgelbem Wachs gebildet. Vom Mönch zurückkehrend, schwankte er langsam an Isenhofern vorüber und sagte mit eintöniger Stimme: „So sterb' ich im Purpur, wie geweissagt ist." — Zween Männer führten ihn fort. Wie er wegging, schien sein Antlitz erdgrau, sein Mund bleifarben. Er kniete. Sein Haupt fiel.

Schon lagen der entseelten Leichname neun an der Zahl beisammen. Da stellte der Scharfrichter den zehnten Mann besonders: „Laut Kaiserrecht gebührt bei großen Hinrichtungen der Zehnte dem Nachrichter!" sagte Meister Peter von Bern. „Aber bei uns gilt Landrecht, nicht Kaiserrecht!" fuhr ihn der Landammann an: „Thu', was deines Amtes! Schweig, Klaffer!" —

Er hatte diese Worte kaum beendet, ließ sich aus den Haufen des Kriegsvolks abermals die gellende Stimme hören: „Itelhans! Nicht Kaiserrecht, nicht Landrecht wird dich treffen, aber Gottesrecht wird dein Blut vergiessen, wie du heut Blut vergiessest“ *).

An Isenhofern schien alles Todesgrauen vorübergegangen zu sein, sobald er das Haupt des schönen Hinz fallen gesehen hatte. Der Aufruhr seiner Natur war gestillt, sein Gemüth wieder in gewohnter Kraft aufgerichtet. Er sah gelassen dem Blutwerk zu, und eine stille Freudigkeit, im Gedanken an ein unsterbliches Dasein geboren, erhob ihn über die Schrecken der Gegenwart.

„Seid Ihr nicht Meister Isenhofer von Waldshut?“ fragte ihn Jemand von hinten. Als er dies hörte, schickte er sich munter an, zum Mönch hinüber zu gehen und die Beichte abzulegen; denn er glaubte, man rufe ihn. Er ward aber von dem Frager am Arm zurückgehalten und mit den vorigen Worten angeredet, dann, als er geantwortet hatte, von einem unbekannten alten Manne in einige Entfernung von den Uebrigen seitwärts geführt.

---

*) Er ward im August 1466 zu Schwyz von einem unbekannten Menschen erstochen. Zwei Stunden nach dem Stiche starb er.

„Was habt Ihr mir noch zu sagen?“ fragte ihn Isenhofer.

„Ihr sollt auf diesem Platz stehen,“ erwiederte der Alte, „und die Stätte nicht verlassen, bis man Euch fordert. Ich sag' Euch, lieber Herr, gehorchet.“

„Von wem kömmt der Befehl?“ fragte Isenhofer.

„Ei nun, gleichviel das!“ stotterte der Alte etwas verlegen; setzte dann aber leise hinzu: „Es kömmt vom Freihof zu Aarau.“ Damit begab er sich eilfertig hinweg in die Volkshaufen.

Isenhofer war verwundert, daß man ihm in seiner Todesstunde den seltsamen Auftrag überbrachte. Sein Geist sagte dem edeln Gangolf, welchen er ungemein lieb gewonnen, das Lebewohl. Dann stieg sein Gedanke wieder über die Welt empor, betend zum Urheber seines Daseins.

Das Häuflein der dem Tode Geweihten ward immer kleiner. Mehrmals ruhte der Scharfrichter und sah mit jämmerlichem Blick auf Reding. Dieser winkte zur Fortsetzung des Werks. Vierzig Leichen lagen neben einander gereiht auf dem Boden. Das Blut floß zusammen; der Wiesengrund trank es nicht mehr. Als der fünfzigste Mann fiel, war's schon nächtlich dunkel geworden. Der Scharfrichter sprach: „Ich kann nicht mehr sehen!“ Reding entgegnete: „Man wird dir zün-

den, Petermann!“ Und er befahl, Fakeln herbei zu bringen. Ihr flatterndes Licht warf über die bewaffneten Zuschauer, über die Leichen im blutigen Grase, über die noch vorhandenen Opfer einen düstern Schein. Als das neunundfünfzigste Haupt zur Erde fiel, war es volle Nacht. Die meisten Zuschauer hatten sich schon verloren. Als der sechszigste Mann zum Scharfrichter begleitet wurde, begab sich auch Ital Reding hinweg; sei es, daß er selber des wüsten Schauspiels müde, oder von andern Geschäften abgerufen war.

Sobald man seine Abwesenheit bemerkte, lösete sich der Ring der Zuschauer auf, und Alles ging durch einander, wie wenn die Handlung beendigt wäre. Petermann von Bern warf das blutige Schwert zur Erde und trocknete den Schweiß vom Gesicht. Man zog nach allen Seiten davon. Isenhofer fühlte seine Hände berührt, und das Seil, welches sie band, aufgelöset. Der Alte, welcher ihn auf die Stätte, wo er stand, hingeführt hatte, nahm ihn von da mit sich zu dem nahen Dörflein Nänikon.

19.

Die Hütte am Katzensee.

„Gott sei mit all seinen Heiligen gelobt und gepriesen!“ rief der Alte, der wie ein rascher

Jüngling lief: „Meister, Euch hat der Himmel wohlgewollt. Nur noch dreizehn sind übrig geblieben. Eilet, eilet von dem verfluchten Ort hinweg. Jesus, Maria und Joseph! ich sehe noch immer Petermanns Schwert und wie er so kläglich zum Landammann hinschaute, wenn wieder ein Rumpf vorwärts gefallen war."

„Wohin bringet Ihr mich?" fragte Isenhofer.

„An guten Ort, fraget doch nicht!" rief keuchend der Alte: „Ich mußt' Euch ja auf den Rettungsplatz hinstellen, damit Ihr einer von den Letzten wäret. Petermann that auch sein Theil, zog das Blutwerk in die Länge; der alte Monch desgleichen. Man hoffte Erbarmen von der Zeit; der Itelhans hatte keins. Gott sei gelobt in Ewigkeit!"

Damit lief der Alte in einen Stall, zunächst dem Dorfe, führte zwei gesattelte Pferde hervor. Auf das eine hieß er Isenhofern sitzen, auf das andere schwang er sich selbst; dann ritt er im scharfen Trabe davon, Isenhofer ihm nach. Dieser bemerkte, so viel es die Eil der Reise und das zweifelhafte Sternenlicht gestattete, daß sie beide denselben Weg machten, auf welchem er von Zürich vor vier Wochen mit dem unglückseligen Freiherrn von Sax nach Greifensee gekommen war. Es währte aber kaum eine starke

Stunde, so ward ihm die Gegend wild und fremd. Der Weg lief rauher bergauf, bergab, bald durch Bäche, bald durch Waldgestrüpp; verlor sich, fand sich wieder und mied die bewohnten Ortschaften. Umsonst trachtete Isenhofer, seinem Führer Rede abzugewinnen. Der ritt auf seinem behenden Klepper stumm vor ihm her durch die Nacht, immer im strengen Trotte. Die nächtlichen Gestalten der Felsen und Baumstämme wanderten links und rechts, wie eilende, finstere Gespenster vorbei.

Es mochte um Mitternacht sein, da brach der Mond hinter Gewölken hervor, indem er sein blasses Licht über Waldhügel und den zitternden Spiegel eines Sees warf. In nicht großer Entfernung schimmerte röthliches Licht, wie von einem erleuchteten Fenster. Der Alte nahm in geradester Richtung über feuchte Wiesen dahin den Lauf. Rechts rauschte der Wind durch Schilf und Binsen im Moor, links auf einem Hügel ragten im Mondglanz Thurm und gebrochene Mauern eines Schlosses. Vor einer ärmlichen Hütte, unter deren niedrigem Strohdach das erleuchtete Fensterlein strahlte, sprang der Alte vom Rosse.

„Wo sind wir?“ fragte Isenhofer.

„Gott sei gelobt, bei meiner Schwester, am Katzensee!“ antwortete jener: „Nun können wir ruhen. Steigt ab.“

Es trat ein Knabe aus der Hütte, hinter ihm ein altes Weib.

„Bist du's, Hemman?“ rief der Alte: „Jesus Maria, mir ward schon bange um dich, Brüderlein.“

„Das war aber auch ein Ritt!“ sagte der Alte und streckte die steifgewordenen Glieder: „Hör'! der gestrenge Herr ist doch bei dir, hoff' ich?“

„Schon lange vor Nacht kam er,“ antwortete jene, „wollt' aber nicht essen, nicht trinken. Halt dich fein still. Er sitzt im Winkel am Tisch und nickt ein wenig; wollte nicht auf's Lager, bis er dich gesehen.“

„Felix“, rief nun wohl zufrieden der Alte dem Burschen zu, „die Rosse sind erhitzt, führe sie auf der Wiese um, bis ich wieder zu dir komme.“

„Bist du es, Hemman?“ rief eine Stimme durch's Fenster, die Isenhofer wohl kannte. Es war die Stimme des geharnischten Ritters, der vorige Nacht ihn und andere Gefangene bewacht hatte: „Bist du es, Hemman? Langst du allein an?“

„Nein, mein allerliebster, gnädiger Herr!“ schrie der Alte zurück gegen das durchsichtige Fenster: „Alles ist wohl gelungen. Er ist gerettet!“ — Bei diesen Worten ergriff der Alte Isenhofers

Hand und führte ihn in die Hütte. Eine vom Küchenrauch geschwärzte niedere Stubenthür öffnete sich. Isenhofer trat in ein enges, kaum sechs Fuß hohes Gemach, das zum vierten Theil von einem gemauerten, breiten Ofen ausgefüllt war. An einem dicken Tisch, von Tannenholz gezimmert, der fast die Hälfte des kleinen Raums der Wohnung einnahm, saß beim Schimmer der dampfenden Oellampe ein betagter Herr, dem Freude aus dem Antlitz lachte.

„Willkommen, Meister Isenhofer, ins Leben!" rief derselbe und streckte in froher Bewegung beide Hände nach ihm über den Tisch: „Wie starret Ihr mich doch an, als wär' ich ein Gespenst! Möget Ihr Euch mein nicht mehr erinnern?"

Allerdings war Isenhofer überrascht. Denn er erkannte, nach einigem Besinnen, Herrn Rüdiger Trüllerey, den er im Freihofe zu Aarau, freilich in nur jedesmal kurzen Erscheinungen, gesehen hatte.

„Wie nun lief's auf der Wiese von Nänikon ab?" fragte der Ritter weiter: „Erzähle mir du, Hemman, denn der Meister von Waldshut ist von seinem Entsetzen noch nicht genesen. Aber Petermanns scharfe Klinge stand ihm auch schon nah am Genick. — Else! Wo ist die alte Else? Nun

tische deine Karpfen auf, Else, und vom guten Klosterwein der Herren zu Wettingen!"

„Ritter!" sagte Isenhofer, und seine Augen glänzten feucht, und gerührt drückte er die Hand des frohen Greises: „Ihr also seid mein rettender Schutzgeist gewesen?"

„Das nun wohl nicht!" erwiederte der greise Rüdiger: „Meister, du warst der Einzige, den ich von allen Gefangenen aus Greifensee kannte. Da wir Andern nun den Tod Aller unvermeidlich sahen, traten wir aus dem Kreis und beredeten uns. Es waren eitel wohlgesinnte Herren von Bern, Zug, Luzern. Sie wurden einig, in den Gang des blutigen Geschäftes auf alle Weise so viel Langsamkeit zu bringen, daß bei Einbruch der Nacht noch kaum die Hälfte der armen Sünder abgethan sein sollte. Dann wollte man den Uebrigen, wo sie bis zum Morgen in Verwahr gethan wären, durch List oder Gewalt zur Freiheit helfen. Nun empfahl ich Euch dem Hauptmann von Glaris, der im Kreise Wacht hielt über die Todesopfer, daß er den armen Meister von Waldshut zu den Letzten in der Reihe stelle. Das war Alles. Ich hinterließ darum den Hemman mit guten Rossen und ritt hieher, um nicht das Elend von Nänikon zu sehen und um auf jeden Fall Euch sichere Herberge zu bereiten. Nun,

Hemman, erzähle du! Wie wurden die armen Leute aus den Krallen des Itelhans erlöset?“

Der alte treue Diener Rüdigers verbeugte sich tief, und berichtete mit umständlicher Breite, wie er zum Hauptmann von Glarus gekommen; wie dieser ihm befohlen habe, selber den rechten Mann unter den Gefangenen auszusuchen und zu stellen; dann, wie nach der Entfernung des Landammanns Reding weiter keine Ordnung geherrscht, und jeder von denen, die noch hingerichtet werden sollten, seinen guten Freund gefunden habe. —

Während dieser Erzählung hatte Mutter Else gar rührig den geräumigen Tannentisch mit schwarzem Brod, Emmenthaler-Käse, Wein in zinnernen Kannen nnd gekochten, gebratenen, gebackenen Fischen besetzt, welche eben sowohl den Reichthum des Katzensees in seinen verschiedenen Fischgattungen, als die Kunst der alten Else darthaten, sie schmackhaft zuzubereiten.

„Lass' dir's wohl sein!“ sagte der greise Rüdiger zu Isenhofern: „Else hat mir lange im Freihof zu Aarau die Küche bestellt, bis sie das Weib des Wettinger Klosterknechts ward. Auch da hat sie nichts verlernt. Das wissen die geistlichen Herren zu ehren. Bei jedem großen Schmause in der Fastenzeit muß Else noch heut zur Hilfe in die Klosterküche. Vor allen Dingen,

Meisterlein, versuch' hier den Karpfen an der braunen Brühe mit Zwiebeln und Mohrrüben! Es wird dir besser schmecken, als das magere Henkersmahl von diesem Morgen."

Der Gast ließ sich nicht lange bitten. Nüchtern seit dem Frühstück, hatte der Stand auf dem Richtplatz, dann der scharfe Ritt von fast sechs Wegstunden seine Kräfte zur gänzlichen Neige gebracht. Wie diese aber bei der nahrhaften Kost und dem goldhellen Rebensaft vom Markgrafenland allmälig zurückkehrten, gewann er auch die Lust zum Gespräch und seine eigenthümliche Laune wieder.

„Fürwahr," sagte er, „der Mensch ist ein gemeines Uhrwerk, das seiner Zeit aufgezogen sein will, wenn's gehen soll. Hat der Magen sein Gewicht, läßt sich das Glockenspiel der Zunge lustig hören und der Verstand, als Zeiger, weiset die rechte Stunde. Meine Augen sehen nun selbst die heutige Mörderei bei Nänikon schon anders an, denn diesen Mittag."

Auf Rüdigers Begehren mußte Isenhofer berichten, durch welche Umstände er zum Wildhans gekommen und in dessen Schicksal verflochten worden sei. Der alte Ritter hörte ihn mit Vergnügen, und gewann immer größeres Gefallen an dem sonderbaren Mann, der so richtig und redlich urtheilte, aber auch noch über die schrek-

kenvollsten Augenblicke seines Lebens Scherze fallen ließ.

„Doch heut' ist dir wohl," sagte Rüdiger, „bei Petermanns Arbeit das Lachen ausgeloschen?"

„Wie Ihr's nehmen wollt, gestrenger Herr!" antwortete Isenhofer: „Ich mag ein ernstes Gesicht gewiesen haben, wann sich das Leben in mir gegen das Sterben sträubte. Aber meine Seele lachte zum Himmel. Ich würde so ruhig vor Petermann in's Gras gekniet sein, wie jeden Abend in's Nachtlager, wenn ich's besteige. Auf der Wiese von Nänikon, nicht eine Spanne weiter stand ich vom Tode, als an diesem Tische. Da mag der liebende König des Lebens walten, der uns hieher schickt und wieder abruft, und es nimmer böslich meint, weder das eine noch das andere Mal."

Rüdiger setzte, als Isenhofer diese Worte sprach, den schon gehobenen Zinnbecher wieder auf den Tisch, und sah den heitern Redner ganz unerwartet mit derselben Verstorbenheit des Blicks, mit demselben Todesernst an, wie er zum erstenmale im Thurm Nore gezeigt hatte. Isenhofer erschrack beim Anblick der Verwandlung und wollte eben den Mund öffnen, ihn zu fragen, ob ihm unwohl sei? als jener, wie warnend, die Hand mit vorgestrecktem Zeigefinger um etwas hob und

eintönig sagte: „Der eifrige, starke Gott, der die Sünden der Väter heimsucht ...!“

„Das ist der Priester-Gott, nicht der Gott des Heilandes, zu dem wir rufen: Abba!“ entgegnete Isenhofer.

„Wie?“ rief der Alte: „du hattest auf dem Richtplatz vor wenigen Stunden keine Furcht, vor sein Angesicht zu treten?“

„Mit nichten!“ erwiederte der Waldshuter: „Glauben, Liebe, Hoffnung! Wir stehen auch jetzt vor diesem Gottesangesicht.“

„Dem Schuldbeladenen ist's verhüllt in tausend Finsternissen!“ sagte der Greis, und ließ die noch immer gehobene Hand zitternd sinken.

Isenhofer ward verlegen. Er sah, daß Herr Rüdiger in seine ehemalige Schwermuth zurückgekehrt war. Er wollte dem Gespräch eine heitere Wendung geben. Doch wagte er keinen Scherz beim Anblick dieses schreckhaften Gesichtes, welches immer starrer und leichenhafter ward. Ohne Zweifel quälte den Greis ein schwarzes Geheimniß. Isenhofer empfing durch Rüdigers seltsame Reden davon Ahnung, und beschloß, wenn es möglich sei, zur Beruhigung des Mannes beizutragen, dem er sich so viel verpflichtet fühlte.

„Erlaubt mir,“ sagte er, „ein wenig unbescheiden zu sein, Herr Rüdiger. Ihr glänztet eben erst in der fröhlichsten Stimmung. Warum ver-

tauscht Ihr nun so plötzlich das Freudenkleid, welches Euch so wohl anstand, mit dem Trauermantel?“

Rüdiger saß starr da, mit in sich zurückgewandten Sinnen. Er schien nichts zu vernehmen.

„Ich sollte denken,“ fuhr jener fort, „heut mehr, denn jeden andern Tag, müsse der ganze Himmel in Eure Seele hineinlächeln, da Eure Menschenliebe eines Menschen Leben rettete.“

Rüdiger verrieth durch keine Bewegung, daß Isenhofers Rede zu seinem Ohr gekommen sei. Die ganze Gegenwart schien dem Alten verloren, dessen Leib wohl in der Fischerhütte, dessen Geist in anderer Gegend war.

„Mich dünkt, Herr Rüdiger, Euch wandelt ein übler Zufall an!“ sagte Isenhofer nach einer langen Stille, in welcher er den Greis nicht ohne Grauen und Furcht betrachtete: „Eure Gesichtsfarbe ist anders geworden. Eure Augen und Wangen scheinen eingesunken. Ihr seid krank. Wollt Ihr Euch mir vertrauen? Ich war zu Bologna und Paris unter großen Meistern der Arzneikunst obgelegen. Laßt mich wissen, wie Euch ist? wo Ihr den Schmerz fühlt? Schon zu Aarau im Freihof bemerkt' ich, daß Eure Gesundheit schwer erschüttert sei. Reicht mir Eure Hand. Der Puls wird mir mit seinen Schlägen sagen, ob nicht

vielleicht ein schleichendes Fieber an Euerm Leben zehrt.“

Als Isenhofer Rüdigers Hand ergriff, den Puls zu suchen, wandte Rüdiger stillschweigend und wie träumend den Kopf nach ihm, zog die Hand zurück, stand rasch auf hinterm Tisch, ging hervor und im engen Raum des Gemachs unruhig auf und ab. Auch Isenhofer erhob sich, und folgte dem Alten lange mit den Augen. Dann redete er ihn abermals an und sprach: „Macht mich glücklich. Ich habe eine schwere Schuld abzutragen.“

Rüdiger blieb vor Isenhofern bei diesen Worten stehen, seufzte und sagte: „Eine schwere Schuld? Du, Meister?“

„Die Schuld eines ganzen Lebens!“ antwortete Isenhofer.

„Und kannst sie nicht mehr abtragen?“ fragte Rüdiger mit düsterm, forschendem Blick.

„Wohl kann ich's, wenn Ihr nur wollt!“ antwortete Jener: „Ich bin Euch die Lebenstage schuldig, die mir noch vergönnt sind. Ohne Eure Sorge läge diesen Augenblick mein Leichnam bei den neunundfünfzig Enthaupteten auf der Wiese von Nänikon. So gestattet mir, erkenntlich zu sein und dies Leben, das ich Euch danke, dem Dienst und Wohl des Eurigen zu widmen, ja, wär' es nöthig, für das Eurige zu opfern.“

Herr Rüdiger schüttelte den Kopf, setzte den

unruhigen Gang im Gemach wieder fort, hielt dann wieder vor Isenhofern still und sagte: „Gut! gut! Ich will. Mach' eine Wallfahrt mit mir gen Rom."

— Warum nach Rom?

„Daß ich meine Ruhe finde an den Schwellen der heiligen Zwölfboten, wenn mir der Himmel es versagt, meinen Frieden anderswo zu finden."

— Wer könnt' Eure Ruhe nehmen, oder genommen haben?

„Die Hölle."

— Das kann sie nicht, Herr Rüdiger.

„O sie kann's! Sie streckt ihren dunkeln, scheußlichen Arm tief hinein in mein Leben. Glaub' mir's! — Geh' schlafen. Heut' nichts mehr. Ziehst du mit mir im Land umher oder nach Rom?"

— Wohin Ihr wollet. Aber darf ich ...

„Morgen, Isenhofer, du mußt es wissen, sollst es hören. Geh' schlafen. Sieh, im Kämmerlein hier ist uns gebettet. Ich folge dir bald nach. Geh' schlafen!" Damit öffnete der Ritter das Seitenkämmerlein, wo der Erdboden mit frischem Stroh belegt und mit grobem, doch sauberm Linnen bedeckt war.

Isenhofer gehorchte und warf sich auf dies Lager. Rüdiger verschloß die Kammer. Isenhofer hörte ihn aus dem Zimmer gehen und aus der

Hütte. Er wollte ihm nacheilen, denn es ward ihm für den Greis bange. Doch gab er den Vorsatz wieder auf, im Besorgniß, dem Ritter mißfällig zu werden, oder durch Zudringlichkeit ein eben ankeimendes Vertrauen zu zerstören. Er erwartete ihn lange vergebens und entschlummerte. Der schicksalsschwere Tag mit seinen Wechseln hatte die Kraft des Mannes erschöpft.

20.

Die Erzählung.

Spät Morgens erwachte Herr Isenhofer von einem langen und tiefen Schlaf. Das Gestrige war durch den Zauber desselben nur zum schattenhaften Traum geworden, der neben Glanz und Wärme der Gegenwart erbleicht und werthlos zurücktritt. Selig der Mann, welcher eine Gegenwart lebt, und sie nicht in Sehnsucht oder Klage um das Vergangene vergißt, oder sie leichtsinnig gegen Hoffnungen des Künftigen wegtauscht!

Keine Spanne weit von sich ward er auf dem Strohbett an seiner Seite den Greis gewahr, gestiefelt und gespornt, aber in einen braunen, groben Wollenmantel gewickelt, dessen Kutte, von hinten über den Kopf gezogen, die Stelle einer Kappe versehen mußte. Neben demselben lag das

entblößte Schwert. In den auf der Brust gefaltenen Händen hing ein Rosenkranz. Blässe hatte die scharfen Züge des Antlitzes überflossen. Er glich einem zur Schau gelegten Todten, der, obwohl Ritter, nach damaliger Sitte der Frömmigkeit, in einem Mönchskleid zur Erde bestattet werden sollte.

Doch bei Isenhofers erster Bewegung schlug auch Herr Rüdiger Trüllerey die Augen auf. Man begrüßte sich mit freundlichen Wünschen, ordnete den zerstörten Anzug; wusch Kopf, Bart, Hals und Hände im kalten Wasser; that seine Morgengebete und entnüchterte sich mit einem kräftigen Imbiß, während die geschäftige Else mit tausend Worten die schlechte Bewirthung entschuldigte.

Als sie darauf vor die Hütte hinaustraten, die Reinheit und Frische des Maimorgens zu athmen, sprach Herr Rüdiger: „Freund, du versprachst, mein Wandergefährte zu werden, mich sogar nach Rom zu begleiten. Ich entlasse dich des Wortes, wenn es dich gereut.“

„Nein,“ erwiederte Isenhofer, „entbindet mich der Zusage nicht, in so fern sie Euch gefällig kam. Ich hab' Euch eine große Schuld abzutragen, und bin froh, diese Blutbühne des gräuelhaft geführten Krieges nicht länger zu sehen. Ihr aber werdet Euch erinnern, daß Ihr mir das mitzuthei-

len verhießet, was Euch bedrängt und zur Fahrt nach den heiligen Gräbern treibt.“

„Das hab' ich Niemandem noch offenbart!“ sagte der Alte ernst: „Meister, ich habe zu dir Zuversicht gewonnen, wie noch nicht leicht zu einem Sterblichen. Was ich dir anvertrauen will, wird selbst Gangolf, mein Sohn, erst vernehmen, wenn ich nicht mehr am Leben bin. Du hingegen gelobst mir Verschwiegenheit, bis ich im Grabe liege?“

Isenhofer streckte die Hand zum Himmel und sagte: „Bei Gott und seinen Heiligen allen!“ Dann reichte er dieselbe Hand bekräftigend dem Ritter.

Beide gingen in Gesprächen über die feuchten Wiesen gegen den Berg, auf dessen Rücken hoch über dem Thale das Städtlein Regensberg im Sonnenlicht glänzte. Daneben streckten, schwarz und rußig, Thurm und gebrochenes Gemäuer des ausgebrannten alten Schlosses Regensberg ihr Gestein in die Luft, ein Bild schauerlicher Wehklage über der Menschen Grimm. Es war erst vor zwölf Monaten von den Eidsgenossen zerstört worden, nachdem es in ehrwürdiger Herrlichkeit beinahe fünf Jahrhunderten Stirn geboten hatte.

Die Sonne stand schon hoch. Die Lustwandelnden suchten am Berghang einen Schattenplatz unter wilden Birnbäumen. Vor ihnen, hinter

den grünen Wiesen, zog spielend der Morgenwind im beweglichen Spiegel der Zwillingsseen weitgekrümmte Furchen. Isenhofer hatte bisher von seinen Reisen in Deutsch- und Welschland, von seinen Verhältnissen zu den Falkensteinen, von seiner ersten Bekanntschaft mit Gangolf, von Ursula's Untreue, von dem stürmischen Rittertag zu Seckingen und dem Tode des Freiherrn von Sax erzählt. Der greise Rüdiger, welcher ein aufmerksamer Zuhörer gewesen, seufzte und sprach: „So mög' es sein. Es ist ein starker und eifriger Gott, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern! Der Glanz meines alten Hauses ist erloschen. Gangolf muß, als ein armer Söldner, durch die Welt ziehen, bis er dem Tode begegnet. Ich hoffte noch, daß er sich durch die Verbindung mit dem Hause Falkenstein aufrichten werde. Nun ist auch das vereitelt!"

— Wollet Ihr für den Gangolf Kummer leiden, dem sein Arm und sein Herz Ueberfluß gewinnen, sobald er ihn will? sprach Isenhofer: Erbe dereinst Eurer Güter und . . .

„Nein!" unterbrach ihn rasch Herr Rüdiger: „Er hat kein Erbe. Er wird Bettler sein. All mein Besitzthum hat einen andern Herrn. Und entdeck' ich diesen nicht: so fällt Alles der Kirche zu, damit meine Seele Ruhe finde."

— Die Kirche wird das Geld nehmen, aber

Ruhe gibt nur Gott! sagte Isenhofer lächelnd: Doch bitt' ich, lasset mich erfahren, wie Ihr die Sache meint? Wer ist der andere Herr, von dem Ihr nicht einmal zu wissen scheint, wo Ihr ihn entdecken müsset?

„Es ist der Freiherr Jörg von Ende, Herr zu Grimmenstein, im Rheinthal. Hast du jemals von ihm gehört?" sagte Rüdiger.

— Von manchem Ende, antwortete Isenhofer, aber von keinem Menschen, der sein Ende schon im Namen hat.

„Ich war ein wilder Gesell," fuhr der Ritter fort, „zur Zeit, als die Berner, auf Befehl des Kaisers Sigmund und der Kirchenversammlung zu Konstanz, den Aargau einnahmen. Mein Vater hielt mich streng, wie ein unmündiges Kind, doch hatt' ich meine dreißig Jahre damals schon voll. Wir waren selten zusammen eins. Er hielt zu den Bernern; ich mit dem üebrigen Adel zum geächteten Herzog Friedrich von Oesterreich. Im Zorn stieß er mich endlich von sich aus, und verbot mir, je wieder vor seinen Augen zu erscheinen. Ich ging lachend in die Welt hinaus, froh, der Mißhandlungen meines Vaters und seiner magern Kost los zu sein. Ein gutes Pferd, ein gutes Schwert, das war mein Reichthum. Damit hofft' ich mir genug zu erwerben. Ich trieb mich eine gute Weil' umher, anständigen Herrendienst zu

finden. Als aber mein geringes Geld zur Neige ging, gerieth ich ins Verzagen. Heimzukehren in den Thurm Nore und des Vaters Gnade zu erflehen, verdroß mich; als gemeiner Söldner und Knecht mit niedrigem Dienst den altadelichen Namen meines Hauses beflecken, schämt' ich mich. Da nannt' ich mich Günther von der Weide, entschlossen, des schlechtesten Gewerbes wegen nicht roth zu werden, und müßt' es auch Räubergewerb sein."

— Wie kamet Ihr zu dem zarten, bürgerlichen Gewissen? sagte Isenhofer: Dies Gewerb ist reinadelich, und eine freie Kunst, vor der kein Kaiser und kein König roth wird, wenn er fremdes Land überzieht. Aber Kleinigkeiten rauben, nur arme Pilger und Kaufleute überfallen und ausplündern, nun freilich, das ist stinkend. Wie triebt Ihr's?

„Es kam anders!" sagte Rüdiger, dessen ernstes Gesicht zu verrathen schien, er habe an Isenhofers Scherz keinen Gefallen: „Zu St. Gallen in der Herberge, als ich traurig da saß, redete mich ein reicher Herr an, von etwa fünfunddreißig Jahren, der mit großem Troß von Pferden und Hunden angekommen war, den Abt zu besuchen. Er war schlank und schön, von ungewöhnlicher Größe, prächtig gekleidet, freigebig, lebhaft und gesprächig. Sobald er von mir vernahm, wo mich's

drücke — ich erzählt' ihm ein Mährchen von Kriegsunglück —, sprach er mir zu: Wohlan, Günther von der Weide, Leute deines Schlages kann ich brauchen. Tritt in mein Gefolge. Dich soll's nicht gereuen! — Das war der Freiherr Jörg von Ende. Ich folgt' ihm. In manchem Fürstenschlosse wohnte nicht so viel Wohlleben und Pracht, als auf der Burg Grimmenstein.

„Nicht Alles ist Gold, was glänzt, sagt's Sprichwort. Der Freiherr lebte in unglücklicher Ehe und täglichem Streite mit seinem Weibe und den Verwandten desselben. Jörg war ein edler Mensch, aber reizbar, stürmisch, jähzornig; seine Gemahlin hingegen ein Ausbund des Schlechtesten, verlogen, verbuhlt, rachsüchtig und verschmitzt. Sie lebte mit einem jungen Edelknecht, der Konrad genannt ward, in heimlicher Unzucht. Sie wiegelte nicht nur ihre Brüder gegen den Freiherrn auf, sondern stiftete selbst zwischen ihm und seinen eigenen Blutsfreunden Todfeindschaft. Er aber, dessen wilden Zorn im Hause Alle fürchteten, hatte Händel mit sämmtlichen Nachbarn weit umher; damals, als ich zu ihm kam, noch Fehde dazu mit einigen Reichsstädten. Sein böses Weib wünschte ihm gern den Untergang.

„Jörg gewann mich lieb. In manchem blutigen Strauß stand ich ihm wacker zur Seite. Er beschenkte mich fürstlich ans jeder gemachten Beute.

Ich wußte mich in seine Launen zu schicken, sein Auffahren zu ertragen. Ich ward sein Freund, sein einziger in der Welt. Mir vertraute er Alles. Er weinte oft herzlich an meiner Brust, daß er so unglücklich sei und meistens durch Schuld seiner eigenen Gemüthsart.

„Nun begab sich ein großer Unfall. Es war im Frühjahr 1416, daß sich Junker Jörg nach Konstanz begeben hatte, um mit einigen Prälaten und Herren der Kirchenversammlung Unterredung zu pflegen. Er wohnte aber daselbst in großer Heimlichkeit, denn er hatte Fehde mit der Stadt. Niemand war mit ihm, als Konrad, der Edelknecht. Am Palmabend erhob sich heftige Klage in der Stadt, es hätten die Diener des Freiherrn von End ein Schiff auf dem Bodensee aufgefangen, darin viel Korn und anderes Gut gewesen, das denen von Feldkirch, Konstanz und andern Leuten gehört habe. Schon zuvor hätten des Freiherrn Diener einige geistliche Personen, Bischöfe und Aebte, die zur Kirchenversammlung reisen wollten, angerannt auf den Landstraßen und beleidigt. Der Lärmen ward groß in Konstanz. Da ging Konrad der Edelknecht tückisch und verrieth seines Herrn Aufenthalt. Er selbst aber entwich aus der Stadt über den See. Man eilte ihm jedoch nach, fing ihn und ertränkte ihn im See mit Harnisch und Gewand."

— Wohlgethan! rief Isenhofer dazwischen.

„Als die Botschaft nach Grimmenstein kam, daß die von Konstanz wollten über den Junker Hochgericht halten," fuhr Rüdiger fort, „spottete die Freifrau, und sagte: so ist der Wolf in der Falle! Ich glaube noch heut, daß dies Weib, in Abwesenheit ihres Gemahls, den wüsten Handel ihm zu Leid angestellt habe. Denn er selbst wußte von dem Vorgefallenen nichts. Doch ehrenhalber gingen einige seiner Freunde nach Konstanz, für sein Leben zu bitten. Ich gesellte mich zu ihnen. Sie erreichten beim Rath zu Konstanz ohne große Mühe, daß sein Leben gefristet, seine Burg Grimmenstein aber den Konstanzern eingeantwortet und zerstört werden sollte. Bis dahin müsse er gefänglich in der Stadt bleiben, und dann Urfehde schwören, weder denen von Konstanz noch andern Reichsstädten Leides zuzufügen.

„Wie wir in den Thurm kamen, dem Junker dies harte Urtheil zu hinterbringen, gerieth er in erschreckliche Wuth über seine Dienerschaft und über den Rath von Konstanz. Doch mußt' er sich darin ergeben. Da seine Blutsfreunde von ihm gingen, behielt er mich allein bei sich und sagte: Sie sind allesammt Verräther und Schelmen an mir, die mich verderben wollen. Es soll ihnen allen nicht gelingen. Ich habe wohl noch, daß ich mehr als zwei neue Schlösser, wie Grimmenstein,

bauen kann! — Dann fiel er mir um den Hals und sagte: Mein lieber Freund Günther, auf dich allein setz' ich meine Zuversicht, du kannst mich retten. Schwöre mir vor Gott, daß du gehorsam und verschwiegen sein wollest. Ich möchte dir etwas Wichtiges vertrauen. — Darauf that ich auf den Knien einen theuern Eid, nach seinem Willen zu leben."

Hier hörte der greise Rüdiger auf zu erzählen. Er faltete seine Hände krampfhaft vor sich hin. Seine Augen waren halbgeschlossen, die Mienen seines Gesichts schmerzhaft verzogen. Es zuckte sein Odem, als wenn er weine; doch entkam seinem Auge keine Thräne. Mit den Lippen sprach er einigemal leise das Wort: „Meineid! Meineid!" aus. Herr Isenhofer betrachtete den alten Mann neben sich mit Grausen und Mitleiden, doch wagt' er denselben durch kein Wort zu stören.

Erst nach geraumer Zeit sammelte sich der Greis wieder und sagte: „Nun, Meister, du sollst ja Alles wissen. Der Freiherr offenbarte mir, er habe eine Truhe, nicht nur voll geprägten und ungeprägten Goldes, sondern auch zum Theil voll von Perlenschmuck und edeln Steinen. Er bezeichnete mir den heimlichen Ort in der Burg, wo der Schatz wohl verborgen und verwahrt war, und sagte: Eile nach Grimmenstein und bemächtige dich der Truhe. Bringe sie anher, und wär'

ich noch nicht frei, so überantwortest du sie Niemandem, am wenigsten meinem Weibe, oder deren und meinen Blutsfreunden. Sondern, lieber Günther, du bewahrest sie, bis ich sie selber von dir abfordere, oder der dir in meinem Namen — hier zog er mir den Ring vom Finger ab — diesen deinen Ring zurück bringt, den ich von nun an bis dahin behalte. Nachdem Freiherr Jörg dies gesprochen hatte, eilt' ich, seinen Auftrag zu vollstrecken. Ich fand den Schatz von Grimmenstein und hob ihn am Ostertag, kurz zuvor, ehe die Veste am Abend denen von Konstanz eingeantwortet wurde. Ich verbarg mich, weil die Gegend unsicher war, in einer Bauerhütte. Ich sah am Dienstage die Flammen aus der Burg aufsteigen. Wie ich nach Konstanz kam, sagten sie mir, der Freiherr Jörg von End sei losgelassen; man wisse nicht, wo er hingekommen sei!"

Rüdiger schwieg hier abermals, als müsse er Kraft schöpfen. Dann fuhr er mit niedergeschlagenen Augen und leiser Stimme fort: „Isenhofer, da ward ich vom Teufel versucht und vollkommen überwältigt. Denn ich eignete mir den Schatz zu, floh nach Straßburg, kaufte mir prächtige Kleider, legte meinen falschen Namen ab, und kam gar stattlich wieder gen Aarau in die Veste Rore zu meinem Vater. Als dieser von mir erfuhr, daß ich im Kriege reiche Beute gemacht habe, womit

ich sein verpfändetes und verschuldetes Gut frei machen könne, ward er mir sehr hold und gewogen; ließ mich nicht mehr von sich, vermählte mich, und war bis an das Ende seiner Tage ein zärtlicher Vater. Ich aber konnte nicht alle Tage froh sein, wie er. Mein Weib war die zärtlichste Gattin und Mutter, ein Muster christlicher Frömmigkeit. Sie starb heiter, gleich einer Heiligen, und pries das Glück ihres Lebens, das sie in meinem Arm genossen hatte. Ich aber war nicht alle Tage froh gewesen.

„Erst zwanzig Jahre nach der Zerstörung des Grimmensteins forscht' ich, doch heimlich nur, nach dem Lose des Freiherrn Jörg von Ende. Ich durchreisete die Gegenden im Rheinthal. Ich sah die Trümmern seiner Veste. Acht Tage lang hatten sechszig Mann arbeiten müssen, um die dicken Mauern zu schleifen. Ich sprach die Verwandten des Freiherrn. Sie besaßen sein Gut. Die Zugehörden von Grimmenstein hatte Ludwig von Ende dem Spital der Stadt St. Gallen verkauft. Aber Niemand wußte, wohin der Freiherr Jörg gekommen sei, der nach Einäscherung seines Schlosses noch einige Jahre am Bodensee auf seinen Gütern gewohnt hatte, und dann, nach dem Tode seiner ruchlosen Frau, für immer verschwunden war. Einige sagten, er sei in ein Kloster gegangen; Andere, er sei nach Jerusalem

auf die Wallfahrt; Andere behaupteten, Reisende hätten ihn im Tirol, als Waldbruder, gesehen.

„Nun aber bin ich auf, ihn zu suchen. Ich weiß, er lebt! — Gottes Erbarmen ist mit mir; will nicht des Sünders Tod, sondern meine Erlösung vom Meineid! — Ja, er lebt! Es ist mir vom Himmel selber offenbart. Nun, Meister Isenhofer, weißt du Alles. Bewahre mein Geheimniß! Du willst mein Gefährte sein. Ich suche den betrogenen, verrathenen Freund, daß ich ihm das Seine zurück gebe. Noch kann ich Alles zurück erstatten. Aber ich und mein Sohn Gangolf sind Bettler. Wir haben nichts mehr. Und sollt' ich seines Todes sicheres Zeugniß empfangen, gehört mein Hab und Gut der Kirche an. In der Trüllereyen Hand soll kein unrecht Gut liegen. Ich hab' daheim mein Haus bestellt!"

Hier schwieg der Alte. Meister Isenhofer betrachtete ihn seitwärts, wie er mit in den Schoos gefaltenen Händen, auf die Brust niedergesenktem Haupte, bleich und erschöpft neben ihm sah, und sagte dann: „Ritter, Euer Meineid, Euer Verbrechen jagte mir einen Schauder ab. Aber seid getrosten Muthes. Ihr waret ein arger Sünder; schon jetzt seid Ihr das nicht mehr. Ich helf' Euch den unglückſel'gen Freund suchen, und wär' es am Ende der Ende der Welt. Indessen müßt Ihr mir doch sagen, woher Ihr wisset, daß er

noch lebt? Denn unter uns, ich traue den himmlischen Offenbarungen in unsern Zeiten nur halb."

Rüdiger seufzte schwer auf, gab jedoch keine Antwort.

„Sind zum Beispiel bei dieser Offenbarung Kloster- oder Weltgeistliche geschäftig gewesen?" fuhr Isenhofer fort, indem er die Achseln zuckte und die Unterlippe in die Höhe drückte: „Pah! ich gebe keinen Angster dafür. *) Diese Herren treiben heutiges Tages in ihren geistlichen Arzeneiladen mit allen überirdischen Dingen Handel für das liebe Geld. Sie können Sünden-Ablaß und Gespenster, Erlösung vom Fegfeuer und Kobolde, Wunder und Teufelsverbannungen, Offenbarungen und Geisterbeschwörungen, kurz Alles feil haben, was man sucht."

„Nichts, nichts!" rief Rüdiger heftig: „Jörg von End ist mir selber erschienen!"

„Wie, er selber?" fuhr Isenhofer mit Erstaunen auf: „Im Traum?"

„Nicht im Traum!" sagte Rüdiger: „O das war kein Träumen! Lebendig war er's. Wie du hier neben mir, so stand er vor mir im Thurm Rore zu Aarau. Es sind noch keine zwölf Wochen, da stand er vor mir."

*) Eine damalige kleine Scheidemünze.

„Warum denn liesset Ihr ihn von hinnen ziehen, ohne ihm sein Eigenthum zuzustellen?“ fragte Isenhofer etwas ungläubig: „Warum müssen wir ihn jetzt suchen? Warum scheint Ihr zu zweifeln, ob Ihr ihn je finden werdet? Die Offenbarung ist mir etwas verdächtig. Verzeiht meiner Thomas-Natur.“

„Isenhofer, du wirst nicht mehr so sprechen,“ sagte der Greis, „wenn du Alles gehört hast. Seit manchem Jahr schon hatt' ich die Edelsteine und das Perlengeschmeide nicht betrachtet, denn ich konnte das nie ohne Zittern. Nun geschah es dennoch. Es sind noch nicht zwölf Wochen seitdem. Mein Sohn Gangolf war auf der Heimkehr von Paris. Und als ich den Reichthum beschaute, gerieth ich in schwere Versuchung; der größte Theil des Goldes war zur Zahlung von meines Vaters Schulden verwendet worden. Aber der übrige Schatz, wem gehörte er? Es gelüstete mich, ihn mir anzueignen; meinem Hause dafür Zehnten und Bodenzinse oder eine Herrschaft anzukaufen, auf daß die Falkensteine sähen, Gangolf sei kein armer Ritter, der sich von ihnen müsse füttern lassen. Doch gelobt' ich der heiligen Jungfrau in der Kapelle der Klosterfrauen zu Aarau den schwersten Perlenschmuck, daß sie meine Fürbitterin bei Gott werden möge. Ich schrieb der Priorin und dem Konvent der Klosterfrauen wirklich den Uebergabe-

Brief, und gedachte ihn folgenden Tages selber in deren Hofstatt zu tragen.

„Darüber war es Nacht geworden. Als ich zu Bett gegangen und noch nicht ganz eingeschlafen war, ward ich aus dem Halbschlummer geweckt. Denn in der Stube ward ein Geräusch und ich hörte mich bei meinem falschen Namen deutlich und von einer bekannten Stimme rufen: Günther von der Weide! — Ich erschrack ausser der Maaßen. Ich hielt die Augen verschlossen. Mich fror. Ich wollte mir selber weiß machen, es sei Traumwerk. Darauf ward ich noch einmal gerufen, viel heller, denn das erstemal. Die Stimme hallte im Thurm wieder. Beim dritten Ruf aber konnt' ich mich selbst nicht mehr täuschen. Der Mund dessen, der mich beim falschen Namen nannte, war hart vor meinem Ohr; ich fühlte seinen eiskalten Odemzug; — ich fühlte — seine kalte Hand fühlt' ich, wie sie sich in meine Brust tief einkrallte, als wollte sie mir das Herz aus der Brust reissen. Ich that einen Schrei vor Schmerz. Ich sprang aus dem Bett. Der Mond im letzten Viertel leuchtete hell über den Hungerberg in mein Gemach."

Isenhofer lächelte mitleidsvoll und hätte den Greis, dessen Gesicht immer zerstörter ward, gern beruhigt. „Laßt's gut sein," sagte er: „also doch zuletzt ein schwerer Traum und nichts weiter."

„Ein schwerer Traum?“ entgegnete der alte Ritter, nestelte dabei Wamms und Leibchen auf, entblößte weit die breite Brust und deutete mit dem Finger auf die Stelle des Herzens. Da sah man diese Stätte blaugelb unterlaufen, und ringsum fünf Wunden, die geblutet hatten, wie von den Fingernägeln eines Mannes eingeschlagen, alle noch vom verhärteten Blut darüber deutlich gezeichnet. Genau ließ sich die Stelle, wo der Daumennagel gelegen, durch die größere Narbe und ihre gleichweite Entfernung von den vier übrigen Wundmaalen erkennen. „Heißt das träumen?“ sagte der Alte mit gedämpfter Stimme, und bedeckte sich die Brust wieder. Isenhofern ward etwas wunderbar zu Muth. Er konnte seine Augen nicht Lügner heißen, und wollte doch seinen Augen zu gefallen nicht den Verstand weggeben.

„Aber nun sah ich ihn ja selber!“ fuhr Rüdiger fort: „Jörg von End saß auf der Eisenkiste, worin die Truhe mit dem Schatz liegt. Der Mond beschien ihn zur Hälfte klar, daß ich jedes Zucken seiner Mienen, jedes Haar seines Kopfes deutlich sah. Ich bin kein Furchtsamer. Doch bei dem Anblick empfand ich, daß sich mein Hauptḥaar vor Entsetzen emporsträubte. Da streckte er die Hand in den Mondschein aus und sagte: Kennst du den hier noch, Günther? — Er zeigte

mir meinen Ring, mit dem grünen Smaragd darin, den er mir in Konstanz vom Finger gezogen hatte, und drehte ihn links und rechts im Licht des Halbmondes. Ich erkannte meinen Ring. Nach diesem steckte er denselben wieder an seine linke Hand und sagte: Keinen Stein, keine Perle sollst du von meinem Eigenthum vergeuden, meineidiger Günther, oder ich fordere dir deine Seele ab. Bilde dir morgen nicht ein, ich sei nicht bei dir gewesen. Morgen hast du zum Wahrzeichen diesen Ring an der Hand. Wo ich aber bin, sag' ich dir nicht. Es ist an dir, Meineidiger, mich zu suchen. Ich habe dir nun den Sündenfrieden aus der Brust gerissen! — Als ich dies hörte, ging ich zitternd gegen ihn, kniete vor meinem alten Herrn und Freunde nieder und sagte: Seid Ihr es denn wirklich selber, oder ist's Euer abgeschiedener Geist, der wegen des Schatzes umgeht? — Er aber setzte seinen Fuß gegen meine Brust, und stieß mich mit solcher Gewalt, daß ich weit zurückflog und, mit dem Gesicht gegen die Mauer geschmettert, die Besinnung verlor. Ich lag noch Morgens am Erdboden, als ich mein Bewußtsein wieder erhielt. Ich fühlte mich sehr schwach. Die Fußdielen des Gemachs waren weit mit Blut überflossen. Mein Gesicht war blutig. Ich hatte den Schmerz der Wunden auf der Brust. In meinem

Gemach lag Alles in unbegreiflicher Zerstörung, und die Uebergabe-Schrift fand ich zerrissen in meinem Blute."

Isenhofer schüttelte, als der Alte schwieg, ernsthaft den Kopf, wie einer, der mit sich selber uneins ist. „Indessen könnte es doch Traum, fieberhaftes Delirium mit halbdunkelm Bewußtsein verbunden gewesen sein!" sagte er zu Herrn Rüdiger: „Euer Geblüt mochte vom Gedanken an die vergangene Zeit, oder vom Schreiben und Nachdenken erhitzt sein. Ihr fühltet Fieberangst, hörtet Stimmen, empfandet Schmerz, kralltet vielleicht bewußtlos unter krampfhaftem Schmerz Eure eigene Faust in Euer Fleisch ein, spranget aus dem Bett, träumtet mit offenen Augen, richtetet die Zerstörung an, während die Einbildungskraft in Fieberwehen Gespenster zeigte, bis Ihr in einer Art Betäubung das Gesicht an der Wand zerschluget, und in starker Verblutung ohnmächtig wurdet. Es könnte doch sein, Herr Ritter; denn Krankheitszustände dieser Gattung gehören nicht zu den unerhörten."

Der Alte verneinte aber mit stillem Kopfschütteln; hob die Hand, und zeigte an derselben einen dicken goldenen Ring, in dessen Kästlein ein grüner, zierlich geschliffener Smaragd mit der Trüllereyen Wappen zu sehen war. „Da ist der verheißene an meiner Hand wieder!" sagte

Herr Rüdiger: „Vor achtundzwanzig Jahren zog ihn mir Jörg von End ab. Seit drei Monaten trag' ich ihn wieder."

Verblüfft starrte der weltkluge Waldshuter bald den verhängnißvollen Ring, bald den Nachbar an. Sein Verstand zermarterte sich vergebens, den Knoten des grauenvollen Räthsels zu lösen, und behielt doch die feste Ueberzeugung, daß hier Selbsttäuschung oder fremder Betrug obwalte. In diesem Widerspruch mit sich verzog er die Miene zum Lachen über sich selber. Rüdiger bemerkte es mit verdrießlichem Blick, und sagte: „Du zweifelst noch an der Wahrheit?"

— Verzeiht, Herr Ritter! erwiederte Isenhofer: Mein eigener Verstand wird mir lächerlich, wie ein Schulbube, der vor einem Taschenspieler mit Entsetzen Reißaus nimmt. Seid Ihr gewiß, daß Ihr den Jörg von End und keinen Andern in der Nacht bei Euch sahet? Woran erkanntet Ihr ihn sogleich und so bestimmt?

„An seinen Geberden, an seiner Stimme, ich möchte sagen, an seiner Kleidung sogar!" antwortete Rüdiger: „Er war ganz so, wie ich ihn immer gesehen hatte."

— Nun denn, schrie Isenhofer lebhaft, so konnte das der Freiherr nicht sein, sondern Eure Einbildungskraft entlehnte dessen Gestalt aus Euerm Gedächtniß. Bedenket Ihr nicht, daß der

Mann, welcher vor achtundzwanzig Jahren erst fünfunddreißig alt war, jetzt ein Greis von dreiundsechszigen sein müsse?

Herr Rüdiger ward durch diese einfache Bemerkung sehr überrascht. Er schaute ein Weilchen sinnend, und an sich selber irre geworden, in's Blaue hinaus; dann sagte er halblaut: „Aber dieser Ring! er ist doch wahrhaft der, welchen ich dem Freiherrn gegeben."

— Und Ihr hattet ihn Morgens nach der Erscheinung am Finger? fragte Isenhofer.

Der Ritter antwortete: „Das nicht! Aber am Abend desselben Tages, als ich unter der Pforte meines Thurms stand, stürzte ein häßliches Zigeunerweib in den Freihof, das von den Stadtknechten verfolgt war. Es hatte ein Huhn gestohlen. Wegen so unehrbarer Sache wollt' ich der Hexe keine Freistatt gewähren; sie aber betrachtete mich scharf mit den schwarzen Augen, und sagte: Sei gegrüßt, Herr Günther von der Weide; wenn du mich aus dem Freihof stößest, hast du dein Glück verstoßen. Du kennst mich nicht, aber ich dich an der Schramme über der linken Augenbraune. Weißt du, wir sahen uns im alten Bauernhaus, da du die Truhe von Grimmenstein verstecktest, und das Schloß des Jörg von End brannte? — Isenhofer, da erstarrte ich, als das Weib solches sprach. Es nahm meine

Hand und betrachtete darin die Linien, und sagte: Du suchst Verlornes, ich bring' es dir, wenn du mich verbirgst, und aus den Händen der Verfolger rettest. Du hast Kummer, ich kenne das Kräutlein dafür. — Ich verbarg darauf die Aegypterin in eine verborgene Kammer des Thurms. Da fragt ich: Wenn du wahr redest, so zeige mir das Verlorne, was ich suche. — Sie übergab mir grinsend den Ring, welchen sie in einem Walde bei Winterthur gefunden zu haben vorgab. Und als ich in sie drang, mir zu sagen, von wem sie wisse, daß er der meinige sei? sagte sie: vom Wappen über der Pforte des Freihofes."

— Die Diebin hat ihn gestohlen! rief Isenhofer: Doch ein seltsamer Zufall — oder, wenn Ihr lieber wollt, Werk der ewigen Vorsicht ist's, daß Euch der Goldreif zukam, während Ihr die Nacht zuvor im Rausch des Fiebers Dinge träumtet und sahet, welche Euch beinahe schon dreißig Jahre lang heimlich gefoltert hatten.

„Nenn' es, Meister, wie du willst!" sagte Herr Rüdiger: „Hier aber ist eine furchtbare, unsichtbare Hand geschäftigt! Auch ich glaubte, die Zigeunerin habe den Ring entwendet, und wem anders, als dem Freiherrn Jörg? Sie läugnete, selbst als ich mit Folter und Galgen drohte, beharrlich. Doch behauptete sie, ihm noch vor mehrern Monaten bei Eglisau begegnet zu

sein, und, wenn ich ihr zur Freiheit helfe, ihn zu finden; denn das sei mein Kummer, dafür sie das Kräutlein kenne."

Ungläubig lächelte Isenhofer, und sagte: „Ich kenne dies Gesindel. Es lebt vom Wahrsagen, aber nicht vom Wahrreden!"

„Ich aber muß dem Weibe vertrauen!" entgegnete Rüdiger: „Denn es hat mir viele Geheimnisse entdeckt. Auch kann ich mir vorstellen, wie dies ägyptische Volk, das in allen Ländern umherzieht, Alles erforscht und erspäht, und sich einander auf Kreuzwegen, in Ställen und Wäldern begegnet, leichter, denn wir Andern, auskundschaftet, was es wissen will."

„Wo ist die Zigeunerin geblieben?" fragte Isenhofer: „Ihr liesset sie entwischen? Die Hexe weiß ohne Zweifel vom Freiherrn Jörg mehr, als sie gut fand, Euch zu sagen."

„Ich gab ihr die Freiheit, nachdem ich sie lange verpflegt hatte!" erwiederte der Ritter: „Entdeckt sie den Aufenthalt des Freiherrn, hat sie ein reiches Geschenk zu erwarten. Sie weiß jederzeit mich zu finden, so wie auch in Aarau Gangolf immer von meinem Aufenthalt Nachricht hat. Beim Heer der Eidsgenossen vor Rapperswyl, wo ich den unglücklichen Jörg suchte, auch im Lager vor Greifensee ist er nicht. Doch hab' ich Spuren, er sei in ein schwäbisches Kloster ge-

gangen. Dahin will ich. Für mich ist auf Erden keine Rast mehr. Es drängt und treibt mich Tags und Nachts. Ich bin unstet, gleich dem ersten Brudermörder. Und hab' ich vom Tode des Freiherrn Gewißheit, bleibt mir nichts, als der Zug nach Rom."

Hier schwieg der Greis, welchen seine alte Bangigkeit wieder zu überfallen schien. Er schloß seine dürren Hände krampfhaft in einander und starrte mit erstorbenen Blicken vor sich hinaus. Isenhofer neben ihm verfiel in ein langes Nachdenken über die seltsame Begebenheit, welche ihn zum Gewerbe der irrenden Ritterschaft einlud. Er bemerkte wohl, daß der alte Herr durch die Bisse des Gewissens krank am Gemüth geworden, dabei, wie jeder Unglückliche, abergläubig sei, und nicht immer die kürzesten Wege zum Ziel wähle.

„Euer Geheimniß bleibt und stirbt in mir!" sagte er endlich zum Ritter: „Ich verlass' Euch nicht, bis Ihr getröstet seid. Aber, Alles wohl erwogen, gewährt mir eine Bitte. Erwartet mich bis zum dritten Tage. Ich thue eine Reise nach Aarau zu Gangolf, mancherlei mit ihm zu bereden. Dann lasset uns vor allen Dingen von hier ins Rheinthal gehen und nach Schwaben, sämmtliche nahe und ferne Verwandte und Bekannte des Freiherrn Jörg von End wiederholt auszuforschen, und erst dann, als fahrende Ritter, in der

weiten Welt umherkreuzen. Ich wette, wir treffen, was wir jagen, ohne Zigeunerkunst."

Herr Rüdiger, nach einigen Bedenklichkeiten, willigte in die Vorschläge. Sie kehrten über die Wiesen zu Elsens Hütte zurück. Hemman Enderli führte bald darauf Isenhofers Roß gesattelt vor, und der Meister aus Waldshut eilte durch das Hügelland den Ufern der Limmat entgegen.

21.

Das Wiederfinden.

Das Abendroth eines der schönsten Maitage war schon verglüht, als Isenhofer über Baden nach Aarau gelangte und durch die Straßen des Städtleins in den alterthümlichen Freihof einritt. Aus dem Thurm Rore, der sich in der Dämmerung riesenhaft aufstreckte, trat der Jüngling Gangolf ihm zum gastfreundlichen Empfang entgegen und führte ihn in den hellerleuchteten Saal der Veste.

„Du bist mir wohl willkommen!" sagte Gangolf: „Denn ich lebe, wie ein Einsiedler, und bewache gegen Thomas von Falkenstein mein Haus und die Stadt. Doch vernimmt man nicht, daß er Rüstungen veranstalte. Unsere Bürgerschaft ist indessen schlagfertig. Bringst du mir neue Mähr

vom Kriege bei Zürich, Greifensee und Rappers-wyl? Es soll da blutige Köpfe setzen, und von den Eidsgenossen schon manche Burg und manches Dorf in den Rauch geschickt sein. Acht Tage lang und länger mußt du mir erzählen von Allem."

„Lieber Junker, es sind mir bei Euch kaum acht Stunden vergönnt," versetzte Isenhofer, „denn mich treiben ernste Geschäfte von hinnen, glaubt mir's. Frühmorgens in der Kühle reit' ich über Laufenburg nach Waldshut, mein Haus vielleicht für geraume Zeit zu bestellen, und am Pfingstmontag muß ich wieder bei Euerm Herrn Vater eintreffen."

Nun, beim heitern Nachtmahle, erzählte Isenhofer seine Abentheuer, den unglücklichen Ausgang des Freiherrn von Sax und die eigene wunderbare Rettung, welche seine Dankbarkeit dem greisen Rüdiger zueignete. Darüber ward von Beiden lange her und hin gesprochen; zwischenein that Isenhofer, wie von ungefähr, mancherlei Fragen, bald über Gangolfs Vater, bald die Zigeunerin betreffend, ob diese seitdem im Freihof wieder erschienen sei, oder statt ihrer vielleicht ein fremder Rittersmann, und Anderes mehr. Gangolf bemerkte wohl, daß diese Fragen auf das geheimnißvolle Schicksal und die Entfernung seines Vaters Bezug haben mochten; doch drang er nicht weiter in Isenhofer, was er von Herrn Rüdigers

unglücklichen Verhältnissen kenne, zu offenbaren, sobald Jener erklärte, daß er eidlich angelobt habe, zu schweigen. Es war für den Jüngling Beruhigung und Trost genug, daß ein so treuer und einsichtvoller Mann, wie Isenhofer, sich entschlossen habe, der Begleiter und Rathgeber des Vaters zu bleiben. Auch versprach er demselben, die verschiedenen Aufträge, welche er von ihm empfing, in allen Stücken zu erfüllen, wiewohl er von mehrern die wahren Zwecke nicht einsah.

Es war tief gegen Mitternacht, als die Freunde von einander schieden, einige Sommernachtsstunden dem Schlummer zu geben; und kaum schimmerte das Felsenhorn der Gisuläflue im Morgenlicht über das Thal, saßen sie schon beim Frühmahl zusammen, um die letzten Abreden zu nehmen, wie sie sich oft und mit Sicherheit von einander Kunde mittheilen könnten. Da Isenhofer über die Zugbrücke des Freihofes hinausritt, gab ihm Gangolf, neben dem Rosse herwandernd, das Geleit zum Stadtthor hinab, über die beiden Aarbrücken zu den Hügeln am Fuß des Gebirgs. Die ganze weite Landschaft mit den schroffen Felsgipfeln des Jura, den fernen Silberstreifen der Schneegebirge, den weichen Anhöhen und Hainen ringsumher, schwamm in zartem, durchsichtigem Duft, wie ein Zauberbild. Es sang im Himmelsblau die entzückte Lerche, am Bache die Amsel,

im Gebüsch der Buchfinke. Ob der Blüthe des Apfelbaums wehte süßer Odem umher. Von Zeit zu Zeit schauerten alle Halmen und Blumen der Wiesen sanft zusammen unter dem wollüstigen Seufzer der Morgenluft, und es regnete von den Spätkirschenzweigen schwimmendes Silber.

Die Anmuth des Tages und der Gegend lockte Gangolfen, die Begleitung weiter fortzusetzen, als er anfangs beschlossen hatte. Und als er vom Hügel, über welchen der Weg ging, rechts über Anhöhen, Thälern und Gebüschen ohnfern auf dem Kirchberg die weißen und grauen Gemäuer der einsamen Pfarrwohnung und des Kirchleins sah, das sich dort schon seit dem zehnten Jahrhundert für die Andacht der benachbarten Ortschaften Küttingen und Biberstein erhob, beschloß er, mit hinabzusteigen in das Dorf von Küttingen, welches im Thale drunten seine braunen Strohhütten zur Hälfte in einem Wäldchen krauser Obstbäume versteckte. Hier schied er von seinem Freunde, welcher rechts den Weg über die wilde Staffelegg einschlug, die er schon einmal vor zwei Monaten überstiegen hatte, als er zum erstenmal den schönen Hinz von Sax im Gefolge des Fräuleins Ursula erblickte.

Gangolf aber wandte sich, links aus dem Dorfe, dem Fuße der hohen Wasserflue und des Benkenberges zu, wo ihm die Fenster vom Schlosse

Königsstein über dem Felsen röthlich im Morgenschein entgegenglänzten. Er schritt pfeifend durch das stille Thal, in dessen Hintergrund sich Wälder und Bergwände zusammendrängten, und stieg, ohne andern Zweck, als sich in der Frische des Morgens zu ergehen, den Schloßberg hinan. Droben ruhte er im Schatten breiter Ahornen und alter Linden neben den Burgmauern, die weit hinauf von dunkelgrünen Ranken des Epheus umsponnen waren. Er verlor sich in ein behagliches Träumen, zu welchem die Seele am liebsten geneigt ist, wenn sie sich, von keiner Hoffnung und keiner Sorge bewegt, im reinen und harmlosen Leben der Natur auflöset. Die Einöde des Bergthales links, die großen Umrisse der Gebirgsmassen, die weite Stille dieser Gegend erweckten in ihm die Empfindungen einer erhabenen Ruhe, wie sie das Gemüth der Unschuld nach den Stürmen und Anfechtungen der Welt genießt.

Das Gebell eines kleinen, schneeweißen Hundes, der gegen ihn schmeichelnd ansprang, dann zurücklief ins Gebüsch, wieder bellend hervorkam, und wieder verschwand, störte ihn aus seiner Selbstvergessenheit. Das muntere Thierchen schien ihn durch die vielen Hin- und Hersprünge aufzufordern, mitzugehen. Er folgte ihm endlich auf einem schmalen, selten betretenen Fußwege, der durchs Gebüsch abendwärts lief, dann über den

Bergrücken jenseits in ein ödes Thal hinabführte. Das Hündchen sprang lustig durch die Wiesen, über einen schmalen Bach, jenseits wieder bergan. Auch dahin folgte Gangolf mit bebendem Schritte. Der Berg zog sich nur allmälig aufwärts, doch zu einer beträchtlichen Höhe. Ein uralter Rothtannenwald beschattete die breite Fläche des Bergrückens. Gangolf, so weit gelockt, folgte dem kleinen Wegweiser noch gern in die Kühle des Forstes; denn die Sonne brannte schon heftig. Hier aber war er kaum unter das schwarzgrüne Obdach der wehenden Tannenzweige getreten, sah er seinen bisherigen Führer im Gebüsch verschwunden; kein Rufen, kein Pfeifen brachte den Treulosen wieder. Indessen setzte er seinen Gang über den weichbemooseten Boden des Waldes fort, und erkannte leicht, daß er auf der Hard sei, einer wilden, hohen Bergebene, wo schon damals, zwischen Wäldern und Wiesen zerstreut, wenige einsame Hütten gefunden wurden. Er hatte die Einöde oft mit seinen Jagdhunden durchstrichen, wenn er den Wildschweinen und Rehen nachgegangen war. Daher kannt' er sie.

Nach einer Weile wurde es um ihn lichter. Er trat in eine kleine Wiese hinaus, und erblickte am Ende derselben höchst lieblich im Schatten zweier hohen weitzackigen Eichen ein kleines

Bauernhaus gelegen, ganz neu von behauenen und in einander gefügten Baumstämmen aufgeführt. Das gelbe Strohdach hing, nach ländlicher Bauart, weit vor, um den kleinen Fenstern und dem nächsten Raum vor der Hütte Schatten, oder beim Regenwetter Schirm zu verleihen. Ein kunstlos um die Wohnung gezogener Hag von zusammengeflochtenen Scheiten deutete auf die Anlage eines kleinen Gemüsgartens der Eigenthümer.

In selten besuchter Wildniß den Spuren der schaffenden Menschenhand begegnen, spricht jedes Gemüth freundlich an. Doch Gangolfs Aufmerksamkeit ward plötzlich von einem ganz andern Gegenstand festgezaubert. Neben der Stelle, wo er aus dem Walde hervorgegangen war, bildeten die vielblüthigen Aeste eines wilden Quittenbaums, durchflochten vom Laubwerk der Waldrebe und dem Grün und Roth eines dazwischen aufgeschossenen Weinrosenstrauchs, ein vorhangendes, zitterndes Dach, in dessen leichten Schatten ein junges Mädchen schlief. Aber eine große, schwarzbraungeschuppte Juraviper bewegte sich in engen Windungen über die Schlummernde hin, streckte gegen Gangolf Kopf und Hals auf, und züngelte ihn drohend an, als wäre sie zum Schutz der Schläferin da. Gangolf erstarrte. Zwar das Antlitz der Jungfrau, von ihm abgewandt, seitwärts auf

dem Arm liegend und vom vorgefallenen Goldgeflecht des Hauptshaars zum Theil bedeckt, erblickt' er nicht. Doch diese zarte, in das weite, aschfarbene Kleid tiefverhüllte Gestalt, diesen schönen Kopf, und im sichtbar gebliebenen feinen Kinne das Grübchen erkannt' er. Es war die Begutte Veronika.

Jach fuhr er zur Seite, ergriff einen dürren Baumast, und verfolgte mit demselben die Schlange, welche von der Begutte hinweg durchs dünne Gras dem Dickigt zufloh. Mit wenigen Schlägen tödtete er sie. Wie er sich wieder zurückwandte, sah er die durchs Geräusch erweckte Begutte vom Boden aufgerichtet, in holdseliger Verwirrung vor ihm stehen. Ihre Wangen glühten dunkler, als die Röthe der Weinrosen zwischen den weißen Blüthen des Quittenstrauchs. Ihre Augen, noch schlaftrunken glänzend, staunten den Schlangentödter an, und senkten sich schamhaft vor ihm, als er nahete und sich ehrerbietig verbeugte.

„Es war eine Schlange, die über Euch kroch!“ sagte er halblaut und stammelnd: „Verzeiht meiner Verwegenheit, Euch gestört zu haben.“ Er schwieg; er hätte nichts mehr hinzufügen können. Er wagte kaum aufzublicken. Aber in diesem plötzlichen Vonsichselbstkommen lag eine stumme Beredsamkeit, welche wohl fähig war, die Furchtsamkeit der schüchternen Veronika zu mildern.

Dennoch antwortete sie mit niedergeschlagenen Augen und flüsternd: „Es muß wohl immer eine Gefahr sein, derentwillen Euch Gott zu mir sendet.“ Es umschwebte bei diesen Worten ein freundliches Lächeln ihren Mund, und ihr leises Vorneigen der Stirn schien der Ausdruck ihres stillen Dankes zu sein.

Beide, ohne Zweifel gleich sehr durch ihr unverhofftes Zusammentreffen überrascht, fühlten ihre Zungen, wie von einer unbekannten Macht, gebunden. Gangolfs Herz schlug, er wußte selber nicht, ob von Bangigkeit oder Entzücken? Und die Begutte, bei der leisesten Bewegung des Jünglings, zog sich scheu in sich selbst zusammen, wie die schamhafte Mimosa, wenn sie von einer Hand berührt wird. Sie warf ihre Blicke umher, und streifte nur flüchtig mit denselben über die edle Gestalt Gangolfs, der vor keiner Königin hätte ehrfurchtsvollere Stellung annehmen können.

Sie spannen endlich von sehr gleichgültigen Dingen ein Gespräch an, während dessen die Begutte mehrmals mit Unruhe die Augen nach der Hütte im Hintergrund der Wiese wandte.

„Ist jenes Eure Wohnung in dieser Wildniß?“ fragte er.

„Nicht unser Eigenthum,“ erwiederte sie; „mein Vater hat nur Haus und Garten von einem Landmann des Dorfes Erlinsbach gemiethet. Be-

liebt es Euch, mir zu folgen und auszuruhen? Der Tag wird heiß! und Ihr habet Euch vielleicht in der Hard verirrt. Wollet Ihr Euch bei uns erquicken, so steht unser mäßiges Mahl von Brod und Milch bereit."

„Nur einen kühlen Trunk Wassers erbitt' ich von Eurer Güte!" antwortete Gangolf, froh der empfangenen Erlaubniß. Selig ging er ihr nach. Die Einöde war ein Himmel. Die hohen Tannen rings umher in ihrer finstern Majestät schienen stolz zu sein, dies verborgene Paradies zu hüten. Als Veronika sich der Hütte nahete, säuselten ihr freundlich, wie zum Gruße, die Wipfel der halbtausendjährigen Eichen entgegen, welche links und rechts der bescheidenen Wohnung ihre grünen Arme über derselben verschränkten.

Tiefgebückt unter der niedern Hausthür trat ein langer, hagerer Mann hervor, den Gangolf am langen, eisgrauen Haar des Hauptes und Bartes und an den harten Zügen des Gesichts sogleich erkannte. Es war der Lollhard.

„Tretet gesegnet in den Schatten meiner Hütte!" sagte derselbe und reichte dem jungen Manne die knöcherne, dürre Hand zum Willkommen: „Welch ein Geschäft führt Euch diesen Berg herauf, den man sonst selten besucht?" Dabei lud er ihn ein, sich auf dem hölzernen Bänkchen unter dem Hüttendach niederzulassen. Gan-

golf nahm gern die Ruhe an, und erzählte, indem er seinen Namen und Wohnort nannte, welche Zufälligkeiten ihn in die Hard gebracht hatten, wo er die Jungfrau schlafend neben der Schlange gefunden.

„Es war eine laue, sternhelle Nacht," sagte der Lollhard, „und das Kind durchwachte sie mit mir fast gänzlich, unter Betrachtungen und Gebeten. Darum ist es von Müdigkeit überfallen. Warum aber erschluget Ihr die Schlange? Die Unschuld schlummert sicher, wie zwischen den Löwen Daniel; denn es wachen die Engel des Allmächtigen über sie."

Die Worte des Greises machten auf Gangolf einen wunderbaren Eindruck. Zwar Veronika hatte sich schon entfernt, als er sein Gespräch mit dem Alten begonnen; aber noch sah er sie, in seiner Einbildung, schlummernd unter den Weinrosen und silbernen Quittenblüthen, und als der Greis von wachenden Engeln redete, strömte himmlischer Glanz über das reizende Bild nieder.

Bald nach diesem trat die Begutte aus der Hütte hervor, in ihrer Hand eine hölzerne Schale voll kristallhellen Wassers. Damit ging sie zum Gast, und überreichte sie ihm schweigend und zitternd.

„Möge," rief der Lollhard, als er den Jüngling trinken sah, „möge Euch bald, edler Herr,

der Brunnen des Wassers, das in das ewige Leben quillt, die dürstende Seele laben!“ Er ging mit diesen Worten in die Hütte, um Brod herbei zu bringen. Aber Gangolf setzte nach einigen Zügen die Schale von den Lippen ab, und blickte zur Jungfrau mit dankbarer Rührung hinauf. Sie stand vor ihm in stiller Demuth, die Augen gesenkt zur Erde, das schöne Haupt, wie in stillem Sinnen, ein wenig seitwärts geneigt. Dann sah sie ihn an. Aber wie ihr Blick in dem seinigen versank, lösete sich ihr Ernst in ein unschuldiges, wahrhaft göttliches Lächeln auf, während das Rosenlicht der Scham ihr ganzes Gesicht umfloß. Er aber, in der zitternden Hand die Schale, konnte die Augen nicht wieder von ihr wenden. Sein Herz pochte. Er wollte zu ihr sprechen; doch das Wort erstickte im Munde. Eine plötzliche Gluth überlief seine Glieder. Der Odem fehlte. Die ganze Welt um ihn versank in Dämmerungen. Die Schale fiel aus seiner Hand.

„Wie werdet Ihr so blaß; Euch ist nicht wohl!“ rief sie besorgt: „War Euch der Trunk zu kühl?“ Sie fürchtete, er würde sinken, und streckte ängstlich schon die Hand gegen ihn. Da verneinte er, genesend, mit stummem Lächeln den Kopf schüttelnd; ergriff die Spitzen ihrer zarten Finger, führte sie zu seinen brennenden Lippen und das entflohene Roth kehrte schnell in

seine Wangen zurück. Veronika aber erblaßte und zitterte und trat einen Schritt zurück.

„Mir ist wohl!“ sprach Gangolf sanft. Er nahm die Schale vom Erdboden, stand auf, und blieb vor Veronika unbeweglich, in einer stillen Entzückung. Sein ganzes Wesen glich einer zum Himmel lodernden Flamme.

„Daß ich jetzt sterben könnte!“ sagte er mit seligem Hinblick zum Himmel, indem der Greis mit Brod und Wein aus der Thür hervorging.

„Sterben!“ rief der Lollhard und sah, indem er das Brod und den irdenen Weinkrug auf ein Tischchen am vordern Ende der Bank setzte, den Jüngling seitwärts voll Ernstes an: „Sterben, Herr Gangolf? Habt Ihr schon gelebt?“

Die Begutte wandte sich mit gesenktem Haupte von den Männern hinweg und begab sich mit schwankendem Schritt in die Wohnung, als Gangolf sagte: „Ich habe gelebt.“

„Irret Euch nicht, edler Herr!“ sprach der Lollhard: „Traum ist kein Leben. Im Leben ist Klarheit und Wahrheit; ist kein eigener Wille, sondern das Wollen Gottes durch uns; denn nur in Gott ist Klarheit und Leben. Werfet ab die Banden des Schlafes, worin Welt und Teufel die Kinder der Menschen gefangen halten, und erwachet in Gott; Der Herr aber verleihe mir Kraft, Euch zu wecken; Euch vor tausend Andern;

denn Ihr scheinet die Zeichen der Berufung und Erwählung an Euch zu tragen.“

Der Lollhard fuhr noch lange fort in diesem Geiste zu reden, welcher wenigstens diese heilige oder unheilige Wirkung auf den Junker Trüllerey hatte, daß er, nachdem er die Predigt eine volle Stunde, mit geringer Andacht freilich, angehört hatte, in der That wie aus einem Traum wach, oder wie aus einem Rausche plötzlich nüchtern geworden war. Die schöne Beghardе war nicht wieder gekommen. Aber seltsam genug, Gangolf zitterte, sie wieder zu sehen. Er hielt es für Zeit, die heilige Familie nicht länger in ihrer Einsamkeit zu stören, sondern sich auf den Heimweg zu begeben. Der Lollhard ergriff den langen Wanderstab, um den Gast eine Strecke zu begleiten. Sie gingen. Aber indem sie aufbrachen, durchbebte noch ein wunderbarer Schauer das Innerste des Jünglings, als von der Hüttenthür hinter ihm ein Geräusch kam. Er sah zurück; doch die Vermuthete war es nicht, sondern ein junges Bauerweib, welches aus der Hütte in den kleinen Garten ging.

Der Lollhard knüpfte unterwegs seine Predigt wieder an, wo sie abgerissen war. Als sie Beide den Wald durchwandert hatten, senkte sich der Weg in ein Thal, das oben, wo sie aus dem Gebüsch traten, zwischen Laubhölzern und

Felsen schmal, aber nach unten erweitert, den Berg hinablief. Drunten wanderten sie an einem langen verfallenen Gebäude vorüber, welches vorzeiten zur Benutzung einer Heilquelle für Kranke errichtet war, welche baden wollten. Ohnweit davon erhob sich eine kleine dem heiligen Laurentius geweihte Kapelle in offenen Wiesen, am Fuße der grauen Felsen der Ramsflue. Ringsum Gebirg und Wald. Der Thalkessel schloß sich links gegen die Hütten des Dorfes Erlinsbach auf.

Hier verließ der Lollhard seinen jungen Freund, welchen er schon wie einen Halbbekehrten betrachtete und den er wohlwollend ermahnte, zuweilen in die Einsamkeit der Hard zurückzukehren, wenn ihm daran gelegen wäre, seine verirrte Seele zu retten. Gangolf schüttelte ihm dankbar die dürre Hand, und schlug seitwärts wohlbekannte Wege durch die finstern Tannenwälder des Hungerberges ein, um schneller Aarau und den Freihof zu erreichen.

22.

Der zweite Besuch.

Einen heiligern, als den heiligen Abend vor Pfingsten, glaubte Gangolf nie erlebt zu haben.

Die weite Welt hatte eine neue Anmuth angenommen. Die Häuser der Stadt, die ländlichen Strohhütten am Gebirg, die Gärten, die Höhen, die Thalungen, die Nähen und Fernen sah er in überirdisches Licht getaucht; die Wellen der Aare rauschten feierlicher am Thurm und an der Stadt vorüber; die Winde schienen mit leisen Engelsstimmen zu singen und die bewegten Zweige sich in Schauern der Ehrfurcht vor dem unsichtbaren Göttlichen zu neigen. Er war mehr als glücklich. Er athmete eine wunderbare Seligkeit. Niemand besuchte am Pfingstsonntage mit tieferer Andacht die von grünen Zweigen geschmückte und durchduftete Pfarrkirche der Stadt. Auch über sein Gemüth war die Fülle des heiligen Geistes ausgegossen, wie vor Jahrhunderten über die Zwölfboten und Jünger des Herrn. Er sandte reiche Almosen durch die Stadt, allen dürftigen Haushaltungen, die er kannte. Einigen trug er es selber hin in großer Demuth und Freude.

In seiner Begebenheit auf der Hard erblickte er übernatürliche Verumständungen. Die Gottheit selbst hatte ihn zu jener geweihten Einödde gesandt. Das weiße Hündlein, welches ihn geführt hatte, war nicht durch Zufall gekommen und verschwunden; und die Schlange, welche, wie ein böser Geist den Schatz, Veronika's Schlummer bewacht hatte, schien sich, wie ein

Sinnbild der mißgünstigen Hölle, zwischen ihm und dem Himmel gelagert gehabt zu haben. Doch war es keine üble Vorbedeutung gewesen, daß das Giftthier von ihm erlegt worden war. Es zog ihn unendliche Sehnsucht nach der Einöde; aber er wagte es nicht, sie zu stillen. Er zitterte vielmehr vor dem Gedanken, die Heilige jenes Waldes wieder zu sehen; denn er fand sich zu unwürdig, ihr in seiner Unvollkommenheit nahe zu sein, ihr, die an Schönheit und Heiligkeit des Sinnes, an innerer und äusserer Herrlichkeit über alle Kreaturen erhöht war. Mehrere Tage vergingen, ohne daß er sich mehr erlaubte, als von seinem Fenstersitz im Thurmsaal hinüber zu schauen in die dunkeln, über einander aufragenden Berge jenseits der rauschenden Aare. Dort, wo die Sonne Abends unterzugehen, und dann, durch schwarze Zweige und Wipfel der Tannen, ihr brennendes, blendendes Roth zu strömen pflegte, dort war die verdeckte Höhe des geweihten Gebirgs. Dort dachte er sich die Tochter und Erbin des Himmels im Strahlenglanz des Sonnenunterganges, wie in einer Verklärung auf Tabor. Dort bezeichnete ihm noch in der Nacht der ruhige Glanz des Abendsterns, wohin er den Blick zu wenden habe: denn der Stern schwebte ja über ihrer niedrigen Hütte, wie einst den Weisen aus

Morgenland der Wunderstern über der bethlehemitischen Krippe.

Zuletzt würde er sich in stiller Schwärmerei die einsame Bewohnerin der Hard, als ein ätherisches Wesen im Umgang mit den Seraphinen des Himmels, vorgestellt haben, wenn die Sehnsucht nicht endlich seine Schüchternheit überwältigt, und er sich nicht auf die Wallfahrt zur heiligen Höhe gemacht hätte. Es geschah nicht ohne langen Kampf mit sich selbst. Er hatte sich auch, er wußte selber nicht recht, wozu? mit größerer Sorgfalt gekleidet; nicht prächtiger, aber einfacher, sauberer, gewählter. Und, o des irdischen Menschen! vor dem keinen Spiegel im väterlichen Zimmer hatte er sogar hoffnungslos und traurig die Augen niedergeschlagen, denn da war ihm plötzlich aufgefallen, daß er so ganz und gar nicht angenehm, kaum erträglich, sondern weit eher häßlich zu nennen wäre.

Als er jenseits des Hungerberges in's Thal niedergestiegen, und in die Nähe der kleinen Kapelle gekommen war, wo eben hoch um den zerrissenen Gipfel der Ramsflue ein Steinadler in weiten Kreisen schwebte: befiel ihn neue Bangigkeit, wahres Zittern vor dem Herannahen des großen Augenblicks, da er den Wald, die Wiese, die Hütte unter den schirmenden Eichen sehen würde. Er stieg langsam hinauf in's Gebirg; er trat mit

Herzpochen in den geheiligten Wald; kalt und heiß, wie Fieberschauer, durchzuckte es ihn auf der Wiese beim Gewahrwerden der Hütte, welche wie von Engeln aus einem heiligen Lande hieher getragen zu sein schien; es ergriff ihn fast Schwindel, als er unter das vorragende Strohdach trat. Er mußte zuvor auf dem Bänkchen ruhen und Kraft und Odem schöpfen. Niemand war zu sehen; doch die Thür der Wohnung halboffen. Er hörte drinnen eine Stimme, doch war es weder der weiche Ton der Begutte noch die knarrende, harte Stimme des Alten, sondern eine fremde.

Tritte geschahen. Eine schlechtgekleidete Pilgerfrau ging aus dem kleinen Hause, bleichgelben, krankhaften Gesichts, in der einen Hand einen großen, weißen Stab und langen Rosenkranz, in der andern ein geringes Reisebündlein. Ein Auge schien ihr erst neulich durch Unglück verloren gegangen zu sein; denn unter dem darüber gebundenen schwarzen Bande erkannte man noch Blutspuren. Ihr Haupt war größtentheils verhüllt, und von einem breitkrämpigen Hut bedeckt; ihr Mantel, nach Pilgerweise, mit einzelnen darauf befestigten Austerschalen und andern Meermuscheln geschmückt. — Hinter dieser betagten Wallfahrterin trat, ihr das Geleit gebend, jenes junge Bauerweib aus der Wohnung, welches Gangolf schon das erstemal hier wahrgenommen hatte.

Es fiel ihm auf, daß das bußfahrende Weib, bei aller Gebrechlichkeit, Ermüdung oder Altersschwäche, den Kopf behend rückwärts, rechts, links drehte, sobald es in's Freie kam, und ihn selber zweimal flüchtig, doch scharf, mit dem übriggebliebenen, funkelnden Auge betrachtete. Nicht minder erregte es seine Verwunderung, welche das junge Bauerweib unter der Thür mit ihm zu theilen schien, daß die schwankenden Schritte der Pilgerin beim Weitergehen immer mehr Festigkeit gewannen und, auf der Wiese, bei zunehmender Entfernung, an Schnelligkeit wuchsen. Plötzlich war die Alte in Gebüsch und Wald verloren.

„Wer ist diese Wallschwester?“ fragte der junge Ritter die Bäuerin an der Thür.

„Ach!“ antwortete die Befragte, welche sich erst von ihrem Erstaunen erholte: „sie ist gar weit her; kömmt von den heiligen Oertern; versprach um ein Almosen St. Johannis Evangelium für uns zu beten. Doch der Alte hier im Hause mag die herumziehenden Beter nicht leiden, gab ihr eine harte Mahnung, Brod und einige Angster, und hieß sie weiter gehen. Ich hatte Erbarmen mit der Frau, aber, segne mich Gott! ich glaube fast, sie ist etwas nicht Natürliches. — Wollet Ihr eintreten, Herr?“

Bei den letzten Worten hatte sich die Bäuerin von der Thür zurückgezogen, um ihm Platz zu

machen. Er ging unwillkührlich. Auf dem Herde brannte ein halberloschenes Feuer. Die Bäuerin öffnete seitwärts eine andere Thür. Ein Schauer umwehte ihn. Er stand in einem niedern Zimmer, dessen Wände und Decke mit feingehobelten Tannenläden vertäfelt waren. Am kleinen, saubern Tische saßen der Lollhard und die Begutte bei ihrem Mittagsmahle, welches in zwo irdenen Schüsseln aufgetragen war; in der einen ein Stück Lammbraten, in der andern Brunnenkresse an Salz, Essig und Nußöl.

Bei diesem Anblick, bei den freundlichen Begrüßungen, und wie er sich zum Tisch setzen sollte, wußte Gangolf kaum, wie ihm geschah. Es war, als fiele ein langer Zauber von ihm ab. Statt der himmlischen Licht- und Glanzgestalt seiner Träume, saß ihm nur ein schönes, zartgebautes, irdisches Mädchen an der Seite, welches die eben empfundene Ueberraschung mit einem Erröthen bezahlen mußte. In stummer Verwirrung und sprachlos blickte Veronika vor sich nieder, während er muthiger, denn je, und sich selber unbegreiflich, sie einigemal seitwärts betrachtete, um gewiß zu werden, ob sie wirklich es sei, oder ob er sich täusche, oder bisher sich getäuscht habe? Bald aber, wie er sie anredete, wie sie mit holdseliger Schüchternheit und doch nicht ohne trauliches Wesen antwortete, ward er von neuem un-

gewiß, ob sie in diesem Augenblick, oder aus der Vergötterung seiner Träume, liebenswürdiger sei? Er fand ihre oder seine Verwandlung wunderbar, aber in jedem Fall dabei Gewinn. Er begann die Sprache des Hausfreundes, oder wenigstens des Bekannten, zu führen. Er nahm an dem einfachen Mahle Theil, wiewohl es ihm fast Versündigung schien, in Veronika's Nähe einen Bissen zum Munde zu führen. Auch kam ihm beinahe unglaublich vor, daß die zarte Heilige wirklich gleich andern Sterblichen essen könne. Aber sie aß, wenn auch nur so wenig, daß ihr Mahl kaum einen kleinen Singvogel des Waldes gesättigt haben würde; und dabei lächelte sie ihn zuweilen im Gespräch mit verschämten Wangen an. Fast dünkte ihn dies Menschliche, worin sie ihm näher ward, weit göttlicher, als das Himmlische vordem.

Nach Beendigung der einfachen Mahlzeit, welche sich durch Gangolfs Erzählungen von seinen Reisen, von seinen Bekanntschaften, von seiner Lebensweise im Freihofe zu Aarau sehr verlängert hatte, faltete der Lollhard betend die Hände, fiel auf die Knie und senkte Arme und Stirn demuthsvoll auf den Fußboden des Zimmers. Auch die Begutte warf sich in einen Winkel des Gemachs betend nieder, und legte ihr Antlitz über die gefaltenen Finger auf die hölzerne Wandbank. Der

Ritter, den die Sitte der Andacht rührte, folgte dem Beispiel. Er konnte nicht beten, und doch war sein ganzes Gemüth voller Gebet. Es ergriff ihn bei dem Gedanken an das höchste Wesen, vor welchem jetzt ein Greis und ein Engel im Staube lagen, unaussprechliche Ehrfurcht und Wehmuth. Er stammelte leise, mit dem Gedanken an den, der allgegenwärtig lebt, drei Namen, die ihm theuer waren: den seines Vaters, den des Lollharden und Veronika's. Eine Thräne drang ihm heiß in die Augen. Er stützte sein zur Brust gesenktes Haupt an die Wand, in solcher frommen Selbstvergessung, daß er noch kniete, als die Andern schon aufgestanden waren. Ihr Geräusch rief ihn, wie aus einer andern Welt, in die Wirklichkeit heim.

Er stand vor Veronika, nur noch halb gesammelt. Sie sah die Thränen an seinen Wimpern, und blickte ihn mit sichtbarer Rührung, stumm und stillächelnd an. Auch der Alte bemerkte Gangolfs nasse Augen. Er führte ihn bei der Hand hinaus unter das Schirmdach vor der Hütte auf die Bank, entschlossen, die Bekehrung des Jünglings keinen Augenblick zu verzögern, die er zum Heil an dessen Seele längst beschlossen haben mochte.

„Ritter," sprach er mit einem Tone von Herzlichkeit, der ihm sonst nicht eigen war, „es will mich bedünken, als hab' Euch der Geist Gottes

heraufgeführt in diese Einöde der Hard, daß Ihr die höchste Seligkeit finden möget, nach der Euer innerstes Verlangen dürstet."

„Ich selbst fast glaub' es!" antwortete Gangolf bestürzt und verlegen, mit niedergeschlagenen Augen; denn er gedachte anderer Seligkeit, als der Alte, und zitterte heimlich vor dessen Eröffnungen.

„So leget ab", fuhr der Lollhard fort, „Eure weltliche Furcht, Eure Knechtschaft in der Gewalt der eingeführten Sitten des Lebens, Eure abgöttische Schätzung der Gefäße des Staubes, der steinernen Altäre und Tempel, der gelehrten und verkehrten Pfaffen und ihrer Baalslehren. Sehet hier, vom Wiesengrund bis zum Firmament, den Tempel des Allerheiligsten, der nicht von Menschenhand gebaut worden ist! Schauet aufwärts zur Sonne und den Sternen, dort sind die wahren, ewigen Lichter! Eure Gebete sind die rechten Wallfahrten, Eure Seufzer die Heiligenfeste. Alles Andere ist Priestertrug vom Anfang bis zum Ende. Werfet ab das Joch Eurer Vorurtheile, Eurer Einbildungen von Geburt, Stand, Reichthum, Ehre. Lasset Euch nicht durch die Welt, nicht durch Euch selbst bewegen. Werdet frei, handelt wie die Macht des Geistes Euch treibet, und Ihr werdet, als wahrer Sohn Gottes, nichts mehr wollen, denn was Gott in und durch Euch will.

Es gibt keine Sünde, es gibt keine Hölle, als in unserer schnöden Selbstsucht und Verwachsung mit dem Schein und Trug der Welt."

— Wie werd' ich das können? fragte Gangolf, von der frevelvollen Frömmigkeit des Alten betroffen und verlegen.

„Ihr fraget," antwortete Dieser, „wie der reiche Jüngling Christum den Herrn, unser Vorbild. Ich aber spreche: Waget es, streifet die Welt ab; gebet, was Ihr habet, den Armen, und seid reich; schleudert Stammbaum und Adel in die Flammen, und seid edel; verachtet, um in Gott zu wandeln, das Urtheil der blinden, befangenen Menschheit, und Ihr seid göttlich und sündenlos, eine reine Ausstrahlung des Wesens aller Wesen. Denn der innere Mensch muß rein flammen, als ein heiliges Feuer; alles Aeussere ist Todtenwerk. Denn was kann Euch das Bespritzen mit Taufwasser, was Seelenmesse, was priesterlicher Ablaß frommen?"

— Wie? seid Ihr auch wahrhaft ein Christ, oder ein Heide? rief Herr Trüllerey ganz erschrocken, und rückte dabei etwas auf der Bank zurück.

„Höret mich an, ich will Euch ein Geheimniß offenbaren!" sagte der Alte halblaut, doch würdevoll: „Ein neues Weltalter ist nahe, das letzte vor dem Untergang aller Dinge! Nachdem

Gott Vater in den Tagen des alten Bundes vergebens durch den Mund der Propheten, dann vergebens der Sohn durch die frommen Zwölfboten zum sündlichen Geschlecht der Menschen geredet, wird nun, im dritten Alter der Welt, nach dem Rathschluß Gottes, der vom Vater und Sohn ausgehende Geist das ewige Evangelium offenbaren. Denn was der Allmächtige zweimal begonnen, kann er das unvollbracht lassen? und was sein Mund verheißen, kann das unerfüllt bleiben? Siehe, so sendete er nach Christum nun den Tröster der kranken Welt, den heiligen Geist.“

— Ich bin ein ungesattelter Theologus, versetzte der Ritter: und weiß nichts zu erwiedern. Doch möcht' ich wissen, von wannen Euch die Offenbarung der geheimen Dinge geworden sei?

„Durch den Geist Gottes, der mich ergriffen und zu seinem Werkzeug erkoren hat!“ antwortete der Lollhard mit Wärme: „Ich stand einst hoch, er stürzte mich in den Abgrund; ich war einst irdisch begütert, er schleuderte mich hinaus in Elend und Noth; ich ward durch die zärtliche Liebe einer Gattin getröstet, und er brach auch diese Naturbande, und ich weinte mit meinem Kinde über dem Leichnam einer Heiligen. Da verblutete mein Herz. Meine Tochter sandt' ich in ein Kloster, sie Gott zu weihen. Damals aber wandelte ich noch in Blindheit des Herzens, im

todten Naturlicht, und wußte nichts vom Gotteslicht. Ich floh in die Einöden. Da erweckte mich der Geist zum wahren, innern Leben, als ich des erleuchteten Predigers Johannes Taulerus Buch deutscher Theologie durchforschte, und endlich zum rechten Verstande dessen, was Adam und Christus sei, gelangte. Dazu half mir insonderheit der gottbegeisterte Mann, Niklaus von Buldesdorf, der mir das Licht des ewigen Evangeliums angezündet hat. Und ich erhob mich und ging aus der Einöde hervor, gerufen vom heiligen Geist, nahm die arme Veronika aus dem Kloster, aus den Klauen des ehebrecherischen Roms. Wir besiegten die Welt, indem wir ihr entsagten!"

— Ihr nanntet vorhin den Niklaus von Buldesdorf! sagte schaudernd der Ritter: Wisset Ihr denn nicht, daß er von den zu Basel versammelten Vätern ergriffen, verdammt und in den Gefängnissen für die Flammen des Scheiterhaufens aufbewahrt ist? Sehet Euch vor, daß Ihr nicht den Ausgang dieses Mannes nehmet!

Mit Erhabenheit und glänzendem Blick und Antlitz, worin wirklich der Schwärmerei überirdische Heiterkeit wohnte, erwiederte der Greis: „Was mehr, wenn sie den Leib tödten? Wer sich ewigen Seins erfreut, achtet des nichtigen Lebens wenig. Täglich sterben Tausende; warum

soll mir, der ewiglich ist, wichtig sein, ob ich zu den Tausenden von heut oder morgen zähle? — Sie haben die Propheten des alten Bundes gesteinigt und getödtet; sie haben Christum, die Apostel und Märtyrer gekreuzigt und getödtet. Heut überantworten sie die Auserwählten Gottes den Flammen. Des Teufels Macht ist groß. Immerdar hat sich die abtrünnige Welt gesträubt wider diejenigen, welche zur Heiligung und Rückkehr ermahnten. Es ist keine Wahrheit, keine Freiheit, kein Recht oder anderes Kleinod von der Menschheit empfangen worden, ohne blutige Opfer. Herr Trüllerey, Ihr werdet mich Lobgesänge anstimmen hören, wenn die Scheiterflammen ihr goldenes Gewölbe über meinem Haupt zusammenbauen."

— Wie? möget Ihr Veronika's Schicksal vergessen? Wohin ohne Euch die Verlassene? rief Gangolf, mit der Stimme des Entsetzens.

„Wohin? Die Strahlen der Gottheit kehren in die Gottheit zurück!" antwortete der Alte mit erhabener Gelassenheit: „Aber ich sage Euch, der große Tag des Herrn ist vor der Thür! Die Stunden des zweiten Weltalters sind verlaufen. Der Morgen des ewigen Evangeliums graut, und die leidende, seufzende Kreatur harret nicht länger auf die Ankunft des Reichs der Vollendung. Bereitet Euch! Die Meßopfer, Geplärre und fal-

schen Lehren Eurer Priester werden abgethan. Die Völker treten zu Gott, anbetend in Geist und Wahrheit. Eure Burgen, Eure Kirchen sind unreine Gefäße. Sie werden zerschlagen. In der Kindschaft zu Gott gibt es nur gleichverbrüderte Wesen; keinen Adel, keine Leibeigene, keine Herren, keine Knechte. Das ist die Herrlichkeit des ewigen Evangeliums, daß die unmündige Menschheit zur Mündigkeit eintritt, und die teuflischen Erfindungen des Stolzes und der Habsucht zertreten werden im Staub."

Gangolf starrte den begeisterten Priester des Evangeliums an, ungewiß, ob er ruchlos rase, oder höhere Weisheit vom Himmel offenbare. Endlich sammelte er sich und sprach: „Fürchtet Ihr denn nicht, daß Euch die heilige Kirche wegen Eurer vermessenen Rede in Bann thue?"

„Fürchten!" erwiederte der Lollhard mit Hoheit: „Fürchten, die Zerfallende, die Zertrümmernde! Ihr habet keinen Gottesdienst, sondern Kirchen- und Priesterdienst. Ich habe Gott, Gott hat mich. Er ist der Kern und das Leben; alles Andere todte Schale. Gott ist das Eine, ist Alles, in allen Gestaltungen, im Seraph, im Baum, in der verachteten Laus. Ich thue keinen Schritt, Gott begegnet mir. Ihr wandelt noch in der Blindheit; Ihr kennet, Ihr sehet ihn nicht bei dem trüben Naturlicht, dem Ihr mit Euern irdi-

schen Lehrern folget. Ihr betet nur Staub an. Ihr dienet dem Geiste mit todtem äussern Gepränge. Nicht Moses, nicht Christus, der Gottessohn, lehrten, was Ihr in Euern Kirchen lehret, plärret und thuet."

Bei diesen Worten stand der Alte plötzlich auf und sagte: „Nun ist's genug für heut. Ich sollte Euch wecken. Gott wird sich selber in Euch offenbaren. Seid still. Harret der Ankunft des heiligen Geistes. Gehet in Euch. Er wird aus Euerm Innern zu Euch reden und Euch erfüllen, und was Ihr nachher thut, wird von ihm sein."

Gangolf blieb träumend auf der Bank und sann den sonderbaren Worten des alten Mannes nach, der sich entfernte.

Ohne Zweifel sind die Leser dieser Begebenheiten nicht minder über die frevellvolle Frömmigkeit des Alten erstaunt, als der junge Ritter. Indessen waren Schwärmer dieser Gattung von jeher in den Schweizergebirgen keine Seltenheit, und sind es bis auf diesen Tag nicht In der Einsamkeit ihrer schönen Thäler oder Alpgebirge, umschwebt von den Bildern einer majestätischen Natur, hingegeben ihren eigenen Betrachtungen über göttliche Dinge, ward ihnen der gemeine Kirchenglaube zu enge, und alles Gepränge des üblichen Gottesdienstes kleinlich. Sie feierten nach eige-

ner Weise in ihrem Gemüthe das höchste aller Wesen auf höhere Art. In der Freiheit ihres einfachen, stillen, mußevollen Hirtenlebens mußte ihnen der Zwang kirchlicher und bürgerlicher Ordnungen widerwärtig oder lächerlich erscheinen, je mehr er sich von der Einfalt der Natur oder den lautern Sprüchen des gesunden Menschenverstandes zu entfernen schien. Es bildete sich unter den Einflüssen einer lebendigen Einbildungskraft und eines tieffühlenden Gemüths in ihnen jene innere oder geheime Religion aus, welche der Zorn weltlicher oder geistlicher Obrigkeiten vergebens seit Jahrhunderten verfolgte, weil dieselbe nicht nur der kirchlichen und bürgerlichen Ordnung, sondern selbst der sittlichen Hohn sprach. Denn bei den überspannten Vorstellungen dieser Schwärmer von innerer Heiligkeit und Einheit mit Gott ward ihnen das Irdische so verächtlich, daß sie in demselben nicht mehr glaubten sündigen zu können. Gemeinschaft der Güter und der Weiber schien ihnen gar zu oft nur Rückkehr in Paradiesesunschuld zu sein, und ein allzuvertrauter Umgang so wenig Sünde, als die Stillung des Hungers und Durstes.

So lebten viele, mit Verachtung alles Weltwahns, wie sie es nannten, auf ihren Bergen, in ihren Dörfern und Weilern, als Klausner in Wäldern, oder ohne Heimath, wie die zahllosen

Lollharden, Begharden, Begutten und Beguinen. Sie wohnten selbst in Städten, häufig in Bern und Freiburg; thaten den Armen wohl; bauten Siechenhäuser und den Wanderern Herbergen. Schon im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert wurden sie mit Hunger, Gefängniß, Kirchenbuße, Güterverlust und Hinrichtungen auf's schwerste und vergebens verfolgt. Wie im Urnerlande Bruder Karl, im Zürichgau Bruder Burkhard, starb Bruder Niklaus von Buldesdorf eines freudigen Todes auf dem Scheiterhaufen. Noch heutiges Tages würden sich die Schwärmer von Amsoldingen, der Messias von Mitteln im Entlibuch, der Geheiligte im Irrenhause zu Königsfelden, oder die Erweckten von Wildenspuch im Zürichgau nicht geweigert haben, ihren Vorgängern psalmodirend in den Feuertod zu folgen.

Dem jungen Ritter ward, in seinen Betrachtungen über die Reden des Einsiedlers der Hard, nichts weniger als leicht, das theologische Chaos zu entwirren. Wie, dem Sprichwort zufolge, Narren und Kinder die Wahrheit sagen, überraschend, klar, oft derb, mitten unter kindischen Albernheiten oder wahnsinnigen Grillen, so fand er's auch hier wieder. Doch mit seinem Kirchenglauben ganz wohl zufrieden, den er weder zu zergliedern noch zu verfechten Neigung fühlte,

überließ er das Geschäft gern Andern. Nur konnt' er doch die Neugier nicht unterdrücken, ob auch Veronika, die eben aus der Hütte hervorging, gleich ihrem Vater das nahe Reich des ewigen Evangeliums erwarte, und wie sich die krause Gottesgelahrtheit desselben, von ihren schönen Lippen gepredigt, ausnehme?

Er gesellte sich mit heimlichem Beben zu ihr, als sie ihn einlud, in dem Schatten des Waldes, dicht hinter der Hütte, Erfrischung zu suchen. Ganz zum Lustwandeln war hier von der Natur ein geräumiger Gang unter dem Laubgewölbe hoher Buchen angelegt, deren Stämme weiß und dunkelgefleckt, zuweilen malerisch vom Epheu umsponnen, eine weite erhabene Säulenhalle bildeten.

„Ich bin froh," sagte er, „mich an Eurer Seite zerstreuen zu dürfen. Ich war im Nachdenken über die Mittheilungen Eures frommen Vaters verloren. Er erwartet eine wundervolle Zeit. Ich habe ihn aber nicht ganz begriffen, und keine Klarheit in dem gefunden, was er von göttlichen Dingen lehrte."

„Ihr werdet wohl auf diese Klarheit nicht hoffen!" sagte Veronika, ernst vor sich niederblikkend: „Wir sehen hienieden nur in einem dunkeln Spiegel. Aber wir haben ja Alle das Gefühl der Gottheit in uns, weil wir aus der Gottheit sind

und zu ihr gehören. Und bleiben wir eins mit ihr, ist's genug zu unserm Heil. Alles Andere ist Staub, oder ein Gebilde menschlicher Vorstellungen; wir wissen nicht, was das Wahre ist; ich weiß es nicht. Eins weiß ich, das ist wahr. Aber ich habe keine Zunge, das auszusprechen."

Gangolf, dem die Rede der schönen Begutte silberner als Saitenspiel klang, verstand jedoch von ihr noch weniger, als vom ewigen Evangelium des Lollharden. „O daß Ihr das aussprechen könntet!" sagte er: „Ich möchte Alles und nichts Anderes wissen und haben, als was Ihr. Dann würd' ich mich selig heißen."

— Ihr habt es! erwiederte sie, und es flog, wie ein heller Sonnenstrahl, ein sanftes Lächeln durch den Ernst ihrer Mienen.

„Was hab' ich denn?" fragte er etwas verlegen.

— Was ich: Euch selbst und das Bewußtsein Eurer eigenen, ewigen Göttlichkeit, wie ich mich meiner und meines ewigen Ingottseins bewußt bin. Ja, wir sind göttlichen Geschlechts! Alles Uebrige bleibt nicht uns, aber dem All. Gott ist das All und in dem All offenbar. Leib und Seele sind nur Umhüllungen, Mittel, Werkzeuge, Formen für das Göttliche in uns, gehören nicht zu uns, die Vernunft selbst nicht, die ein Gesetz der Naturwesen ist.

„Wie?“ rief Gangolf erstaunt, blieb stehen und sah seine schöne Lehrerin seitwärts mit einem sonderbaren Blick an: „Also nach dem Tode gehen Leib und Seele, Vernunft, Alles unter? Was bleibt denn?“

— Ihr, der Gottessohn, Ihr! der Ewige, Ihr! wie ich, das göttliche Selbst! sagte Veronika, und blickte mit unnennbar anmuthiger Hoheit dem Ritter in die irren Augen: — Alles was aus dem unendlichen Schatz Gottes, aus der Natur, geschöpft ist, was Ihr mit allen ähnlichen Wesen gemein habet, fällt nach Eurer Entwickelung in den unendlichen Schatz zurück. Ihr fühlt und wißt es ja, Ihr selbst seid nicht die Vernunft, sondern Ihr habet sie nur, wie alle Menschen. Wäret Ihr selber die Vernunft, so wäret Ihr nicht Ihr, sondern ein sich unbewußtes willenloses Gesetz. Ihr seid nicht die Seele, Ihr habet sie, wie alle fühlende Geschöpfe, wie auch die Thiere. Ihr seid nicht der Leib, sondern Ihr habet ihn, wie alle Pflanzen. Ihr unterscheidet Euch von Allem, was ausser und inner Euch ist, als etwas Anderes, Besonderes, Höheres, Selbstständiges, in Fremdes eingekleidetes Göttliches. Alles bewegt sich und ist inner den Gesetzen der Natur, welche die Gedanken Gottes sind; die Vernunft ist das Naturgesetz unsers Ichs. Er aber, der Allordner, ist höher denn alle Vernunft. Eben

das Bewußtsein unserer Selbstständigkeit, unsers Verschiedenseins von Allem ist die Bürgschaft unserer göttlichen und ewigen Natur.

Der Jüngling fühlte sich bei diesen wunderbaren Reden der Begutte wie von einem Schwindel befallen; er wußte selbst nicht, ob wegen ihrer seltsamen, unverständlichen Aeusserungen, oder wegen der fast überirdischen Majestät, in der sie, wie eine Prophetin, lehrend und das Geheimniß Gottes offenbarend, vor ihm schwebte. Eine milde, warme Röthe glänzte, wie Heiligenschein, von dem schönen Antlitz, und ein Hauch der Abendluft hob Einzelnes ihres goldbraunen natürlichen Haargelocks und spann daraus einen Schimmer um ihr Haupt.

Sie schien die Betroffenheit und Verwirrung Gangolfs zu bemerken. Da legte sie die beiden Flächen ihrer kleinen Hände, wie betend gegen einander, an ihre Brust zurückgezogen, schlug die Augen demuthsvoll nieder und sagte mit Inbrünstigkeit der Ueberzeugung: „Lasset uns gut und heilig sein, wie der Gute und Heilige, zu dem wir Abba rufen!"

„Ihr möget es wohl sein!" antwortete der Jüngling gerührt, und konnt' einen Seufzer nicht verbergen: „Ich aber bin ein sündiger Mensch. O, dürft' ich Euch nur immer hören und mich durch Eure Nähe heiligen. Vielleicht würd' ich

zuletzt verstehen, was Ihr mir, wie aus fernen Himmeln, redet."

— O, edler Herr, wollet Euch nur selber verstehen, dann verstehet Ihr das, was aus den Himmeln redet. Denn Gott offenbaret sich in uns, wie er sich vor uns in allen Heiligen und Sündern offenbaret hat. Ihr wisset es besser, denn ich, warum sollt' ich's Euch sagen? Horchet nur auf die Stimme der ewigen Liebe aus den Himmeln!

„Ich höre sie ja; ich höre sie von Euern Lippen, o Veronika, und alle Sinnen und Nerven horchen in mir auf."

— Gott spricht auch zuweilen durch den Mund der Sterblichen; doch ich bin nicht würdig, des Herrn Werkzeug zu sein.

„Und doch seid Ihr es wohl, fromme Veronika; denn Eure Macht über mich ist nicht menschlicher Natur. Ich fühle mich, wenn ich bei Euch bin, wie aus mir selber herausgerissen, und, bin ich fern von Euch, meine ganze Seele von Euch erfüllt. O versuchet, und gebietet, was Ihr wollet, denn ich habe keinen eigenen Willen mehr."

— Ach, wie glücklich würd' ich arme Magd Gottes mich preisen, wär' ich die Erwählte, Euch, mein edler Herr, der Vergänglichkeit zu entziehen, und dem Ewigen und Göttlichen zu gewinnen. Ja, Euch! nur Euch! Mein Beruf auf Erden wäre vollendet!

Die Begutte sagte diese Worte mit einem Blicke stiller Entzückung zum Himmel und mit einer Unschuld, wie sie kein Raphael seinen Engeln und Madonnen gibt. Gangolf stand mit vor sich hingefalteten Händen, mit demuthsvoller, frommer Ergebung und jünglingshafter Ehrfurcht vor der Priesterin der ewigen Liebe. Sie schien ihm wieder die Göttliche aus den Träumen zu sein, die alles Irdischen entbunden ist. „Was fordert Ihr," sagte er, „das ich thun müsse, um Eurer Huld würdig zu werden?"

— Nicht meiner Huld, sondern der Huld Gottes! Für sie muß Euch selbst das Leben darzubringen leicht sein.

„Das Leben? Ach, Veronika, das Lebensopfer ist beiweitem nicht das schwerste aller Opfer! Gebietet, wann, wie, wo muß ich sterben? Ich habe ja den Tod oft nahe gesehen." — Er sagte das so treuherzig und fest und entschlossen, daß die Begutte fast erschrack und ihn mit Bestürzung betrachtete.

— Wie meint Ihr das? fragte sie mit ungewissem Tone, der eigentlich erklären wollte, daß sie ihn nicht verstanden zu haben glaube.

„Ich will sterben. O, ich habe immer Sehnsucht nach dem Tode!" erwiederte er: „Seid Ihr der Engel nun meines Todes; winket mir. Ich

gehe zu Gott. Ich sterbe rein und gut und gehe zu Gott.“

— Ritter! rief sie bestürzt und machte eine Bewegung, als müsse sie ihn aufhalten: Warum sterben? Wie könnt' ich Euern Tod wollen?

„Habt Ihr nicht mein Leben verlangt?“ sagte er und blickte schüchtern zu ihr auf.

— Nein, so wörtlich hättet Ihr mich nicht verstehen sollen! erwiederte Veronika, sich erholend: Um alles Heiligen willen, wie könnt' ich... nein, war's Euch möglich, edler Herr, das von mir zu glauben?

„Sollt' ich an der Wahrheit Eurer Worte zweifeln?“

— Ich habe gefehlt, denn ich wollte das nicht sagen, sondern nur, Ihr müsset das Liebste zum Opfer bringen können und fahren lassen das Theuerste auf Erden.

„Wie soll ich's zum Opfer bringen, wie fahren lassen?“

— Ihr müsset es von Euch stoßen, verachten und vergessen.

„Das kann ich nicht. Das ist schwerer als Tod!“ sagte der Jüngling halblaut vor sich und mit schwachem Kopfschütteln.

— Wie? könnt Ihr das nicht? sagte sie mit kindlicher Gutmüthigkeit, und sah ihn mit besorgnißvollen Blicken an, da sie eine geheime Trau-

rigkeit wahrnahm. Doch erhob sie sich bald wieder im schwärmerischen Muth ihrer frommen unbedingten Gottergebenheit und setzte hinzu: Wenn aber Gott das Opfer verlangt, Ihr sollet, Ihr könnet es bringen, Ihr werdet es!

„Nein, nein, nein!“ rief Gangolf mit weggewandtem Gesicht, als woll' er den Schmerz verbergen, den schon der Gedanke an Möglichkeit des Opfers aufriß: „Nein, Veronika, Euch kann ich nicht verstoßen, nicht verlassen, nicht vergessen.“

— Ich rede nicht von mir! sagte Veronika unbefangen.

„Aber ich von Euch!“ versetzte Gangolf treuherzig: „Und fordert es der Himmel, ich kann es nicht; Gott möge mir gnädig sein!“ Eine Thräne tropfte bei diesen Worten von seinen Augen, ohne daß sein Gesicht einen Zug änderte. Er blickte nicht auf. Er sah nicht, wie sie plötzlich blaß ward, und von einem Schauer ergriffen; wie sie sprachlos die Hände faltete, und wieder aus einander fallen ließ. Sie nahm endlich in ängstlicher Verlegenheit das Wort und sagte: „Edler Herr, warum redet Ihr von Dingen, die ich nicht meinen konnte?“

„Ihr sprachet von dem, was ich das Theuerste auf Erden nenne!“ antwortete er ruhig, aber niedergeschlagen.

Sie erblaßte abermals, und sagte: „Ritter, — geht!“

Er verbeugte sich, und ging schweigend fort durch's Gebüsch gegen die hohen Zwillingseichen neben der Hütte.

Als wäre sie selbst über die Gewalt ihrer Worte, oder über den stummen, widerspruchslosen Gehorsam des edeln Rittersmannes betroffen, sah sie ihm erst eine Zeitlang mit starren, großen Augen nach. Dann streckte sie mit ängstlichem Schweigen den Arm nach ihm, als könne er sein Verschwinden verhindern. Dann ließ sie hoffnungslos die Arme sinken; doch unwillkührlich that sie zwei kleine Schritte, und rief: „Scheidet nicht zürnend.“

Er blieb stehen, und sah zurück.

„Wohin wollet Ihr?“ sagte sie langsam gegen ihn gehend.

— In die Verweisung, wie Ihr mir geboten! antwortete er, zu ihr zurückkommend.

„Es ist nicht an Eurer Magd, edler Herr, Euch zu gebieten!“ erwiederte sie: „Mein Vater ehret Euch. Er sieht Euch gern. Versagt ihm nicht die Freude, Euch in seiner Einsamkeit zuweilen zu sehen. Er ist mein guter Vater; lasset mich nicht die Schuld Eurer Entfernung tragen.“

Sein Antlitz ward bei diesen Worten heller. Er schien ein Wort der Freude oder des Dankes

von der Lippe fliegen lassen zu wollen; aber er verstummte wieder.

„Nur eine Bitte vergönnt mir an Euch!" fuhr sie nach einer kurzen Stille fort: „Seid gut und heilig. Täuschet Euch und mich nicht. Schwöret allem Irdischen ab. Redet nie zu mir, wie Ihr eben geredet habet. Nie, nie! Dürfet Ihr mir dies Versprechen geben?" sagte sie, und machte, sich selber unbewußt, eine Bewegung der Hand gegen ihn, als müsse er's in diese Hand geloben. Er legte zitternd seine Hand in die dargebotene. „Ich werde schweigen und gehorchen!" sagte er, aber ließ die Hand nicht fahren, und obwohl er schwieg, brach er doch das eben abgelegte Gelübde durch den Ausdruck seiner Gefühle in allen Zügen und Bewegungen. Auch die Begutte, von einer geheimen Verwirrung überwältigt, vergaß die Hand zurückzuziehen. Sie that es endlich, fast zu spät. Sie gingen in einsilbigen Gesprächen zur Hütte zurück, wo der Lollhard in einer langen Pergamentrolle las.

Dem schönen Tage machte ein schöner Abend den Schluß. Gangolf genoß desselben in nie gekannter Seligkeit unter harmlosen Gesprächen mit dem Einsiedler-Paar. Als er von dannen schied, begleiteten ihn Beide durch den Wald, hinab den Berg bis zur St. Lorenzenkapelle unter der Ramsflue.

23.

Böses Begegnen.

Veronika wandelte schweigend an der Seite ihres Vaters zur stillen Höhe der Hard zurück. Sie konnte sich nicht erwehren, ununterbrochen an Gangolf zu denken; und doch, wenn der Lollhard sein Lob verkündete, wandte sie wohl das Gespräch andern Gegenständen zu. Sie freute sich, beim Wiedererblicken ihrer kleinen Wohnung, der Einsamkeit und der heimlichen Seelenschwelgerei, sich selber anzugehören.

Im schmalen Kämmerlein unter dem Dachgiebel, wo am Erdboden ihr hartes Strohbett nebst einem geringen Tischlein und hölzernem Schemel den größten Theil des Raumes füllten, saß sie stumm und sinnig, als schon lange der Mond zwischen den Sternen durch das enge Fenster glänzte. Ihre Erinnerung wiederholte mit Wohlgefallen die Ereignisse des Tages. Ein Gedanke an Gangolf reichte hin, jene süßen Beklemmungen, jene Schauer, jene wunderbaren Selbstvergessenheiten und Entzücken in ihr zu erneuen, welche seine Gegenwart und Nähe durch ihr Wesen verbreitet hatten. Er wiederholte sich aber auch das Erstaunen ihres demüthigen Unglaubens über seine Worte, durch welche er sie höher heben wollte, als dem Geschöpf vom Mitgeschöpf ge-

bührte. Nur die Ehrlichkeit seiner Gemüthsart gestattete nicht, solche Erklärungen für Spott zu halten. Um so größer war der fromme Aufruhr ihres gottergebenen Herzens gegen einen Weltsinn, der dem höchsten Wesen leichter das eigene Leben, als eine fremde Person zum Opfer bringen wollte. Sie würde ihm gern ein wenig gezürnt haben, wenn sie des Zornes fähig, oder er weniger gut gewesen wäre. Auch war ihre Brust voll von einer Theilnahme für den Jüngling, wie sie bisher noch für keinen andern Sterblichen gefühlt hatte. Sie sank auf ihre Knie. Sie betete mit Inbrunst, für ihn und seine Erleuchtung, zum Himmel.

Die Einförmigkeit der einsiedlerischen Lebensweise begünstigte die Beschäftigung ihrer Gedanken, wie in der Nachtstille, so am Tagestreiben, mit dem Bilde des jungen Ritters. Die kleinen Arbeiten und Verzierungen des ländlichen Gartens, viele der häuslichen Verrichtungen waren nun auch für ihn berechnet; die Gebete schlossen auch ihn in sich; die heiligen Betrachtungen des Vaters wurden mit Bezug auf den in Weltlichkeit Lebenden angehört.

Er kam am folgenden Tage. Ihre Augen hatten schon vorher oft zu jener Stelle des Waldes hingeblickt, aus welcher er auf die Wiese hervortreten mußte. Als er aber wirklich hervortrat,

bebte sie still in sich zusammen, und sah nicht wieder hin.

Er kam auch in den folgenden Tagen. Je öfter er die anmuthige Wildniß besuchte, je näher trat er der heiligen Familie, je näher sie ihm. Er theilte mit ihr Gebete, Arbeiten und Betrachtung göttlicher Dinge. Immer hatt' er unterwegs in den Wäldern für Veronika Blumen und Spät-Erdbeeren gesammelt; oder er trug Kirschen und anderes Frühobst in einem Binsenkörbchen, das sie selbst mit kunstreichen Fingern geflochten hatte, von Aarau zur Hard.

Dies Stillleben verbreitete über Gangolfs Gemüth eine Heiterkeit, wie er sie nur in den Tagen der ersten Jugend genossen hatte. Nichts Vergangenes, nichts Zukünftiges lockte ihn aus der harmlosen Gegenwart. So verschwanden Wochen wie leichte Morgenträume.

Zu Veronika's Lieblingsvergnügungen gehörten einsame Wanderungen im Walde oder auf den Höhen der aneinander grenzenden Berge, gewöhnlich in Begleitung ihres Vaters oder der jungen Bäuerin, welche das Hauswesen der Hütte besorgen half. Seit Gangolf öfter in der Hard erschien, lenkten sich diese Wanderungen mehr dem Thale zu, durch welches er zu kommen pflegte.

Eines Tages, als sie dahin niedergestiegen

war, und vor der St. Lorenzenkapelle auf einem steinernen Bänkchen ruhte, während in der Kapelle die junge Bäuerin ihre Andacht verrichtete, hörte sie in der Ferne Hufschlag mehrerer Rosse. Sie lüpfte das tief vor dem Antlitz hangende Tuch, und sah um den Hügel von Erlinsbach her, auf schneeweißem Zelter, eine schwarzgekleidete weibliche Gestalt gegen das Bethäuslein kommen. Ihr folgten zween prächtig gekleidete Herren zu Pferde, mit hochwehenden Federn auf den Bareten. Ehe sich Veronika von ihrem Erstaunen sammeln konnte, hielten die Reisigen schon vor der Kapelle. Die schwarzverschleierte Frau wurde von ihren Begleitern, welche Edelknaben zu sein schienen, ehrfurchtsvoll vom Zelter gehoben. Sie ging in die Bethütte. Ungeduldig erwartete Veronika die Bäuerin, um sich in ihrer Gesellschaft zu entfernen. Doch früher noch kehrte die verschleierte Frau zurück und sagte zu den beiden Reitern mit gebieterischem Tone: „Begebet Euch mit meinem Zelter ein wenig voraus; ich werde zu Fuße nachfolgen.“ Sie gehorchten.

Als sie vor der vermummten Begutte vorüberging, die sich mit ehrerbietigem Gruße vom Sitze erhob, blieb sie stehen, nahm aus dem goldgestickten Säcklein, welches seitwärts an silberner Kette vom Gürtel niederhing, ein Geldstück und reichte es der Begutte. Veronika lehnte es ab und sagte

sich verneigend: „Ich danke Euch, gnädige Frau. Wollet Eure Güte Bedürftigern weihen."

— Wohnest du in dieser Gegend? fragte die Mildthätige und schlug den Schleier vom Gesicht zurück.

„Ich wohne auf dem Berge mit meinem Vater!" antwortete die Begutte, und, aus Ehrfurcht, oder vielleicht ein wenig neugierig, die wohlwollende Frau zu sehen, schlug sie das grobe Manteltuch, welches den Kopf verhüllte, über die Stirn zurück.

Beide schienen gleich überrascht, als sie sich erblickten; am meisten aber die Fremde. Sie betrachtete mit ihren ernsten, dunkeln Augen lange Zeit Veronika's Gesichtsbildung, welche diesen Blick kaum ertragen mochte, und verschämt zur Erde sah.

„Mich kennst du schwerlich!" sagte endlich die Fremde, schärfer und spähender die junge Begutte beobachtend: „Ich bin die Freiin Ursula von Falkenstein."

Veronika sah auf und betrachtete das schöne blasse Gesicht des Fräuleins mit freundlichstiller Ruhe, wie man unbekannte Personen anschaut, die man zum erstenmale sieht. „Gefällt es dir, mich auf dem Heimweg zu begleiten?" fuhr das Fräulein zu reden fort: „Ich wohne nicht weit

von hier, jenseits Erlinsbach an der Aare, auf dem Schlosse Gösgen, der Burg meines Oheims."

„Ich darf mich so weit nicht von der Hütte des Vaters entfernen, erwiederte Veronika: doch über die Thalwiese wag' ich's, Euch, wenn Ihr es gestattet, zu folgen.

Während beide sogleich langsam fortgingen und oft im Gespräch still standen, bei dem sich Fräulein Ursula mit weiblicher Neugier genau nach allen Verhältnissen Veronika's erkundigte, entfaltete die Tochter des Lollhards, ohne es zu ahnen, die ganze Unschuld und Liebenswürdigkeit ihres Gemüthes. Der Ernst des Fräuleins ging bald in eine schwermüthige Freundlichkeit über, und ihr anfangs etwas stolzer Ton, wie er Vornehmern gern eigen ist, verlor sich gemach in das Herzliche, wie es mit einer beginnenden Zuneigung oder einem Gefühle des Mitleidens verbunden zu sein pflegt.

„O beneidenswürdiges Kind!" rief das Fräulein und warf einen Blick voller Trauer auf die Begutte: „wie bist du so glücklich! du bist nur die Betrogene. Gott beschirme dich, du wirst dich nicht lange deines Glücks freuen."

— Warum nicht, gnädiges Fräulein? Gott will uns glücklich, so lange wir es sein wollen.

„Sein wollen? Ach, das Glück liegt ausser dem Bereich unserer Kraft, gutes Kind. Ge-

horchte es dem Willen der Sterblichen, wer würde denn unterm Himmel andere, als Freudenthränen weinen?"

— Auch die Schmerzensthränen gehören zum Glück, gnädiges Fräulein, mehr als die andern. Man weint sie, wenn man Untreue büßt und einsam im Weltall steht und das Bessere wiedersucht.

Das Fräulein blieb bei diesen Worten stehen und sah finster forschend in Veronika's helle, freundlich lächelnde Augen. Es ward in ihr ein Argwohn wach. Sie fürchtete, Veronika wolle sich boshafte Anspielungen erlauben. Aber ihr schon gereizter Unwille legte sich beim Anblick des stillen Unschuldsgesichtes. Ursula hatte nicht den Muth, von diesem Kinde Arges zu denken, das kaum fähig zu sein schien, zu ahnen, wie böse die Welt zuweilen sei.

„Du sprachst von Untreue!" sagte Ursula nach einigen Augenblicken Ueberlegung: „Was meintest du dabei?"

— Den Abfall vom göttlichen Vaterherzen; das Untergehen des Gemüths im Irdischen; das Innigerhangen am Vergänglichen, als am Ewigen. Wer sich mit ganzer Seele an das schmiegt, was nie bleibt: muß er nicht immerdar leiden, weinen, bluten, weil er doch immerdar verlieren oder Verlust fürchten muß?

„Bist du so stark, Mädchen? sagte Ursula betroffen und doch etwas ungläubig: „Ist dein Herz noch nie an etwas anderm als deinem Gott gehangen?“

— Dafür sei Gott, daß das geschehe! sagte Veronika, und sah der Fragerin klar und ruhig in's Gesicht.

„O beneidenswürdiges Kind!“ rief das Fräulein, und betrachtete abermals die Begutte schweigend mit Wohlgefallen und unwillkührlicher Ehrfurcht. In Veronika's Haltung, in allen Zügen der reinen Gestalt offenbarte sich jene jungfräuliche Kälte, welche noch nie von einem Funken leidenschaftlicher Wärme gestört worden ist, und den Begierden der Männer, ohne sie zu verstehen, gebieterisch entgegen wirkt. „Die hat er wahrlich nie geliebt!“ dachte Ursula bei sich: „Oder wenigstens in dem Kinde fand er noch kein Gefühl von Liebe! Sie war unschuldig.“ — Der Leser wird leicht errathen, wen sie meinte. Denn seit dem Augenblick, da Veronika bei der Kapelle das Gesicht vor ihr entblößt hatte, mußte es ihr halbe Gewißheit werden: diese sei die Begutte, welche sie zu Brugg für ihre Nebenbuhlerin um Gangolfs Liebe gehalten. Doch ward sie von stolzer Scheu gehindert, Fragen zu thun, durch welche sie sich zu verrathen oder zu erniedrigen fürchtete.

„Bleib' in deinem Glück," sagte sie gutmüthig und fast herzlich zu ihrer Begleiterin, „bleib' es, so lange du kannst!"

— Sollt' ich's nicht stets können? entgegnete Veronika.

„Du wirst es nicht!" antwortete Ursula: „Glaube mir's. Ich bin vielleicht um einige Jahre und um tausend Erfahrungen älter, als du. Du redest noch die zuversichtliche Sprache des Kindersinnes. Einst sprach ich auch so, wie du von dir und der Welt sprichst, die du beide nicht kennst. — Verlasse ohne Noth die Einsamkeit deines Gebirgs nicht."

— Warum, gnädiges Fräulein, warnet Ihr mich? Es ist doch sicher in dieser Gegend?

„Du bist ein Lamm, nach welchem der Rachen der Wölfe lechzt!" antwortete das Fräulein: „Ich wollte, du könntest mit mir. Ich wollte dich gern retten."

— Vor wem? Ich versteh' Euch nicht, mein Fräulein. Sollte man meinem Vater und mir nachstellen? Hättet Ihr davon gehört?

„Wirst du mir offen antworten, wenn ich dich Wichtiges frage?"

— Ich habe nichts zu verhehlen.

„Hast du je einen Mann geliebt, oder ihn allen Andern vorgezogen?"

— Ja, meinen Vater, Fräulein.

„Hatte nie ein Anderer einigen Werth in deinen Augen?"

— Ja, noch mancher Andere. Ich habe sehr edle, sehr würdige Männer gesehen auf den Reisen.

„Edle! würdige!" wiederholte Fräulein Ursula mit Spott und Bitterkeit in Stimm' und Miene; dann fügte sie hastig hinzu: „Nenne Keinen so, betrogenes Kind. Grundfalsch, boshaft und grausam sind sie Alle, ohne Ausnahme. Nur im hilflosen Kindheits- und Greisenalter sind diese Raubthiere minder furchtbar, weil ihnen zum Zerreissen und Zerfleischen Zähne mangeln. Sie kennen nur eine unbändige, wilde Begier; keine Zärtlichkeit, keine Liebe. Mit hinterlistiger Fuchs-Natur schleichen sie nach Beute aus; ihr tückisches Herz freut sich schon im Voraus des Opfers, das fallen soll, und das sie dann im Blute liegend verlassen können, grausam und gleichgültig, wie der gesättigte Bär das zerrissene Schaf. Fürchte, hasse dies ruchlose Geschlecht, in welchem nichts als Thier übrig geblieben, alles Menschliche gänzlich untergegangen ist. Vermöge seiner Körperstärke hat es sich zu unserm und der Welt Tirannen erhoben, und fürchtet Niemanden mehr, als sich nur unter einander selber. Durch Stolz und Uebermuth ist der Mannsmensch zur Bestie verwildert."

— Es gibt rohe, böse Menschen! sagte die Begutte: Ich habe deren gesehen. Doch gestattet Ihr Ausnahmen.

„O du arglose Unschuld!“ rief Ursula: „Ausnahmen? Keine, als in den Windeln und im Schnee des Alters. O, der rohe Teufel ist nicht der furchtbarste, man geht ihm aus dem Wege, aber der sanfte ist's. Vor dem zittere, der mit dem Heiligenschein, im Gefolge aller Tugenden, zu dir tritt und sich zum Spiegel deiner reinen Sinnesart macht. Alles Spiegel, alles Trug und Lug, wilde Lust und Tücke zu verstecken. Glaube mir, der Mann ist Schale, bloße Schale; drinnen fault der Sodomsapfel schwarz und giftig. Er hat vom Menschen, gleich den gefallenen Engeln, noch Gestalt und Antlitz, und von den verlornen Tugenden noch die heiligen Wörter behalten.“

Veronika horchte anfangs mit dem Ernst der Verwunderung oder des Erstaunens, und trat mit einer Art Grausen zurück; darauf aber, als wollte sie durch ihre Empfindungen oder Zweifel die Rednerin nicht kränken, lächelte sie dem Fräulein holdselig zu, wie wenn sie wegen ihrer augenblicklichen Furcht abbitten müßte.

— Ach, gnädiges Fräulein! sagte Veronika: wie urtheilt Ihr so hart! Aber ich glaube Euch. Ihr seid durch böse Menschen tief beleidigt. Eure schöne, blasse, ernste Miene sagt's. Ihr habet

Euern Frieden verloren. Flüchtet zu Gott; da findet Ihr Alles wieder. Könntet Ihr doch die todte Pracht Eurer Schlösser mit einer Einsamkeit vertauschen, wie die unserige. Man ist da Gott viel näher.

„Die Schlösserpracht ergötzt mich schlecht!“ erwiederte das Fräulein mit einem Seufzer: „In ein Kloster, oder in ein Grab, gleichviel wo es sei. Wenn ich nur kein Gedächtniß hatte! Du aber jammerst mich, Kind. Darum geh' in ein Kloster; geh' bald, eh' du wünschen mußt, etwas vergessen zu können. Vor gottgeweihten Mauern haben die Teufel noch Scheu.“

— Vor Kalk und Stein? O, gnädiges Fräulein, ein gottgeweihtes Herz ist stärker, als die stärkste Burg- und Klostermauer. Ich zittere nicht vor der ganzen Macht der Hölle.

„Armes Kind, du kennst die Hölle noch nicht!“ sagte Ursula mitleidig lächelnd, und sah sich nach ihren Edelknaben um, die einige hundert Schritte weit mit den Pferden vor einem Gebüsch von Erlen und Weiden hielten: „Ich muß dich verlassen und deinem Schicksal empfehlen. Gedenke meiner Warnungen!“

— Ich will ihrer und Eurer gedenken. Aber wir sind in Gottes, nicht in des Schicksals Hand!

sprach Veronika, verneigte sich zum Abschiede und küßte demuthsvoll des Fräuleins dargebotene Rechte.

„Seh' ich dich wieder?“ fragte Ursula gütig: „Du flößest mir Theilnahme ein. Vielleicht such' ich dich in deiner Einöde auf. Ist der Weg zum Berg hinauf für Pferde nicht zu steil?“

Veronika beschrieb ihr den Weg rechts der Ramsflue durch's Thal hinauf zum Wald; man konnt' ihn übersehen von der Stelle, wo beide standen. Dann schilderte sie den Fußweg durch die Tannen bis zur Wiese und der Hütte unter den Eichen, daß nicht zu fehlen war.

„Und find' ich droben Niemand ausser dir, der Bäuerin und deinem Vater, wann ich komme?“ fragte Ursula.

— Zuweilen, doch nicht alle Tage besucht uns ein gütiger, edler Herr von Aarau! antwortete die Begutte unbefangen.

Dunkle Röthe flog über des Fräuleins Gesicht, und in ihren Augen ward ein ungewisses Funkeln. „Also doch! also doch! Nicht so, eine alte Bekanntschaft? Nenn' ihn nur. Du darfst ihn mir schon nennen. Du hattest in Brugg mit ihm zu thun, vielleicht auch früher. Ich weiß, ich weiß. Schlich er sich unter wahrem oder erborgtem Namen zu dir? — Ich frage nicht umsonst, denn am Manne, ich wiederhol' es, ist nichts ächt, als die Falschheit. Also, er heißt?“

— Herr Gangolf Trüllerey! antwortete Veronika, doch minder unbefangen, als das vorigemal. Die plötzliche Röthe und Lebhaftigkeit des Fräuleins von Falkenstein machte sie etwas schüchtern.

„Er sieht dich oft, sagtest du?“ fuhr Ursula fort.

— Seit ihm mein Vater . . .

„Dein Vater ist . . .“ unterbrach heftig das Fräulein die bestürzte Begutte, dann aber wieder mit schneller Besonnenheit sich selber, indem sie in angenommener Ruhe hinzusetzte: „ist vermuthlich ein guter Mann. Ja, ich glaub' es. Nicht so, und bloßes Ungefähr war's, daß ihr eure Klausnerei ganz in die Nähe von Aarau verlegen mußtet?“

— O Fräulein, erwiederte die Begutte, glaubet Ihr an einen allwaltenden Gott, wenn Ihr Ungefähre glaubet?

„Den Namen Gottes könntest du füglich aus dem Spiele lassen!“ versetzte mit verweisendem Tone das Fräulein: „Ich kenne eure Beghardensprache, aber liebe sie nicht sehr. Sage mir vielmehr, ob du mit dem guten Freunde schon in Brugg einverstanden warst, das Findemich-Plätzchen droben auf der Hard zu nehmen?“

Veronika, betroffen durch die unerwartete Verwandlung, die sie sah, wagte kaum etwas zu erwiedern.

„Warum bleibst du die Antwort schuldig?“ fuhr das Fräulein zu fragen fort.

— Gnädiges Fräulein, weil ich Euch nicht ganz verstehe.

„Desto besser versteh' ich dich; nur bekenn' ich, dein Gesicht hat mich, nicht dein Kleid geäfft. Ich muß wahrhaftig über meine Einfalt lachen. Lachst du nicht auch heimlich in dir über meine Dummglaubigkeit an dein Gesicht?“

— Nein! antwortete die Begutte ernst.

„Ich würde dir's nicht gerathen haben. Also manche Woche schon treibet ihr die Wirthschaft mit einander in diesen Bergen? Daß mich der scheinheilige Tückmäuser selbst in dem Punkt an sich irre machen konnte! Wo und wann fandet ihr euch das erstemal zusammen? Gesteh' es nur. Ich lasse dich ungestraft ziehen. Fürchte nichts.“

— Ich fürcht' Euch nicht, gnädiges Fräulein! entgegnete Veronika mit ihrer gewöhnlichen Milde; doch verhehlten ihre Gesichtszüge nicht ein unwillkührliches Mißtrauen, welches ihr Reden einflößen mußten, die von einer Art Wahnsinn zu zeugen schienen.

„Den stolzen Trotz hast du aus seiner Schule, dünkt mich!“ sagte das Fräulein von Falkenstein: „Er steht euch Beiden eben wohl an. Eins nur verlang' ich von dir zu hören; antworte, und

dann hebe dich weg von mir: Wo fand dich jener Gangolf auf? Auf welchem Scheideweg, in welchem Stall? Ich meine das erstemal, eh' der meineidige Bösewicht mit dir nach Brugg zog!"

— Fräulein, sagte Veronika mit einem Unwillen, der ihr Gesicht röthete und die helle Stirn furchte: ich verzeih' Euch, wenn Ihr gut findet, mich zu mißhandeln. Aber was kann Euch bewegen, einen Unschuldigen zu lästern, den Ihr nicht zu kennen scheint?

„Nicht zu kennen scheint! Nun denn, Begharde, „rief Ursula mit leidenschaftlicher Entflammung, „der war mein Bräutigam, während er mit dir in der Welt umher fuhr!" Plötzlich verstummte sie nach diesen Worten, und machte eine Gebehrde bittern Verdrusses, als ärgere sie sich an ihrer eigenen Uebereilung oder Wegwerfung.

— Euer Bräutigam! rief die Begutte in unbeschreiblicher Bewegung des Erstaunens und Mitleidens: Euer Bräutigam! Ist es möglich, daß er Euch hätte verlassen können!

„Verlassen, er, mich? Einfältige Dirne! Ich wies dem Elenden, den man die Frechheit hatte, mir aufzwingen zu wollen, — die Thür wies ich ihm .... Antworte auf die Frage, die ich dir gethan. Es steht mir schlecht an, mich mit dir in Gespräche zu verlieren."

— O, mein Fräulein, verzeiht! Ich bin ausser

mir. Ihr also, Ihr habet ihn verstoßen? Ihn verstoßen? Hat er, der so gut ist, Eure Ungnade verdienen können? Ist er's auch, den ich meine, von dem Ihr redet? Es ist wohl Irrthum und Mißverständniß unter uns. Ich flehe Eure Gnade an, mir nur ein Wort zu gestatten, nur eine Frage! . . .

„Schweig und gehorche; ich bin hier Gebieterin! Seit wann treibt er den ehrlosen Umgang mit dir?"

— Fräulein, wollet Euern Zorn mäßigen, in welchem Ihr vergesset, was Ihr auch der ärmsten Magd schuldig seid! rief Veronika ihr voll Hoheit entgegen.

„Seht doch die unverschämte Dirne!" sagte Ursula mit glühendem Gesicht, die Begutte seitwärts anschielend.

— Ihr seid nicht in der Stimmung, mich zu hören, gnädiges Fräulein. — Bei diesen Worten verneigte sich die Begutte tief und machte eine Bewegung, sich zu entfernen.

„Du bleibst! Nicht von der Stelle!" rief Ursula gebieterisch und deutete mit dem Finger auf den Platz, welchen die Begutte verlassen hatte.

— Eure Gnade erlaube mir, nicht länger der Gegenstand Eures Unwillens zu sein! erwiederte diese, ihren Rückweg fortsetzend.

Das Fräulein ging ihr zwei große Schritte

nach und rief: „Bleib', oder ich winke meinen Knechten, lasse dich zwischen ihre Rosse gebunden nach Gösgen schleppen und in den Thurm werfen!" In dem Augenblick, da sie es gesprochen hatte, wandte sie sich rasch um, den Edelknechten zu winken, und ward stumm und todtenbleich. Denn vor ihr stand Herr Gangolf Trüllerey, der, vom Berg herab durch's Gebüsch geschritten, nicht minder überrascht war, ganz unerwartet vor der ehemaligen Verlobten zu stehen, und, wenige Schritte von dieser entfernt, die Heilige des Gebirgs zu erblicken. Er verbeugte sich tief, mit kalter Höflichkeit, vor der Erbin von Falkenstein, und wollte schweigend an ihr vorübergehen. Sie aber, ohne seinen Gruß zu erwiedern, deutete ihm mit befehlendem Wink der Hand, stehen zu bleiben. — Veronika kam, sobald sie Gangolf gewahr worden, zurück und sagte: „Gnädiges Fräulein, ich danke Gott, der Herrn Trüllerey sandte. Nun ist das Mißverständniß gelöset. Ihr werdet mir nicht mehr zürnen."

„Ich bewundere Eure Vermessenheit, Herr Trüllerey," sagte das Fräulein, ohne auf Veronika's Worte Acht geben zu mögen, „daß Ihr Euch unterfanget, auf Grund und Boden des Hauses Falkenstein Euern Liebschaften nachzujagen."

— Fräulein, antwortete der Ritter, Ihr seid

in zwei Dingen übel berichtet. Ich jage keiner Liebschaft nach, und stehe nicht auf Falkensteiner Boden. Dies Thal bis zum Dorfbach von Erlinsbach gehört zum Twing und Bann der Aarauer Herrschaft Königsstein. Habet Ihr mir sonst einen Befehl?

„Euch nicht wieder in diesen Gegenden erblikken zu lassen!“ antwortete das Fräulein: „Das Gewissen wird Euch melden, welcher Lohn den großprahlerischen Verleumder meiner Ehre und der Ehre meines Hauses erwartet.“

— Ihr redet, hoff' ich, nicht von mir, Fräulein. Seit wir von einander schieden, gabt Ihr mir weder Stoff zum Loben noch zum Lästern.

„Elender, aber brüsten konntet Ihr Euch damit, mich verworfen zu haben.“

— Das ist nie von mir geschehen!

„Nie? Aber in öffentlicher Ritterversammlung zu Seckingen, wo Ihr die Schamlosigkeit mit Feigheit kröntet und davon liefet, als Euch Landgraf Thomas züchtigen wollte.“

— Wer Euch beides sagte, hat beides gelogen.

„Mein Vater und mein Oheim!“

— So logen Beide.

„Redet von den Baronen mit Ehrfurcht!“ rief das Fräulein mit einem Blick, in welchem alle Flammen weiblichen Zorns und Stolzes funkelten, und, indem sie auf ihre Knechte hinzeigte, fuhr sie fort: „Ich stehe nicht allein. Erkennet

die Farben von Falkenstein! Ein Wink, erbärmlicher Prahler, und Ihr und Eure Dirne dort sind verloren."

— Fräulein, ich darf Euch erlauben, mir zu drohen, aber nicht diesen tugendhaften Engel zu beleidigen! fuhr Gangolf heftig auf.

„O des tugendhaften Engels!" rief Ursula mit herbem Gelächter: „Es macht mir Lust, den Engel vor Euern Augen wegführen zu lassen. Wir dulden auf unserm Gebiet oder an den Grenzen unserer Herrschaft keine Strolchen, als im Gefängniß, oder am Galgen." Sie winkte den Edelknechten mit weißem Tuche. Sie flogen auf den Rossen über die Wiese donnernd heran, schon längst auf die lebhafte Unterhaltung ihrer Gebieterin mit den beiden Unbekannten aufmerksam.

„Fräulein!" rief Gangolf, und man sah wie seine Muskeln schwollen, seine Stirnadern blau anliefen, seine Augen furchtbar blitzten: „Ich will nicht vergessen, daß Ihr ein Weib seid; aber vergesset nicht, Ihr mit Euern Leuten befindet Euch auf Königssteiner Grund! Begehet in der Raserei keinen Frevel."

Kalt und gebieterisch sagte das Fräulein von Falkenstein zu den herangekommenen Reitern: „Ergreifet die Landstreicherin dort, und bringet sie gebunden auf's Schloß."

„Weh' dem Unglücklichen!" rief Gangolf und

hob die geballte Faust: „Weh' dem, der Hand an die Jungfrau legt; er ist des Todes!"

Die Reiter blickten verlegen auf den Jüngling, der in kräftiger Gestalt mit gehobenem Arm zwischen ihnen und der Begutte stand und mit dem Tode drohte, obwohl er unbewaffnet war. Denn der mit Gold und Perlmutter zierlich ausgelegte Dolch, welcher ihm an einer dicken Silberkette vom Gürtel niederhing, galt mehr zum Schmuck, als Gebrauch.

„Ich befehle!" rief das Fräulein, mit dem Gesicht gegen die jungen Männer gewandt, mit der ausgestreckten Hand gegen die Begutte zeigend.

Gehorsam setzten sich die Reiter in Bewegung. Da bäumte sich schnaubend des Einen Roß hoch in die Luft, auf den Hinterfüßen rückwärts gehend; das andere stürzte morschtodt auf die Brust zu Boden, daß der Edelknabe über den Hals desselben in den grünen Rasen weit vorschoß. Bald stürzte auch mit schwerem Fall das erste Roß zur Erde. Aus Hals und Brust beider Thiere quoll ein Blutstrom. Gangolfs Dolch hatte sich blitzschnell und tödtlich in beide eingebohrt. Ursula sprang mit Entsetzen zurück, als sähe sie Zauberspuck. Veronika stand bleich, mit gefaltenen Händen und zum Himmel gerichteten Augen, unter den Zweigen einer Silberweide, in Angst und Gebet. Gangolf hielt den Dolch in seiner Linken;

in der Rechten das aus der Scheide des Edelknaben gezogene Schwert, der sich betäubt und erschrocken vor ihm eben von der Erde aufrichtete, während der Andere fluchend mit gequetschter Hüfte noch unter seinem zuckenden Gaul lag.

„Ihr scheint nüchtern geworden zu sein!" sagte Gangolf zum Fräulein, das starr und lautlos die blutige Verheerung sah: „Ich könnte und sollte Euch als Gefangene nach Aarau führen. Ihr haben den Landfrieden gebrochen. Nehmt Euern Zelter; reitet heim. Ich lasse Euch frei."

Dann steckte er den Dolch ein; bog die Klinge des Schwertes, mit zur Erde gekehrter Spitze, bis das Eisen sprang; half darauf dem gequetschten Edelknaben unter dem verbluteten Gaul hervor, nahm dessen Schwert und brach es, wie das vorige. An Eurer Hüfte soll kein Degen hangen!" sagte er zu den entsattelten Reitern, deren einer in der Stellung eines Trostlosen noch immer sein verblutetes Pferd betrachtete, indessen der andere leise fluchend und ächzend umherhinkte: „Euch gebührt nicht des Mannes Ehre; Strick und Daumschrauben stehen Euch besser an, indem Ihr, statt wehrlose Jungfrauen zu schirmen, als Häscher und Henkersknechte wider sie dienet."

Mit diesen Worten wandte er Allen den Rükken, ging zur Begutte und führte sie den Weg zurück gegen das Gebirg.

16.

Fromme Unterhaltung.

Ursula, mit ihren beiden Knappen, mochte ungefähr die betäubende Empfindung derer haben, zwischen welche ein unerwarteter, zermalmender Wetterstrahl niedergefahren ist. Keiner begriff im ersten Augenblick, wie das Unheil so plötzlich habe möglich sein können. Jeder hätte es gern für Täuschung halten wollen, wenn nicht die Bruchstücke der Schwerter, die todten Rosse am Boden und deren Blutströme den Augen das Gegentheil verbürgt hätten.

„Ei, so schlage doch der blaue Donner dazwischen!" rief ächzend der Hinkende: „Was ist denn das hier, Josua? Mausetodt liegen sie wie abgestochene Kälber da, und so wahr ich lebe, mein Damascener mitten von einander. Plagt den Trülley der Satan, oder hat er dreitausend Teufel im Leibe, solche Wirthschaft zu treiben? Es hat ihm ja Niemand einen Strohhalm in den Weg geworfen; warum sticht uns der Weglagerer die Pferde nieder? Setz' ihm nach, Josua, schlag' ihn todt wie einen tollen Hund, denn wahrhaftig, Besseres ist er nicht; auf mein Wort schlag' ihn todt. Wär' ich nicht kreuz- und lendenlahm, ich machte ihm den Garaus auf der Stelle; denn bedenk', er hatte gar keine Waffen."

„Ach du schöne, treue Lieſi!“ seufzte Josua mit auf die Brust gesenktem Haupte und gefalteten vor sich hingestreckten Händen in verzweiflungsvoller Betrübniß: „Hätt' ich das ahnen können! O, du armes Thier! Mußtest du durch Meuchelmord fallen! Hundertmal würd' ich im ehrlichen Streit das eigene Leben für dich daran gesetzt haben. Nun bin ich mein Lebtage nicht wieder froh. O Gubert, sieh her! Meine schöne Liesi ist hin! Kein Mensch war so verständig, so treu, so freundlich, wie dies edle Thier!“

„Daß dich und deine Liesi der Abgrund verschlinge!“ rief Gubert: „Narr, spare die Leichenrede, bis der Gaul verlochet wird. Nimm dein verstümmeltes Schwert; noch immer lang genug ist's, einen Schädel zu spalten, oder eine Kehle aufzuschlitzen. Springe dem vermaledeiten Strassenräuber und Roßmörder nach; dir sind noch zwei gesunde Beine geblieben. Aber ich, ui! das fährt mir wie Messerstiche durch Mark und Bein; ich will verdammt sein, wenn nicht noch drei Rippen dazu gebrochen sind, und ich nicht zum krummen Fiedelbogen werden muß.“

„Könnt' ich das Liesi zum Leben bringen,“ jammerte Josua, „ich gäbe mein Bein, meine Hand, mein Auge drum!“

Unterdessen die Edelknaben in weinerlichen Tönen ihr Leid also klagten, stand das Fräu-

lein unbeweglich, einer Bildsäule gleich; den Kopf seitwärts gegen das Thal neben der Ramsflue gewandt, wo Gangolf mit der Begutte und der Bäuerin längst zwischen Gebüschen verschwunden war. Ursula's blasses, starres Gesicht schien von Alabaster geschnitzt. Ihre Brust schien ohne Odem. Der Wind gaukelte in ihrem schwarzen Schleier, und warf ihn von Zeit zu Zeit flatternd um den Kopf, ohne daß sie es beachtete.

Auf Huberts Rath machte sich endlich Josua mit nassen Augen an die traurige Arbeit, Sattelzeug und Zügelwerk loszuschnallen, und die beiden Rosse davon zu befreien, um aus dieser Niederlage wenigstens das kostbare Geschirr zu retten. Während dem genas auch das Fräulein wieder von einer Art Bewußtlosigkeit, in der sie nichts mehr von dem, was ausser ihr vorging, mit Klarheit wahrgenommen hatte. Sie richtete die stieren Blicke auf die Leichname der Thiere, dann auf die Diener, und die Erinnerungen in ihr wurden heller und mit denselben die Empörungen ihres ganzen Gemüthes sichtbarer. Ihre blassen Lippen zitterten, ihre schönen Hände ballten sich krampfhaft, ihre todten Augen warfen plötzlich Blitze; man hörte den Stoß ihres heftigen, fliegenden Athems, dann die rasch zwischen den Zähnen hingemurmelten, mit schauerlichem

Lächeln begleiteten Worte: „Ja, bei allen Heiligen! bis ich ihre Leichname mit Füßen trete, und Beider Blut meine Sohlen netzt!“

Dann drehte sie sich zu den Dienern und rief: „Bringet den Zelter herbei! Erbärmliche Gesellen, feige Schufte, Ihr! Ein einziger Mann warf Euch vom Roß und brach Eure Schwerter, und Ihr mucksetet nicht, Memmen! Hattet Ihr für meine Ehre keine Faust, keinen Arm, so schleichet fortan wie räudige Hunde, von Jedem gestoßen und getreten, durch die Welt. Besseres seid Ihr nicht werth. Weichet von meinem Angesicht. Kehret nie wieder! Den lass' ich vom Büttel peitschen, den von Schloßhunden hetzen, der einer der Burgen von Falkenstein Schwelle berührt! Fort, fort, Ihr schwäbigen Buben, und lasset Euch in den Dörfern mit Koth werfen, und von den Kindern mit Ruthen streichen!“

Diese Anrede traf jene armen Sünder, an die sie gerichtet war, noch gewaltiger, als vorhin der Sturz der Rosse. Sie erblaßten vor der bevorstehenden Schmach, vor dem Zorn der Gebieterin, vor dem Gedanken an den Landgrafen Thomas von Falkenstein und dessen Strafgericht. Der eine vergaß den Schmerz seiner Hüfte, der andere den Schmerz um das geliebte Roß. Beide fielen auf die Knie. Sie wollten des Fräuleins Gnade erflehen, und etwas zu ihrer Rechtfertigung stam-

meln. Aber die Erzürnte ging taub an ihnen vorüber, schwang sich auf den Zelter und rief: „Weh' dem, der zum Schlosse kommt! Von den Hunden, wie einen verlaufenen Hasen, lass' ich ihn hetzen und zerfetzen!“ Sie wandte das Roß, und ritt im Galopp davon gegen Erlinsbach, und durch's Dorf rechts über die Matten, längs niedrigen, rauhen Waldhügeln, dem Aarestrom und dem Schlosse Gösgen zu.

Der Weg ward unebener und felsiger. Der Zelter wählte mit Vorsicht langsamern Schritt. Die schöne Reiterin, ihrer selbst vergessen, ließ den Zaum aus den Fingern fallen. Der Aufruhr ihres Innern, wo Rachlust und Hoffnungslosigkeit, Beschämung und Stolz, Eifersucht, Reue und Grimm wider sich selber, abwechselnd emporfuhren und verschwanden, wie die Wellen des Sees im Sturm, machte ihre äussern Sinne gegen den Reiz der Abendlandschaft unempfindlich. Noch wenige Tage zuvor hatte sie diese Landschaft als diejenige gepriesen, welche der Schwermuth ihres Herzens am wohlthätigsten zusagte.

Das gänzliche Stillstehen des Pferdes weckte sie endlich. Der Zelter hatte am Berge einen Seitenweg gegen die Höhe eingeschlagen, wo eine kleine Kapelle neben einem großen hölzernen Kreuz stand, in der die Gemahlin des Herrn Thomas von Falkenstein gern ihre Andacht zu verrichten pflegte.

Ohne Zweifel hatte der Zelter geglaubt, die schöne Last, welche er jetzt trug, ebenfalls dem heiligen Ort zuführen zu müssen, und mochte darum den gewohnten Pfad genommen haben, den seine Eigenthümerin, die Freifrau, täglich besuchte. Ursula aber erkannte in diesem Zufall den Finger der Vorsehung. Sie sprang vom Rücken des Zelters, ließ das Thier frei und eilte in das alterthümliche Bethaus, dort den Frieden ihres Gemüthes zu suchen.

Es war ein uraltes Gemäuer; das Dach halb offen und zerfallen; die eine Seitenmauer weit geborsten, daß der von draußen emporwuchernde Epheu Raum genug fand, durch den Spalt seine Ranken zu senden, und den Obertheil des Innern mit dunkelgrünem, natürlichem Laubgewinde zu schmücken. Ein vorragender behauener Stein bildete im Hintergrunde den Altar. In einer spitzgewölbten Mauerblende darüber, mit einer Einfassung von halberhabenen dünnen Säulen und gothischem Schnitzwerk von Sandstein, blutete ein Heiland am Kreuz, neben welchem die Gottesmutter weinend stand, mit sieben Schwertern in der jungfräulichen Brust. Das Ganze war so schmucklos, so verlassen, daß den Boden der Kapelle ein Teppich von allerlei Kräutern bedeckte, und auf der Seite des Altars hohe Nesseln blühten.

„Heilige Mutter Gottes," seufzte das Fräulein niederkniend mit emporgefalteten Händen, „o du Einsame, o du Verlassene, o du mit siebenfach durchbohrtem Herzen, sieh' mein tausendfach durchbohrtes Herz! O du heilige Schmerzensreiche, erbarme dich meiner Seele, daß sie nicht in Verzweiflung verderbe! Warum muß ich, die Einzige, verschmachten? Warum bin ich, die Einzige, verstoßen?" — Bei diesen Worten drang eine heiße Thränenfluth über ihre blassen Wangen. Sie lehnte ihr Haupt an den kalten Stein des Altars, und sank endlich schluchzend auf den begras'ten Boden der Kapelle. Hier weinte sie lange und bitterlich, bis, in allen Kräften erschöpft, ihre Thränen vom besänftigenden Halbschlummer getrocknet wurden. Ihr ward wohl. So fühlt sich die Landschaft nach erstickender Sommerschwüle erquickt, wenn der Regenschauer vorüber gegangen ist, in welchen sich Stürme und Flammen des Wettergewölks aufgelöset hatten.

Als sie erwachte, und vom kühlen Grund der verfallenen Kapelle sich aufrichtete, war ihr, wie wenn ein Engel ihre Schmerzen gestillt, ihr Gemüth gestärkt hätte. Sie verneigte sich noch einmal in Ehrfurcht vor dem Altar gegen das Heiligenbild, von dem ihr Erbarmen und Trost gekommen zu sein schien, und ihre dankbare Seele that ein Gelübde, der gnadenreichen Himmelskö-

nigin irgendwo, oder hier, eine würdigere Kapelle zur Verehrung aufzurichten. Denn diese Mattigkeit, Ruhe und Stille ihres ganzen Wesens mußte wohl, sie zweifelte nicht, die Wirkung einer übernatürlichen Heilkraft und einer Erhörung ihres Gebetes sein.

Stillselig trat sie hinaus unter das Pförtlein. Vor ihr schwamm im Duft des Abendsonnenglanzes die Welt verklärt, wie eine neue Erde; und ein erwärmender Anhauch, der ihr mit Wohlgerüchen entgegenströmte, berührte sie wie der Erstlingskuß eines neuen Lebens. Ihr gegenüber, jenseits des silbern spiegelnden Flusses der Aare und der umbüschten Ufer, strahlten hellbeleuchtet die einsamen Gebäude des Chorherrenstiftes von Schönenwerth, und Thurm und Kirchmauern auf der Felshöhe über die hellgrünen Wiesen des Thales in klösterlicher Abgeschiedenheit. Schon im siebenten Jahrhundert war jener heilige Hügel, von welchem jetzt der Klang der Abendglocke feierlich durch die weite Gegend tönte, der christlichen Andacht geweiht. Dahinter zogen sich die Berge, von der Höhe bis zum Fuß in das Schwarzgrün ihrer Tannen gehüllt, rechts in einigen Bogen um die Fluren der Ebene, durch welche zerstreute Rinderheerden weidend umherirrten, deren Halsglockengeläute freundlich über den Strom her klang. Die Trümmer der Wartburgen glänzten im Son-

nenroth, wie goldene Kronen, von den Doppelgipfeln ihres sanftanschwellenden Gebirgs. Links, gegen Morgen, schloß sich weit das heitere, schöne Thal von Aarau dem Auge auf, erfüllt mit Dörfern, mit weitleuchtenden Schlössern ringsum, bis tief zu den veilchenblauen Höhen des Lägern- und Heitersberges. Hinter den niedern Gebirgen des Vorgrundes prangten hervorragend einzeln die ewigen Pyramiden der Schneeberge über Wolkenstreifen.

Ursula von Falkenstein fühlte sich von der Pracht der Natur sanft bewegt. Sie konnte, ohne ihre Ruhe einzubüßen, selbst die über den Strom gespannte Brücke der Stadt Aarau, die rußigen Gemäuer, die schwarzen Gibeldächer derselben und den finstern Thurm Rore anblicken, die, eine Wegstunde von ihr entfernt, sich um den Berg drängten. Mit der Empfyndung himmlischer Begnadigung in der Brust, verzieh sie der Welt allen Schmerz, den sie von ihr erlitten.

In dieser Stimmung war sie durch das Erscheinen der jungen Gemahlin ihres Oheims Thomas gestört. Die Freifrau, eine geborne von Ramstein, kam den Weg zur Kapelle mit schnellen Schritten herauf und rief schon aus der Ferne: „Jesus, Maria und Joseph, wie hast du mir so schreckliche Angst verursacht, Ursi! Ich fand meinen Zelter drunten am Wege allein weidend, und

keine Spur von dir und den Knappen, die dich begleiteten. Was treibst du, Mädchen? Was führt dich auch hier herauf zur Kapelle, die du doch sonst nicht besuchst?“

— Die unsichtbare Gnadenhand Gottes! antwortete das Fräulein, der Freifrau die ihr entgegengebotene Rechte küssend: O schon lange, lange wohnte nicht solch ein Gottesfrieden in mir, als jetzt. Ich bin sehr glücklich.

„Bist du's wirklich?“ sagte die Freifrau, welche sich erschöpft auf einen bemoos'ten Felsstein niedersetzte und ihre Nichte mit traurigem Lächeln ansah: „Täuschest du dich nicht abermals, du ewiglich von Selbsttäuschungen gequältes, armes Kind? O wie froh könntest du mich machen!“

— Ich nehme den Schleier. Morgen, übermorgen geh' ich in ein Kloster und entsage der falschen Welt, die mir so furchtbar entsagt hat. Morgen, übermorgen; je eher, je besser! Ich will vergessen, entbehren, sterben lernen.

„Kannst du das nicht in der Welt, wie tausend Andere?“

— Tausende und Tausende hatten mein grauenvolles Schicksal nicht. Ich finde nur Ruhe inner den kahlen Wänden einer vergitterten Zelle, wo mich nichts an die Bosheit der Welt mahnt,

und sie mich nicht mehr verfolgen kann. Ich will Alles hinter mir liegen lassen, Alles!

„Ach, liebes Kind, man läßt nichts hinter sich, wenn man noch etwas im Herzen mit sich nimmt. Du bringst überall nur dich selber hin, und du bist deine Welt! Willst du im Ernst Klosterfrau werden, liebe Nichte, glaub' es mir, der Schleier und die Zelle macht dich so wenig zur Nonne, als die Kutte den Mönch, das Schwert den Kriegsmann macht. Bau' aus deinem eigenen Herzen ein Kloster; banne jede Leidenschaft, jedes stürmische Verlangen und Wünschen hinaus; entbehre, meide, leide, als eine gottgeweihte Braut, und du wirst überall Nonne sein, in der Kirche, wie im Burgpalast. Ich kenne die Klöster; ich bin in denselben erzogen."

— Darum bist du so gut und fromm, Mühmchen! sagte Ursula mit einem Seufzer zur Freifrau.

„O nicht das, Ursi; ich lernte viele Gebete und sah und hörte dabei viel Unreines. Die todten Mauern waren heiliger, als die Menschen; und die Kleider frömmer, als die Herzen. Folge meinem Rath, lösche erst die heftige Gluth deines Gefühls, brich erst deinen kleinen stolzen Eigensinn, bringe dein bisheriges Inneres dem Himmel zum Opfer, mit einem Wort, werde erst,

ehe du dir das Haar abschneiden lässest, eine Nonne: dann wird dir der ganze Erdkreis zum Kloster werden. Nicht die Welt, nicht der wilde Flattergeist der Männer, nicht Hinz von Saz, nicht Gangolf Trüllerey sind die Urheber deines Leidens: du bist selber die Schöpferin deiner Noth gewesen."

— Schweig' von den Männern, den Tückischen, Ehrvergessenen! unterbrach das Fräulein ihre junge Muhme mit tiefem Seufzer: Daß ich sie nicht nennen hören, nie ihre Gestalten erblicken müßte!

Sanftlächelnd erwiederte Diese: „Es ist wahr, wir armen Weiber sind durch Härte, Rohheit und wilde Sinnengier derselben selten glücklich; aber ohne Männer, was meinst du, Kind? wir würden uns in Höhlen verbergen und verzweifeln. Die Weiber finden sich gegenseitig nur des Wechsels willen, wie den Winter, erträglich, eben weil es auch Männer und einen heißen Sommer daneben gibt."

— Du magst das Lob verkünden, Mühmchen! Dein Herz ward vielleicht glücklich durch ...

„Ich? glücklich!" seufzte die Freifrau, und schlug die frommen, blauen Augen zum Himmel auf, indem ein feines Roth über ihr Antlitz floß, wie Wiederstrahl einer ehemaligen Paradieseszeit, nach welcher man, der Gegenwart willen, nicht

gern zurückblickt. Ursula senkte die Blicke mit Wohlgefallen und Theilnahme auf die edle Gestalt der Freifrau, an der sie mehr mit der Liebe einer Schwester, als der Empfindung einer Nichte hing. Die junge Frau, deren Gesicht den Ausdruck der reinsten Zärtlichkeit und demüthigsten Selbstverläugnung darstellte, saß schweigend, innig und sinnig auf ihrem Felsblock da, die Hände in den Schoos zusammengefaltet, und einen Seufzer, der aus ihrem Busen aufzitterte, verbergend. Sie schien schon ganz zu sein, was sie, das Fräulein zu werden, angerathen hatte, eine Nonne, deren stilles Kloster die weite Welt ist. Selbst ihre schmucklose, einfache Tracht; das lange, den ganzen edeln Wuchs bis zu den Fußzehen verhüllende Gewand von feinem, perlfarbenem Wollenstoff, an dem kein Zierrath gesehen wurde, als die Fülle des gefranzten, kurzen Doppelärmels oder Umschlags an den Achseln; die zarte Haube vom feinsten schneeweißen Linnen, unter dem Kinn zusammengebunden, und nur zu schwach, das üppige Hervorquellen des Goldhaars um die Schläfen zu verhindern — dies ganze Aeussere schon verkündete die freiwillige Nonne.

— Du hast geliebt! — rief Ursula, läugne nicht!

„O hättest du's! antwortete in gütig-ernstem Ton die Freifrau, „hättest du geliebt, du wür-

dest zu mir nicht sagen: du hast geliebt, denn Liebe kann nicht enden. Deine Sinne nur sind gerührt worden, nicht dein Herz. Nur einmal liebt man, dann ewig. Er wußt' es nicht, dem meine Seele zugehörte; er weiß es nicht. Wo er heute sein mag, ob noch mit mir unterm Himmel — ich weiß es nicht. Was liegt daran? Er ist der Engel meiner Träume, der Trost meines Wachens. Was Gott verband, das scheidet nicht die Welt, nicht Menschenhand."

— Du Schwärmerin, du! — rief Ursula mit nassen Augen und schloß die Frau von Falkenstein küssend, voller Heftigkeit, an ihre Brust. Heil dir, daß du den nicht näher kennen lerntest, dem sich dein Herz gegeben. Er hätte es zerrissen, wie das meinige zerrissen ward, und ein Ungeheuer hätte dich verrathen, wie ich verrathen ward.

„Hätt' er gefehlt wider mich," antwortete die Freifrau, „meine Liebe würde seine Sünden zugedeckt haben. Das ist die Liebe! Des Mannes Gemüth ist ein anderes, als das unsere; darum fühlen wir uns von ihm angezogen. Man liebt nur das, von dem wir erkennen, es sei etwas Anderes und Vortrefflicheres, als man selber ist. Darum wird der Mann dem Weibe zugethan, weil er in des Weibes Gemüth die Milde und Anmuth wahrnimmt, die selbst ihm gebricht. Uns Weiber ekelt vor Männern weibischen We-

sens, den Männern vor Weibern männlich-rauher Denkart."

— Aber dein Mann, mein harter, wilder Oheim? — fragte Ursula schüchtern und mitleidig.

„Ich habe kein Recht, zu begehren, er solle ein Anderer sein, als er ist," erwiederte die Freifrau; „man gab mich ihm zur Gattin. Er ist mein Herr und Gebieter, und nicht ohne löbliche Eigenschaften, die ich an ihm ehre. Es ist kein Mensch so böse, der nicht Tugenden hätte, die ihn der Achtung würdig, oder doch erträglich machen könnten."

— Ich kann dich nur bewundern, du liebe Heilige! — rief Ursula.

„Und ich dich nur beklagen, daß du mich bewunderst, liebes Kind," antwortete die Freifrau, „denn dies Bewundern verräth dein Herz und seiner Schmerzen Grund."

— Wie verstehst du das, Mühmchen? sagte das Fräulein, sich ein wenig betroffen zurückziehend.

„Merkst du es nicht?" antwortete die Frau von Falkenstein, und schloß Ursula's Hand mit Zärtlichkeit in die ihre. „Hättest du ein wenig Langmuth, Nachsicht und Ergebung mehr, als dir eigen ist, du würdest mich nicht bewundern können, aber glücklicher sein. Trotzköpfchen, immer möchtest du eine Welt nach deinem Sinn,

und wirst am Ende nur das Spiel der Welt, weil du weit schwächer bist, als tausend Andere. Glaubst du's? Es ist Niemand stark, als wer sein eigener Herr ist. Das warst du selten, kleiner Eigensinn. Wer Andern gern gebietet, vergißt darüber, sein eigener Gebieter zu bleiben."

25.

Die Zigeuner.

Männliche Schritte und Stimmen, durch's Gebüsch den Berg herauf, unterbrachen das Gespräch. Es waren zween Schloßknechte, die einen verdeckten Korb trugen, der ziemlich schwer zu sein schien.

„Was tragt ihr noch so spät auf den Berg?" fragte die Frau von Falkenstein verwundert.

— He, Ihro Gnaden, — antwortete einer der Knechte, indem sich beide tief verbeugten — Futter für schelmische Raben, die bald selbst Rabenfutter sein werden; will sagen, Gauner-, Lumpen- und Aegypter-Pack, das der gestrenge Herr braucht, um ein Loch in der Welt auszustopfen, oder eins damit zu machen.

„Ihr verrichtet also des Herrn Willen! Geht!" sagte die Freifrau, und als die Knechte vorbei waren, seufzte sie halblaut: „Gott weiß es, mir

ahnet Böses! Dein Oheim hat keine Ruhe. Er führt etwas Gewagtes im Schilde. Schon seit acht Tagen eilen Boten ab und zu im Schlosse; und allerlei verdächtiges Gesindel streicht seit einiger Zeit hier herum durch Busch und Wald."

— Du weißt es ja: der Dauphin und die Armagnaken sollen schon im Anzuge von Altkirch gen Basel sein? — bemerkte Ursula. Und zieht der Dauphin mit gewaltiger Heeresmacht heran, die Eidsgenossen auszurotten, da wird kein ritterlicher Mann, da dürfen die Falkensteine nicht dahinten bleiben!

„Ich glaube nicht, es sei um die Eidsgenossen zu thun," versetzte die Freifrau; „ich fürcht', es werde eine Rache schrecklicher Art gegen Gangolf Trüllerey gebrütet."

— Wirklich? — fuhr Ursula lebhaft auf — hast du etwas von den Männern vernommen?

„Gesehen mehr, als gehört; mehr in den Zügen gelesen, als gesehen. Seit vorgestern ist sich mein Gemahl kaum ähnlich. Er meidet mich; er schickt mich von sich. Es ist Unruhe in seinem Thun und Ruhen. Er hört nicht, was gesagt wird; träumt mit offenen Augen; gibt Befehle und widerruft sie. Seit gestern läßt er im Thurm von Farnsburg ein Zimmer auf das Köstlichste bereiten, du weißt es. Das gilt nicht dir, nicht mir. Wir Beide sollen im Schlosse Gösgen drun-

ten bleiben. Den Namen Gangolfs spricht er nicht mehr mit gewohntem Grimme aus, sondern mit bitterm Hohnlachen, wie den Namen eines, dessen Niederlage man gewiß ist. Wer weiß, ob der Unglückliche nicht schon in seiner Gewalt liegt!"

— Nein, nein, — erwiederte Ursula, ihr blasses Gesicht abwendend — du irrst. Der fährt noch heute frei herum.

„Und welchen fremden Gast erwartet das Thurmgemach von Farnsburg? Aus der Kostbarkeit des Geräthes, welches von Kienburg, Falkenstein und diesen Morgen selbst von Gösgen dahin geschleppt wird, sollte man auf eine erlauchte Person schliessen. Ich dachte an den Dauphin. Für einen Fürsten aber geziemt sich nicht das abgelegene Thurmgemach; das schöne Bett wohl, welches aufgeschlagen wird, es ist für keinen Königssohn zu gering."

— Dein Hochzeitbett!

„Dasselbe; und überdies, wie der Burgvogt von Farnsburg mir vertraute, als er am Nachmittage abreisete, werden keinerlei Anstalten getroffen, um den zahlreichen, prachtgewohnten Hofstaat eines Prinzen von Frankreich würdig zu empfangen. Und all das Treiben, das Geheimnißvolle erst seit vorgestern! Es scheint, das Wesen

gelte nur einer einzigen, doch sehr hohen Person, die man gefangen halten wolle."

— Laß uns rathen, Mühmchen. Die Sache ist wunderbar genug, um eine kleine Neugier zu beschäftigen. Seit vorgestern sagtest du, bekam der Oheim Briefe, Eilboten? Waren Fremde da? Nun reut mich's, daß ich deinen Bitten folgte, und die Tage in Köllikon zubrachte. Wie konntest du auch glauben, daß mich der Ritt zu dem Waldnest zerstreuen würde? Vorgestern also? Und du bemerktest vorgestern nichts, das dir auffiel?

„Weniger, denn sonst. Wohl kamen der Boten genug, wie seit einiger Zeit gewöhnlich. Das achtete ich kaum. Auch war mein Gemahl fast die Hälfte des Tages abwesend. Eben aber wie er zurückkehrte, lebte er schon in dieser seltsamen Bewegung; stumm, verschlossen, wieder lustig ohne Maas, dann träumerisch, dann aufbrausend. Den Namen Gangolfs stieß er einigemal mit schadenfrohem Insichlachen aus. Das Alles mußt' ich hören, da wir allein zu Nacht speiseten. Mich redete er kaum an; und fragen durft' ich nicht. Du kennst ihn, wie er's treibt."

— So hat er in der Nachbarschaft geheime Zusammenkunft gehalten. Das ist entschieden.

„Kaum halb so sehr, als du glaubst. Er war nur ausgeritten zu seiner Lust, in schlichten Kleidern, wie er selten zu tragen pflegt. Der Jäger,

welcher ihn bis in das Thal begleitet hatte unter der Schafmatt, brachte die Rosse zurück und erzählte, der Freiherr sei zu Fuß hinauf in die Hard."

— In die Hard? stammelte Ursula leise nach und mit ganz eigenthümlicher Betonung der paar Worte.

Da liessen sich die Knechte wieder hören. Sie kamen mit leerem Korbe zurück. Die Freifrau befahl ihnen, den Zelter drunten am Wege loszubinden und ins Schloß zu führen. Dann lud sie das Fräulein zur Begleitung ein, die Gäste wenigstens aus der Ferne zu betrachten, die der Freiherr, ihr Gemahl, im Grünen bewirthe. Ein unfern aufsteigender Rauch aus dem Gebüsch zeigte die Gegend, wo sie zu finden sein konnten. Er führte nicht irre.

In der Vertiefung eines kaum vierzig Schritt langen und noch schmälern, kesselartigen Thals mitten im Gehölz am Berg, brannte ein Feuer von dürren Reisern. Darum her lagerten fünf Kerle mit schwarzgelben Zigeunergesichten, halb entkleidet, die, von den übersandten Speisen schmausend, ein kleines Faß voll Weins von Mund zu Mund umhergeben liessen. Vor ihnen tanzte ein schlankes, junges Mädchen barfuß, nach seinem eigenen Gesang, sich auf den Zehen, auf den Hüften wiegend, indem es fantastisch, doch

nicht ohne Anmuth, abwechselnd die Arme hob und senkte. Seitwärts säugte eine Frau, am kurzbegraseten Boden kauernd, ihr Kind. Rings umher hingen Kleider und Lumpen an einzeln stehenden Schwarzdorngesträuchen. Die Leute plauderten fröhlich und viel, doch in einer unverständlichen Sprache. Als aber bald darauf ein altes, häßliches Weib aus dem Gebüsch hervor zum Lagerplatz niederstieg, verstummten plötzlich Alle; selbst das Mädchen brach Gesang und Tanz ab. Die Männer sprangen auf und umringten die Angekommene, welche mit einer Art Hoheit zu ihnen sprach, während die Uebrigen aufmerksam horchten. Dann, nach einigen Hin- und Herreden, drückten Alle, auf verschiedene Weise, Zufriedenheit oder Beifall aus, die einen durch Kopfnicken, die andern durch Klatschen der Hände. Man zog die Alte zum Feuer und zum Mahle. Jeder bot ihr, was von den vorhandenen Gerichten das Leckerhafteste zu sein schien.

Während die beiden Zuschauerinnen von oben herab heimlich im Gebüsch die frohe Wirthschaft der Aegypter beobachteten, wurden sie auf sehr unerwartete Weise durch eine Erscheinung gestört, die ihnen eben jetzt die unwillkommenste sein mußte. Freiherr Thomas nämlich stand hinter ihnen.

„Ich hätte," sagte er halblaut und aufgebracht, „ich hätte die Frau von Falkenstein an einer für

sie schicklichern Stelle, als hier, vermuthet! Es scheint mir gleich unanständig, halbnackte Bettler zu beschleichen, oder meine Entwürfe auszuwittern."

Die erschrockene Freifrau trat schweigend zurück, um sich zu entfernen. Ursula erwiederte ihm: „Wir wissen nicht, Oheim, was uns Eures Mißtrauens schuldig gemacht hat. Weder die eine noch die andere Absicht führte uns zu diesem Platz; Ihr werdet uns nicht zumuthen, wenn wir einen Rauch im Busch aufsteigen sehen, die Flucht zu ergreifen."

„Begebet Euch augenblicks ins Schloß!" rief der Freiherr mit zurückdeutender Hand und barschem Tone: „Ihr möget Euch selber anklagen, wenn ich Euch in den Zimmern hüten lasse. Katzen soll man nicht zum Braten auf Schildwacht stellen, und Weiberaugen nicht und Weiberzungen zum Geheimniß."

Ursula war im Begriff, die Unart des Oheims zu rügen, aber mit sanfter Gewalt wurde sie von der Gemahlin des Freiherrn hinweggezogen.

Sobald dieser die Frauenzimmer aus den Augen verloren hatte, stieg er zum Lagerplatz der Zigeuner nieder, die sich alsbald vom Erdboden erhoben und ihn mit einer Art ehrerbietiger Vertraulichkeit umschlichen, aber doch beständig in

einer Entfernung von drei bis vier Schritten von ihm stehen blieben.

„Ich hoffe, die Schloßküche hat Euch genugsam versorgt!“ sagte der Freiherr. Alle bückten sich tief und küßten oder leckten ihre Finger, indem ihre häßlichen Gesichter ihn freundlich anschmunzelten.

„So lang' Ihr in meinen Diensten seid,“ fuhr der Freiherr fort, „täglich dem Manne ein Gulden, freie Zehrung und, wenn ich mit Euch zufrieden bin, ein Geschenk dazu, wie kein Fürst gibt. Dem Verräther der Galgen! Das ist mein Wort!“

Alle umringten ihn mit lauten und stummen Freudenbezeugungen, lustigen Sprüngen, Verbeugungen und Betheuerungen. Der Freiherr aber schien daran wenig Gefallen zu finden, winkte mit der Hand das Zeichen zum Schweigen und sagte: „Ich kann mich nicht mit Jedem von Euch abgeben. Ich kenne Euch nicht, verlange auch gar nicht, von Euch gekannt zu sein. Merkt Euch das! Diese verständige Frau hier“ — er zeigte auf die alte Zigeunerin — „die Ihr Alle wie eine Mutter betrachtet, hat mein Zutrauen. Der Ilsel also werd' ich meine Befehle auftragen, und von der Art Eures Gehorsams und Eurer Geschicklichlichkeit wird es abhangen, welchen Lohn Ihr bei mir verdient.“

Da trat einer der Zigeuner einen Schritt vor, wischte den schwarzen Knebelbart vom Maul weg, legte beide Hände auf die Brust und sagte: „Der rothe Hahn fliegt morgen Nachts über das Städtle, man soll ihn schaun zwanzig Meilen weit. Haben's alte Nest von innen und aussen wohl erkundschaftet; hat offne Löcher viel, hineinzuschlüpfen, und müßt' es sein im hölzernen Kännel des Stadtbachs über den Hirschengraben am obern Thor. Hat keine Gefahr! Zween Schwefelfäden; mehr kostet der Spaß nicht. Ist alles Stroh und dürrer Kien; das flackert lustig auf. Doch Junkerle, laßt unser einen nicht im Stich! Ilsel verheißet, daß Ihr Leute bei der Hand haltet auf dem Distelberg und Gieshübel. Wir zählen darauf! Fassen uns die Schuders, nennen wir Euch. Seid also bei der Hand. Und geht's Feurioh! Feurioh! durch die Gassen: so können wir mitnehmen, was uns ansteht. Das geht mit in den Kauf; Ihr fraget nicht, was wir haben."

Der Freiherr, halb von dem Kerl abgewandt, ließ nur dann und wann einen Blick von der Seite auf ihn schiessen und sagte endlich: „Schweig! Ihr habt mein Wort, kennt meinen Willen!" Dann winkte er der alten Ilsel und ging davon.

Als er sich von der unsaubern Gesellschaft entfernt genug glaubte, blieb er im Gebüsch stehen, winkte der nachschleichenden Zigeunerin, näher zu

treten und sagte: „Bist du deiner Sache sicher? Denn wenn der Gangolf Trüllerey Nachts bei dem Mädchen auf der Hard wäre, könnt' es blutige Köpfe setzen und Alles schlüge fehl. Lieber stell' ich handfeste Leute in Hinterhalt."

— Goldschatz, fürchte nicht! rief die Alte: Ich habe den Begharden und das Maidel im Sack. Das Jünkerle von Aarau zeigt sich nur Tags; kömmt nie auf demselben Weg; hat der Gänge zur Hard so viel als der Wind. Aber das Jünkerle scheut die Nacht.

„Daß mir der verfluchte Bube doch nie zu Gesicht kam! Er wäre schon kalt!" murmelte der Freiherr: „Bringst du mir das Mädchen heut, sieh', ich schütte dir beide Hände voll Gold."

— Bist dem Täubchen so nahe gewesen, und hast's nicht erwischt beim Flügel und gekapert?

„Gans! der Tag hat tausend Augen. Leute waren auf dem Felde. Niemand darf wittern, wohin das Mädchen gekommen ist, wenn ich es einmal in meiner Gewalt habe. Das scheue Ding war auch nie unbegleitet, wenn ich Jagd machte. Also du meldest dich an der Schloßpforte, sobald du zurückkommst; es wird da ein Wächter stehen, der unterrichtet ist. Rosse bleiben die ganze Nacht gesattelt. Ich begleite die Lollharden selber auf Farnsburg. Morgen Abend steh' ich mit meinen Leuten auf dem Gieshübel bereit. Bin ich einge-

brochen in die Stadt, könnt' Ihr alle nach Herzenslust plündern und rauben. Da gibt's volle Kisten auf dem Rathhause, und in den Häusern der Bürger schöne Sparbüchsen. Fort jetzt, Ilsel! es dunkelt. Mach' deine Sache recht. Ich erwarte dich in Gösgen."

Mit diesen Worten wandte er ihr den Rücken und eilte den Berg hinan. Die alte Zigeunerin nahm den Weg zu ihrer Bande, die sich, um das Feuer gelagert, gütlich that.

26.

Die Entführung.

In finsterer Nacht schlich die Zigeunerin, die zween ihrer Genossen den Weg zeigte, leise, wie auf Filzsohlen, durch's Dorf Erlinsbach, dem Thale unter der Ramsflue zu. Nur aus einzelnen Hütten leuchteten noch Fenster mit dunkelrothem Licht. Die Alte trug wieder das eine Aug verbunden und den Pilgerhut, wie sie sich schon einmal in der Einsamkeit des Lollhards gezeigt hatte. Ihre beiden Gefährten, breitschultrige entschlossene Kerls, folgten wohlbewaffnet, mit schnellem Schritt durch's Thal, den Berg hinauf. Als sie auf der Höhe sich durch den Wald getappt hatten, sahen sie das Licht der Lollharden-Hütte über die Wiese schimmern. Die Alte führte die Männer seitwärts

längs dem Waldsaume in die Nähe des Hauses; befahl ihnen, da auf das Zeichen zu warten, welches sie geben würde, während sie selbst die Hütte umschleichen und Kundschaft einziehen wollte.

Unhörbar schwebte sie mit Katzenschritten, wie ein Schatten zum kleinen Hause, duckte sich unter dem leuchtenden Fenster, und richtete von Zeit zu Zeit den Kopf empor, um die zu erkennen, welche im engen Zimmer plauderten beim Schein der Oellampe. Veronika saß am Tisch, gegen die Wand zurückgelehnt, mit verschränkten Armen, und starrte sinnend in die bleiche, zitternde Flamme des Dochtes. Der Lollhard, in einem Winkel, redete wie ein Lehrender zu ihr, den Arm erhoben und den Zeigefinger vorgestreckt. Er glich der Propheten einem aus den Tagen des alten Bundes. Nur einzelne seiner harten Züge waren durch die scharfen Schlaglichter des Lampenscheins aus der Verschattung der übrigen wunderbar hervorgehoben. Einzelne Theile seines grauen, sanftbewegten Bartes schwebten erhellt über der Dunkelheit des unerkennbaren Grundes, wie man zuweilen einzelne falbe Wolken unter dem düstern Regenhimmel hervorstechen und wieder verschwinden sieht. Die Begutte, in voller, doch milder Beleuchtung, horchte in ruhiger Klarheit schweigend.

„Das sag' ich dir," fuhr er in seiner Rede

fort, „auf daß du an der Raserei der unglückseligen Freiin von Falkenstein erkennen mögest, wohin die Seele verirrt, wenn sie des Körpes Magd wird. Ich wiederhole dir, die Liebe ist göttlicher Natur; denn Gott ist die Liebe und wir sind aus Gott. Der himmlische Liebesstrahl durchdringt auch den Stein und die Pflanze und den Staub des Thierleibes, und wird da noch zur vereinigenden, das Geschlecht der Wesen fortpflanzenden Gewalt. Aber lieben kann der Stein, die Pflanze und der Staub nicht. Alle Liebe, ausser der ewigen, seelischen, ist Pflanzen- und Thiertrieb und nichts weiter. Die wahre Liebe geht aus der Bewunderung und Verehrung der hohen Tugenden und Gaben des Andern hervor, weil sich das Göttliche in uns sehnet, aufgelöset und eins zu werden mit allem Göttlichen. Zuneigung wegen äusserer Lieblichkeit, wegen sinnlichen Reizes, oder Anhänglichkeit an einer Sache wegen langer Gewohnheit, ist Naturgang des Menschenthieres, und dem, was göttlich heißt, entgegen. Die Seele kann nicht den Staub lieben und sich ihm vermählen, sondern nur ihres Gleichen. Auch Hunde bezeugen ihren Herren Anhänglichkeit bis zum Tode in Lust und Schmerz, durch den Zwang der Gewohnheit; und du sahst heut einen Mann weinen über den Tod des vom Gangolf erstochenen Rosses. Das ist die obsiegende Thierheit im Sterb-

lichen, nicht das Aechtmenschliche im Menschen. In der Seelenliebe ist kein Neid, kein Zorn, keine Eifersucht, keine Furcht, sondern Sehnsucht, sich zu heiligen und ewig anzugehören der Vollkommenheit des Vollkommenern. Wie liebest du mich, Veronika?"

Die Begutte hob den Blick selig gegen die Decke des Zimmers und sagte: „So liebe ich dich und den edelmüthigen Gangolf."

„Dann wirst du ihn verlieren ohne Schmerzen," setzte der Lollhard seine Worte fort, „wie du mich einst verlieren wirst ohne Jammer. Denn das im Ewigen Gewonnene ist eigentlich nie zu verlieren. Nur das Vergängliche, Sinnliche, ist vergänglich und endlich. Der Körper, der uns bekleidet, wird wiederum Staub, und seine Theile gehen in andere Pflanzen und Thiere über, die wieder verwesen und abermals Dünger des Erdreichs und Stoff anderer belebter Körper werden. Siehe, Veronika, die Leiber der Menschen, der Thiere, der Pflanzen, welche du heut erblickst, sind schon seit der Weltschöpfung vorhanden gewesen, nur nicht genau in derselben Verbindung ihrer Bestandtheile. Wir wandeln in den Staub unserer zerfallenen Vorfahren gekleidet einher. Selbst der Leib, den du vor einem Jahrzehend trugst, dieser ist längst von dir verdünstet, abgegangen und abgefallen. Wir wallen in ewigen

Verwandlungen über den Erdkreis hin. Was ist also die Liebe des Körpers? Nur Gott ist das Eine, das Bleibende!“

Veronika sprach darauf: „Und doch ist selbst das noch, was das Irdische zum Irdischen zieht, die Macht des himmlischen, alles durchdringenden Liebesstrahls. Wie mag doch die Gerechtigkeit des Allvaters die ewige Seele ewig, wegen Sachen des Körpers, ins Elend werfen, in den sie einmal gehüllt gewesen ist?“

— Das hab' ich nicht gesagt! — erwiederte der Lollhard: Der Vollkommene soll dem Irdischen zwar absagen; aber ist die Macht und der Trieb des Irdischen im Schwachen allzumächtig: so sündigt er nicht im Gehorsam gegen die Natur, an die er gekettet ist. Essen und trinken wir doch täglich. Aber wir sollen nicht das Körperliche als des Lebens Höchstes anschauen und den Geist zum Knecht des Vergänglichen machen.

Es sprach der Lollhard vermuthlich noch lange; aber die Zigeunerin erbaute sich an dieser Unterhaltung schlecht, von der sie wenig begriff. Sie schlich um das Haus zur Hinterthür, die sie beim frühen Nachspüren halboffen gesehen, neben dem Kämmerlein der Magd. Als sie aber da leise eintreten wollte, knarrte die Thür in ihren hölzernen Angeln so laut, daß die Bäuerin, eine Lampe in der Hand tragend, aus dem Schlafgemach vor-

trat, und sich beim Anblick der wohlbekannten Alten kreuzigte und segnete.

„Jesus Maria!" stammelte sie verblüfft: „Die alte Pilgerin! Was begehrt Ihr noch in dieser Spätstunde?"

— Still! — flüsterte, mit Kopf und beiden Händen hastig winkend, die Zigeunerin Ilse, und fuhr, ehe sich's die Bäuerin versah, in deren Kammer hinein. Zitternd kam jene nach.

„Großer Gott!" rief die Bäuerin abermals: „Mußt' ich doch glauben, ein Schratteli komme in das Haus, so seid Ihr geschlichen. Ist's doch lange noch nicht Mitternacht. Mir beben alle Glieder am Leibe. Schon vor einer Stunde ging Gekreisch und Geprassel durch den Wald, wie vom wilden Heer. Ich hab's ja mit eigenen Ohren gehört. Das bedeutet nichts Gutes. Alle guten Geister loben Gott den Herrn."

— Ich lob' ihn auch! — erwiederte Ilse: Aber still, Kathri, still. Im Walde hab' ich allerlei Dinge gehört, drum komm' ich so spät. Es gehen böse Anschläge wider dies Haus. Nur eins muß ich wissen. Nenne mir des Lollhards Namen.

„Wie kann ich den Namen wissen? Ich glaube, er hat keinen."

— Hast nie gehört nennen den Jörg von End?

„Nie Jörg und nie Ende und Anfang! Was ficht Euch doch, in Gottes des Herrn Namen, an, solche Dinge zu fragen?“

— Weißt du's nicht, Kathri, so will ich's hören aus seinem Mund. Es muß sein, und im Augenblick.

„Nimmermehr lass' ich Euch zu ihm!“ rief Kathri, und hielt die rasche Alte zurück, die sogleich hinaus wollte: „Euer Anblick würde die gute Veronika bis zum Tode schrecken. Was denket Ihr auch? Sie möchte glauben, des Teufels Gespenst oder eine Hexe suche das Haus heim.“

— Nun, so bereite das Mägdlein vor. Geh' und sprich zum Lollhard die Worte: die Pilgerfrau ist vorhanden, die er unlängst hart angefahren; sie bringt ihm Grüße von Herrn Günther von der Weide! Merk dir's, Günther von der Weide! Dann wird er aufspringen und verlangen, mich zu sprechen.

„So bleibet und harret, bis ich wiederkomme. Aber rühret Euch nicht vom Platz und zeiget Euch der guten Veronika nicht, sie wäre bei Euerm Anblick ein Kind des blassen Todes.“

Sie ging. Die Zigeunerin horchte ihr nach; vernahm bald des Lollhards rauhknarrende Stimme, und hörte darauf Gepolter. In der Meinung, er komme selber, sprang sie von Kathri's Bett empor, auf welches sie sich zum Ausruhen gesetzt

hatte, und trat zur Thür. Doch statt des Alten kam die Bäuerin und sagte: „Machet Euch davon, Frau. Sonst rufen wir alle Nachbarn zu Hilfe."

— Was hat der Lollhard geantwortet? Wort sage mir um Wort!

„Wenn Ihr's denn wissen wollt, höflich ist's nicht: Ihr sollet fahren mit Euerm Günther von der Weide bis an's Ende der Welt, und so Ihr nicht plötzlich von hinnen weichet, wird die Nachbarschaft kommen. Das ist sein Wort; ich rath' Euch, gute Frau, macht Euch auf die Beine!"

— Still, mausstill! sagte die Zigeunerin. Ist's nicht der Rechte, so ist's der Linke! Mir auch gleich! Merk' auf, was ich dir will sagen; merk' auf! Hörst du Lärm vorn, flieh mit deinem Mägdlein hinten in den Wald. Flieh zu den Nachbarn! Merk's dir, Kathri! — Nach diesen Worten schlüpfte die Pilgerin davon in Wald und Nacht zu den wartenden Gefährten. Kathri, die draussen dreimal ein Zusammenklatschen von Händen hörte, schlug ihr voll Grausens mit den Fingern drei große Kreuze nach und betete dazu, denn sie hielt das häßliche Weib, wo nicht für etwas Ueberirdisches, doch für etwas von unterirdischer, unheilbringender Abkunft.

Sie dachte noch an die letzte Mahnung der

Alten, als sie voller Entsetzen das Klirren fallender Fensterscheiben im vordern Zimmer, und lautes Geschrei und Getöse vernahm. Bleich und bebend sprang sie zur Küche vor. Ihr entgegen todtenblaß flog aus der Stube des Klausners dessen Tochter und schrie: „Hilfe! Räuber steigen zu den Fenstern ein!“ Die treue Kathri riß das betäubte Mädchen mit sich zur Hinterthür, während der Lollhard nachrief: „Warum fürchtest du dich, Veronika?“ Dann wandt' er sich kaltblütig und ernst gegen die abscheulichen, mit Ruß geschwärzten Gesichter der Eingestiegenen, die ihn sogleich ergriffen und Messer auf seine Brust setzten. „Ihr Thoren,“ sprach er, „gehet und suchet Gold und Edelsteine bei den Mammonsknechten in der Welt, aber bei keinem Bruder des freien Geistes. Mein Schatz ist im Himmel, wo Ihr ihn nicht stehlen werdet. Was drohet Ihr mir? Mein Leben steht in höherer Macht.“

Die Kerls sprachen unter einander in unverständlicher Rede. Jählings eilte einer derselben davon. Man hörte seine Schritte durchs ganze Haus. Er schien die geflüchteten Weiber zu suchen. Unterdessen bewachte der Zurückgebliebene den Lollhard, immerdar die Spitze des Messers gegen dessen Herz gekehrt, und schnitt dabei gräßliche Geberden, um den Alten zum Stillschweigen zu nöthigen.

Dieser aber ließ sich keineswegs in der Rede hemmen, sondern sagte: „Glaube nicht, daß mir dein geschwärztes Gesicht Furcht einjage, wie einem Kinde, oder daß ich zucke vor deinem Stahl. Vorzeiten pflegt' ich Vögel deines Gelichters anders zu begrüßen, und der Schädel wäre dir gespalten gewesen, eh' er eine Spanne weit durchs Fenster gekommen. Jetzt thut mir deine arme Seele leid, du reissendes Thier in Menschenhaut! Wohin meinst du, daß sie fahren werde, wenn dein letztes Stündlein schlägt?"

— Narr du! versetzte das schwarze Gesicht widerlich grinsend: soll sie nicht in der Erde faulen, wird man sie wohl neben der deinigen in den Rauch hängen müssen.

„Menschenkind, dein Leben hienieden ist ein Anfang sonder Ende! Begreifst du das?"

— Und dein Leben ist ein Ende ohne Anfang. Begreifst du das?

„Unsinniger!" rief der Lollhard.

— Halt's Maul! rief der Zigeuner: oder ich schnüre dir mit deinem eigenen Bocksbart die Drossel zusammen!

Ilsel und der andere Zigeuner unterbrachen durch ihren Eintritt das Gespräch. Die Alte schien in ihrem Kauderwelsch den beiden Kerln bittere Vorwürfe zu machen, daß sie das Weibervolk hätten entrinnen lassen. Inzwischen ward

jetzt nicht gesäumt; der Lollhard geknebelt, um sein Geschrei zu hindern, und, mit auf den Rükken gebundenen Händen, schnell zum Hause hinaus durch Wiese u..d Wald fortgerissen. Voran aber eilte die Alte mit großen, hastigen Schritten dem Schlosse Gösgen zu, die mißlungene Verrichtung dem Landgraf Thomas zu melden. Wie ein gespenstiger Schatten fuhr sie durch die Nacht dahin. Der verspätete Wanderer schlug mit Entsetzen das Kreuz vor sich, wenn er sie über Haide und Fels, Weg und Steg im trüben Sternenschein leise fortfliegen sah, vom kurzen Pilgermantel umwedelt, wie von Fledermausfittigen. Selbst der Wächter am Thore des vielthurmigen alten Schlosses Gösgen, der sie erwarten mußte, konnte sich des Entsetzens nicht erwehren, als sie plötzlich vor ihm hielt, eh' er ihre Ankunft wahrgenommen hatte. Er ging zitternd über die Brücke durch den Hof in die finstere Burg, die Erscheinung der unheimlichen Gestalt dem Freiherrn zu verkünden.

27.

Die Ritter zu Gösgen.

Freiherr Thomas saß eben mit froher Gesellschaft im prächtigen, hellerleuchteten Rittersaal

des Schlosses. Mehrere vom Adel aus dem Schwarzwalde und den vordern Landen, sämmtlich treue Anhänger Oesterreichs, waren diesen Tag zu ihm gekommen, weil er sie zur Theilnahme an seinen Kriegsunternehmungen gerufen hatte. Vor jedem der Ritter stand ein goldener Becher von getriebener Arbeit, der, wie oft er geleert ward, immer gefüllt sein mußte. Noch sah man auf den Silberschüsseln die Ueberbleibsel eines reichen Nachtmahls. Frisch aufgetragene Speisen dampften noch vor Herrn Marquard von Baldegg, welcher schon lange erwartet, aber erst vor einer Viertelstunde in später Nacht von Sekkingen gekommen war. Seine gesunde Eßlust erwies der Küche seines gastfreien Wirthes alle Ehre. Es belustigte ihn, während er das gebratene Geflügel mit den Händen zerriß und Bissen um Bissen in den Mund stopfte, die ungeduldige Neugier der Andern mit seinem Schweigen zu martern, und zwanzig Fragen und Erkundigungen mit einem ausdruckvollen Wink und Blick auf ein bisher noch unberührtes Gericht zu beantworten.

„Nun denn," sprach er endlich, da sie ihm keinen Frieden liessen, und er das Hauptwerk ziemlich vollbracht hatte, „ein Ehrenmann ist doch allezeit gehudelt, wenn er nach verrichteter Arbeit einmal des Leibes pflegen möchte. Mittags machten mir die hungrigen Fliegen von Liestal

jeden Bissen streitig, und nun laßt Ihr mich mehr Galle schlucken, als hier Speisen stehen. Ist das christlich?"

— Hättest du uns auf die erste Frage Bescheid gethan, Vetter Marquard, sagte Thomas von Falkenstein, würden wir dir Frist für die andern gestatten. Also, wie steht's am Rhein?

„Nun denn! obwohl ich voraussehe, daß es Euch wie den Kindern geht, die erst lüstern werden, wenn sie einmal am Zuckerbrod geleckt haben. Alles ist in Ordnung. Wir können morgen nach Brugg ziehen."

— Wo stehen unsere Leute? Wie viel sind ihrer? rief Thomas ärgerlich, und Alle stürmten fragend auf ihn ein.

„Sagt' ich's nicht voraus, daß der Neugierteufel erst in Euch fahren würde, wenn ich einmal zum Antworten den Mund öffne! — Gut, vier- bis fünfhundert Mann sind's, alles adeliche Herren und reisige Leute. Sie liegen umher in Dorf und Wald zerstreut, in Binsingen, Murg, Tigeringen, Laufenburg und Seckingen. Sie warten auf Befehl zum Aufbruch. Mein Bruder Hans ist dabei, auch Hans von Rechberg, Thüring von Hallwyl und wer weiß ich mehr! Hast du den Absagebrief an Bern geschrieben, Vetter Thomann, so send' ihn ab. Nun ist Gefahr im

Verzug, Periculum in moribus! ihr Herren, wie der Pater Großkeller zu St. Blasien zu sagen pflegt, wenn die Humpen zur Neige gehen. Jetzt wißt Ihr's; fragt mich nicht weiter. Straf mich Gott, keine Silbe lockt Ihr mir ab, bevor ich diese Ente noch verzehrt habe."

Freiherr Thomas, während die Andern lachten, schwieg nachdenkend und überrechnete bei sich mancherlei, indem er einzelne Worte hinmurmelte: „Morgen, Freitag, der letzte Tag Heumonds — übermorgen der erste Tag Augusts — dann in Sekkingen — dann Brugg — dann — richtig!" — Laut rief er dann: „Früher, als in fünf Tagen, spielen wir zu Brug nicht die Fastnachtsposse; aber dann, beim Teufel! je toller, je besser. Es trifft auf Dienstag vor St. Laurenzen. Merk' dir's, Vetter Marquard."

„Bist du rasend?" schrie Marquard: „Wie wollen wir so viel Mannschaft lange heimlich halten und füttern? Die Kerls fressen wie die Heuschrecken; dem Bauer bleibt keine Speckseite im Rauchloch, keine Zwiebel im Garten. Daraus wird nichts. Ich bin gekommen, dich zu holen. Reit'st du morgen nicht mit mir auf Seckingen, fährt die ganze Adelsgesellschaft mit ihren Banden aus einander, oder Bruder Hans, Rechberg, Hallwyl und wir Andern machen's übermorgen in Brugg allein aus."

„Das wird unterbleiben!“ erwiederte trotzig der Freiherr, und strich sich den struppigen, schwarzen Knebelbart von der dicken Oberlippe: „Morgen, Vetter, will ich erst mein Müthchen an Aarau kühlen. Du begleitest mich. Alles ist angeordnet. Den Trüllerey will ich in der Aare säcken, wie man Hexen säckt.“

„Was? seid ihr schon vor Mitternacht des Weines voll?“ schrie Herr Marquard mit weit aufgerissenen Augen: „Unserer fünfhundert wissen zur Stunde noch nicht, wie wir mit Brugg fertig werden, und hat das Nestlein doch ausser seiner Ringmauer nichts, was Furcht erregen kann, als den eingemauerten Hunnenkopf. Und Ihr hier wollt Aarau stürmen, Eurer acht bis bis zehn Eisenfresser, Ihr? Liegt Euch nicht die Stadt entgegen wie ein wilder Eberkopf mit seinen zwei vorragenden Hauern? Oder habt Ihr schon Luternau's Burg gebrochen und den Thurm Rore?“

„Fürchte die mürben Fangzähne dieses Ebers nicht, Vetter Marquard!“ antwortete der Freiherr mit hämischer Verziehung seines braunen Gesichts: „Angespießt ist er schon. Wir sengen ihm nur die Borsten ab und schmausen ihn morgen zur Nacht gebraten. Trau' meinem Wort!“

In diesem Augenblick war's, daß der Wächter der Burgpforte hereintrat und dem Freiherrn

winkte. Dieser sprang rasch auf und verließ mit dem Wächter die Gesellschaft.

„Graf Jörg von Sulz, Ihr scheinet mir von all diesen hochlöblichen Schwärmern und Lärmern der Nüchternste zu sein!“ sagte Herr Marquard: „Denn ihr liebet den Wasserkrug, wie der Kibitz den Bach. Was will Euch zu des Freiherrn Rede bedünken? Oder habet Ihr um's Schloß, hier oder Loßdorf, Kienberg und sonst im Gebirg noch Mannschaft versteckt?“

„Daß ich nicht wüßte!“ erwiederte der Graf von Sulz: „Herr Thomas rückt nicht mit der Sprache hervor; hält Plan und Mittel verborgen; verheißt uns auf morgen Nacht nur lustige Nachlese für's Schwert. Ich lass' ihn gewähren. Er scheint seiner Sache sicher. Vermuthlich hat er Einverständniß mit den Bürgern.“

„Oder vielleicht hat sich Gangolf Trüllerey bekehrt und kriecht zu Kreuze!“ fügte Junker Bentelin von Hemmenhofen hinzu: „Das thäte mir leid. Ich möchte dem lieber den Fuchspelz ausklopfen, als streicheln helfen.“

„Ich weiß,“ versetzte Marquard von Baldegg, „Ihr seid ein gewaltiger Fuchsjäger, Herr Bentelin. Diesmal aber laufet Ihr einer falschen Fährte nach. Ihr meinet, eins mit dem Fuchs zu schaffen, und stoßet auf einen grimmigen Wolf, der sich Euch lieber auf's Kreuz setzt, als

zum Kreuz kriecht. Straf' mich Gott, Herr Bentelin, wenn Ihr den aus dem Freihof hervortreibt, ohne Haar zu lassen, das nicht wieder wächst!"

„Hm!" entgegnete Bentelin, das Maul rümpfend: „Es scheint, Ihr sprechet mit Erfahrung. So wissen wir nun, woher Euer runder Krauskopf die Glatze bekommen, die nicht wieder bewächst."

„Oho!" rief Herr Marquard: „Macht Euch über meine Glatze nicht lustig, so will ich Eures Milchbartes vergessen. Ihr wisset, ich bin von einem Geschlecht, das mit den Hageichen jung und alt wird. Vor hundert Jahren mein Ahnherr Hans, Münsterchorherr und Dekan zu Kilchberg *), Gott hab' ihn selig, ward hundert und sechsundachtzig Jahre alt, und wuchs ihm noch im hohen Alter neue Zähne und schwarze Haare. Dessen tröst' ich mich!"

„Wenn Ihr den Kopf selbst so lange zwischen den Schultern traget!" bemerkte lachend Ritter Marx von Embs: „Die Schweizer sind Euch so wohl an, wie Ihr ihnen. Ich wette, auf Ehre, fangen sie Euch, sie machen Euch keine Spanne

---

*) Kilchberg bei Aarau. Dieser Chorherr Johannes von Baldegg starb im Jahre 1348.

länger, als den armen Hinz von Sax bei Nänikon."

Während Alle überlaut lachten und Marquard selber ganz wohlgemuth mit ihnen, trat Herr Thomas von Falkenstein wieder in den Saal, wandte sich noch einmal zurück und schrie mit donnernder Stimme hinaus: „Vermaledeite Hexe, findest du sie nicht, so wird dich der Henker finden!" Dann trat er finster herein. Sein hartes, ehernes Antlitz glühte vom innern Zorn kupferroth. Ihm nach folgten zween Bewaffnete, die in ihrer Mitte den Lollhard führten, die Hände auf den Rücken gebunden. Sie blieben an der Thür stehen. Der Freiherr ging durch den Saal zur Gesellschaft; drehte sich aber unterwegs, da er die Schritte der ihm Nachfolgenden hörte, wild um, fluchte und schrie: „Schurken, in's Loch mit ihm unterm Thurm! Warum ziehet Ihr mir nach?"

„Ich und dein böses Gewissen ziehen dir gern nach, Junker von Falkenstein!" sagte der Lollhard sehr laut.

„Wetter, was knarrt mir in's Ohr da?" rief Herr Marquard und sprang hinter dem Tisch vor: „Straf' mich Gott, das ist mein Klapperstorch wieder leibhaftig von der Freudenau. He, Störchlein, so wahr ich lebe, du bist's! Erzähle, wem hast du das artige Kindlein zugetragen, weißt du,

das im Beguttenrock eingefätschte? Oder hat's dir Einer aus dem Schnabel gezogen?"

„Laß ihn laufen, Vetter!" sagte Freiherr Thomas verdrießlich.

„Nein, Rede muß der Beghardе stehen, wo er das schöne Mägdlein gelassen, das einst mit ihm zog. Hör', Alter, hat's dir der Trüllerey abgejagt, der junge Schlecker, der gewiß nicht deiner Riesennase willen mit dir nach Brugg gegangen ist?"

„Ei!" rief Bentelin von Hemmenhofen, und sprang ebenfalls näher: „Das Mädchen kenn' ich wohl. Ich hab's in der Herberge von Brugg besucht, und schwör' Euch, Kaiser, Papst und Kardinäle könnten der allerliebsten Begutte willen in Versuchung gerathen, ein wenig zu lollen. Sag' an, du Noll- und Lollbruder, wo weißt du das fromme Schwesterlein?"

Ueber dies Gespräch näherten sich die Edelleute insgesammt vom Tisch her und umringten den Greis.

„Seid Ihr des Satans alle?" schrie Freiherr Thomas, im Grunde ärgerlich und doch unfähig, sich des Lachens bei dem allgemeinen Aufruhr zu erwehren: „Am Ende wäret Ihr alle Bekannte dieses Strolchen, den man auf meinem Gebiet eingefangen hat, weil er des Kundschaftens verdächtig ist. Schon seit vielen Tagen umschleich

er diese Burg und belauscht er meine Bewegungen. Doch von heimlichen Frauen und Töchtern, die der graue Kuppler mit sich zu Markt führt, ist mir kein Wort bekannt. Er soll in den Bock gespannt, im Folterkämmerlein aufgehaspelt werden, bis er die Schlupfwinkel der Dirnen eingesteht."

„Vetter Thomas!" unterbrach ihn Marquard: „In allen Stücken weislich gesprochen hast du, wie ein Salomon. Nur was die kleine Begutte betrifft, sende sie mir nach Schenkenberg. Es ist jammerschade um die kleine Ketzerin. Ich will sie bekehren. Hörst du? Ich versteh' mich darauf, wie der beste Dominikaner."

Alle schlugen ein schallendes Gelächter auf.

Da öffnete der Lollhard den Mund, und Blitze fuhren unter den eisgrauen, überhangenden Augenbraunen gegen die Lacher hervor: „O der tirannischen Heuchler!" schrie er! „O des Otterngezüchts, das mit der giftigen Doppelzunge speichelleckt und mordet, betet und lästert, heiligt und flucht, von Raub und Aas sich mästet und, gleich dem Vieh unter'm Himmel, ohne Himmel umherkriecht!"

„Schlage dir der Donner in den Hirnkasten, Lump!" schnarchte ihn Freiherr Thomas an: „Von wem unterfängst du dich, so zu reden?"

„Ich bitt' Euch, lieber Freiherr, störet den

alten Hund nicht im Bellen. Er wird unserm Spaß die Krone aufsetzen!“ sagte Ritter Balthasar von Blumeneck lachend: „Fahre fort, Alter, schimpfe, aber recht auserlesen gut! Ich höre gern so was.“

„Muntert ihn nicht auf, er versteht's ohnehin meisterlich!“ rief Marquard.

„Gebietet, oder verbietet, Tirannen, ich steh' ausser Eurer Macht!“ fuhr der Lollhard fort: „Landverheerer! Weltumkehrer! wisset und zittert, das Gotteslicht brennt noch, das Ihr auslöschen wollet, und der Menschenverstand geht noch aufrecht, den Ihr mit Füßen zu treten meinet. Gelt, Euch wäre wohlgethan, Fürsten der Finsterniß, wenn kein Gott über den Sternen, keine Vernunft in den Sterblichen wohnte? Dann könntet Ihr das Jahrhundert zurückstellen, wie den Weiser der Uhr, daß es Euch nie in den Abgrund hinabströme, der Eurer harret. Dann könntet Ihr die Schritte des Geistes bannen und das Zeitalter wie versteinert halten, daß es nie anders werde. Dann könntet Ihr die Völker, wie ererbte Schafheerden, hetzen und scheeren, und den Erdkreis zum Schachspiel machen für Eure fürstliche Langeweile. Dann könntet Ihr gar gemächlich das Recht nach Euerm Eigennutz, die Wahrheit nach Eurer Unwissenheit zuschneiden, und die Verbrechen, welche Ihr am Volk oder Vieh

straft, zu tugendlichen Vorzügen und ausschließlichen Freiheiten des Adels machen. Dann könntet Ihr Euch blähen und sprechen: die Welt ist für Thron und Altar, für Edelleute und Pfaffen, für unsere Bäuche und Schlünde geschaffen; unsere Ahnherren haben die Welt gemacht, und wer es bezweifelt, soll, als wahrer Gotteslästerer, in den Flammen des Scheiterhaufens verderben!“

„Bravo! bravo!“ rief Balthasar von Blumeneck boshaft anhetzend: „An dem Grauschimmel ist ein Passions-Pfarrer verloren gegangen.“

„Still!“ fiel ihm Junker Fritz vom Haus in die Rede: „Eben wollt' er ja auch den Pfaffen ihren Theil geben. Laßt ihn reden und bringt ihn nicht aus dem Text.“

„Nein, alter Lästerer!“ redete Ritter Jörg von Knöringen den Lollhard mit drohender Stimme an, indem er sein fleischiges Gesicht runzelte: „Unterfange dich nicht, die Diener Gottes zu begeifern, oder der heiligen Kirche Uebles zu sagen. Ich mag's gestatten, daß du uns weltliche Herren wie ein heiserer Kettenhund ankläffst; aber keine Blasphemie!“

Der Lollhard hatte sich durch die Zwischenreden im Fluß seiner Worte nicht unterbrechen lassen, sondern, ohne daß man ihn hörte, fortgeeifert. Aus dem Zusammenhang ließ sich errathen, daß er schon viel von dem gesagt haben

mochte, was die fromme Ehrerbietung des Junkers Jörg von Knöringen zu gestatten verweigern wollte.

„Als Israels Rettung durch den gnadenvollen, englischen, ewigen Hirten kam," sprach der Lollhard weiter, „hat er zwischen Gott und Menschen einen neuen Bund, doch keine neue Kirche gestiftet. Barmherzigkeit hat er und Liebe den Kindern des Staubes gepredigt; aber nicht Kirchen, nicht Klöster zu bauen, nicht Zehnten zu zahlen, nicht vor den Bildern irdischer Heiligen zu knien. Hätte Christus Kirche und Priesterthum gewollt, er würde die Satzungen selber gegeben haben, gleich Moses; er that's nicht. Er hinterließ kein Bildniß von seiner eigenen Gestalt, auf daß nicht Abgötterei getrieben, sondern dem Unsichtbaren Verehrung gebracht werde, der da allein heilig ist, im Himmel und auf Erden! Als aber Priester kamen, begehrten sie sich eine Kirche, kein Gesetz der Liebe und Barmherzigkeit; begehrten kein Christenthum, aber ein Priesterthum; sie setzten den Thron weltlicher Herrschaft unter den Altar, und an die Stätte des Hohenpriesters den Papst, statt des Sühnopfers das Meßopfer, statt Jerusalems das ehebrecherische Rom."

„Schlagt den Kerl todt!" schrie Jörg von Knöringen: „Er ist vom Teufel besessen; der lügt

aus seinem Hals, man könnte, Gott steh' uns bei! schwören, es sei Alles wahr."

„Erstände der Christ und wanderte in Rom umher, wie einst zu Jerusalem, und lehrte die Lehre, wie zu Jerusalem," rief der Lollhard, „und triebe, wie dort, Geldwechsler und Rosenkranzkrämer aus dem Tempel, — Ihr würdet ihn zum andernmal kreuzigen sehen, als Irrlehrer, Ketzer und Feind des Altars und des Papstes. Aber wie der Thon in des Töpfers Hand seid Ihr in der Hand des Herrn. Ich sage Euch, wie der Blitz durch die Wolken des Himmels, wird ein Strahl des ewigen Geistes durch die Geschlechter der Staubeskinder zucken, und ein Riß wird durch die Mauern der Kirche gehen, von oben bis unten, daß die Grundvesten spalten, und die stolzen Zinnen zum Abgrund herniederprasseln. Dann wird die Sonne ihr Licht vom Mond borgen, St. Peter den Königen dienen, und der Laie den Priester die Dinge des heiligen Lebens lehren. Und ein anderer Strahl des ewigen Geistes wird leuchten, siehe, und von den Stirnen der Felsen fallen die Kronen der Zwingherren, und aus dem Schutt der Burgen bauen die Leibeigenen Werkstätten ihres Reichthums. Dann werden die Knechte herrisch thun und die Herren knechtisch, daß man sie nicht von einander kennt ..."

„Schweig, du rasender Afterprophet!" schrie

Junker Jörg, dessen grobe Züge von Zorn und Wein glühender wurden: „Wie möget Ihr, edle Herren, den Unsinn aushalten? Man weiß nicht, verkündet der verrückte Strolch die verkehrte Welt oder den jüngsten Tag?“

Der Alte, welcher sich aber das Wort nicht nehmen ließ, fuhr immer heftiger zu eifern fort, und hob an vom dritten Strahl des ewigen Geistes zu sagen, als den übrigen Rittern die Langeweile dabei anzuwandeln schien. Mehrere kehrten zu ihren Bechern zurück, Andere traten lachend zusammen, um ihrem Witze die Zügel fahren zu lassen. Der Freiherr von Falkenstein, welcher den Lollhard schon längst entfernt haben würde, wenn er nicht geglaubt hätte, ihn zur Belustigung der Gäste da behalten zu müssen, schob ihn sammt den Wächtern hinaus. Vor der Thür standen wartend der Schloßvogt und Kerkerknecht. Diesen wies der Freiherr fort, und dem Vogt befahl er, zu dessen großem Erstaunen, dem Begharden ein bequemes Zimmer, ein weiches Bett und ein gutes Nachtmahl zu geben. Ohne Zweifel hoffte der Freiherr durch die Dankbarkeit des spröden, eigensinnigen Graukopfs mehr Nachrichten über die entsprungene Begutte zu empfangen, als durch gewaltthätige Härte ihm abpressen zu können.

Als der Herr von Falkenstein seine Befehle ertheilt hatte und zurücktretend in den Saal die

schwere, doch zierlich geschnitzte Eichenthür öffnete, hörte man noch aus der Ferne des Lollhards Stimme durch die Schloßgänge knarren. Die Gesellschaft der Edelleute aber war so vertieft im lärmenden Gespräch bei vollen Bechern, oder in Brett- und Würfelspiel, daß Keiner mehr darauf achtete. Sie spielten und zechten, bis das Morgenroth an dem Thurm der Kirche von Schönenwerth über die Aare ihnen in die trüben Augen strahlte.

28.

Der Anschlag auf Aarau.

Auch war die Sonne schon einige Stunden über die Hälfte ihrer Tagesbahn hinaus, eh' sich die wohledeln Nachtschwärmer wieder mit zum Theil vom Rausch, zum Theil vom schweren Schlaf verschwollenen Augen im großen Saale beisammen fanden. Hier stand längst von der Dienerschaft der Tisch zum Mahl bereitet, welches zugleich ihr Morgenimbiß, ihr Mittags- und Nachtessen werden zu sollen schien. Nur der Freiherr von Falkenstein fehlte. Sie hörten, er sei nach wenigen Stunden Schlafes mit Zwölfen seiner Diener und Knechte, insgesammt leichtbewaffnet, ausgezogen, alle zu Fuß. Wohin? wußte Niemand, wohl aber, daß er verheißen hatte, um die Mittagsstunde wieder in Gösgen zu sein. Erst späterhin vernahm

man von den mitgegangenen Knechten, daß man ein verlaufenes, als Begutte verkleidetes Mägdlein in allen Häusern, Hütten, Ställen und Heugaden auf der Hard und in den Wäldern zwischen Küttingen und Erlinsbach, mit großer, doch fruchtloser Anstrengung aufgesucht habe.

Ihn zu erwarten und freiere Luft zu athmen, begaben sich die Ritter auf den Platz hinaus vor dem Schlosse, welcher freilich zum Lustwandeln wenig Bequemlichkeit oder Anmuth darbot. Es war ein unebener, felsiger und nicht großer Raum zwischen der Burg und dem Berge, zum Thal von einer alten Winterlinde überschattet, welche zwischen zerklüfteten Felsblöcken herüberhing, und mit ihren letzten Blüthen Wohlgerüche verstreute. Das Schloß lag auf dem Felsen-Vorstoß, gegen die Aare zu, mit seinen großen und kleinen Thürmen, An- und Nebengebäuden und vielen Ecken und Dächern, durch eine starke Ringmauer eng umschlungen, wie die hölzernen Häuser und Thürmlein eines Kinderspiels, die man, wie sie der Zufall zusammenlagert, mit einem breiten Bande zu einem Bündel macht. An der Ringmauer kroch hin und wieder hundertjähriger Epheu hinauf, welcher große Flecken auf dem schwarzgrauen Grunde dunkelgrün malte.

Hier wandelten die Ritter im Gespräch je drei und vier auf und ab, als das Getrappel ankom-

mender Rosse ihrer Aufmerksamkeit andere Richtung gab. Ein stattlich gekleideter Herr, begleitet von einigen Schwerbewaffneten, sprang vom Pferde. Er trug Haar und Bart lang, auf dem Haupt ein kleines Baret von rothem Sammet, mit einer Goldkette umschlungen, über welche weiße Federn nickten; ein schwarzes Kleid, eng am Leib, mit offenem Obertheil der Aermel, darüber ein scharlachrother Mantel mit edelm Pelz verbrämt. Alle ritten ihm mit frohem, lärmerischem Willkommen und Gruße, als einem Wohlbekannten, entgegen. Es war Hans von Rechberg, von Hohenrechberg, der schon jetzt, als Kriegsmann und durch den Schaden, welchen er in siebenjährigen Fehden den Eidsgenossen gestiftet, einen weitberühmten achtbaren Namen führte. Man sah ihn überall im Spiel, wo es darum zu thun war, den Schweizern eins anzuhängen. Trotz dem wollten Viele kein großes Wesen von seinem Heldenmuth in Feldschlachten machen, und behaupteten sogar, wenn's Ernst gelte und an ein Treffen gehe, hebe er sich bei Zeiten davon unter gutem Vorwand. Auch bekam er nie Wunden und Narben in irgend einem Streit; nur ein einziges mal war er ein wenig durch den Schuß einer Handbüchse gestreift. Doch Freunde und Feinde stimmten darin überein, daß er mit Spähen, Verkundschaften, Streifzügen, Ueberfällen, schlauen An-

schlägen und feinen Ueberlistungen keinen seines Gleichen fände.

„Ihr stehet hier müßig am Wege und lungert umher, während wir zu Laufenburg vor Langeweile umkommen!“ rief er: „Muß ich mich noch selbst aufmachen, Euch Tagediebe zu holen? Wo ist Falkenstein?“

„Mag es der Teufel wissen!“ entgegnete Marquard von Baldegg: „Träg' ist er nicht; hat uns zum Nachtessen eingeschenkt bis Sonnenaufgang, und sich dann in der Stille fortgemacht, ich weiß nicht zu welchem Jagen! Auf künftige Nacht hat er uns ein Fest verheißen in der Stadt Aarau, wie wir, sagt er, noch keins erlebt haben. Du, Rechberg, aber ziehst wie ein welscher Milchbart, geleckt und geschleckt einher. Man schmeckt dir den Salbendunst vom französischen Hoflager an. Straf' mich Gott, der Trüllerey wird dir den Edelpelz versengen. Was ficht dich denn an, hierher in Sammet und Seiden zu kommen, wo es an's Mauerstürmen geht?“

„Alles hat seine Zeit!“ antwortete Hans von Rechberg: „Ich habe Büffelleder für die Nacht. Aber die Freifrau von Falkenstein ist ja bei Euch im Schlosse; auch hab' ich das Fräulein Ursula nicht gesehen, seit ich aus Frankreich heim bin.“

„Oh, laß dir das Gelüst vergehen!“ rief Bentelin von Hemmenhofen: „Die Frauen sind unsichtbar. Ich meinte wohl eher, denn du, beim Fräulein einen Stein im Brette zu haben, und bin doch zurückgewiesen! — Unglücklicher, spanne wieder aus!“

Während dieser und ähnlicher Gespräche kam Freiherr Thomas von Falkenstein mit seinen Knechten den Berg herab. Sein braunes Gesicht troff vom Schweiß, und schien wilder, denn je. Seine rollenden Augen musterten düster schon aus der Ferne die Versammelten. Er begrüßte den Herrn von Rechberg mit gezwungener Freundlichkeit und lud die Gesellschaft in's Schloß ein. Hier führte er sie eine schmale Wendelstiege in einem der Thürmlein aufwärts; dann durch mehrere halbdunkele Gänge, bis er die Thür eines geräumigen Saales öffnete. Längs den mit braunschwarzem Nußbaumholz getäfelten Wänden, oberhalb mit einem breiten Gesims und altfränkischem Schnitzwerk besäumt, hingen zwischen vorragenden Hirschgeweihen einige bestäubte oder vom Alter geräucherte Stammbäume, alterthümliche Waffen und Harnische, abwechselnd mit halb erloschenen Gemälden von ehemaligen Besitzern des Schlosses, die in ihren uralten Trachten und bärtigen Gesichtern wie Gespenster aus schwarzen Wolken hervorschauten. Durch enge, hohe und zugespitzte Fenster

liessen die bunten, vielgebrochenen Scheiben nur schwache Dämmerung fallen.

„Eh' wir zu Tisch sitzen," sagte Thomas von Falkenstein, indem er sich die Stirn trocknete, „wo uns die Dienerschaft stören würde, will ich Euch, edle Herren und Freunde, vertrauen, wozu ich mir Euern tapfern Arm für diese Nacht erbitte. Es soll ein Geschäft geben, von welchem noch hundert Jahre nach uns erzählen. Aber Jeder bewahre das Geheimniß mit Wort und Miene, bis es sich selber offenbart. Das Gelingen des Unternehmens hängt an der Verschwiegenheit. Morgen früh ist Aarau ein Aschenberg. Schon sind zween treue Leute in der Stadt, auf deren Verwegenheit und Wort ich bauen darf. Um Mitternacht, wenn die Spießbürger mit ihren Weibern im ersten Schlaf liegen, zünden die Kerls aller Orten an. Rechberg, du setzest mit Einigen von uns nach Schönenwerth über, verbirgst dich im Oberholz, um von der Höhe zu beobachten, was vorgeht. Mit den Andern geh' ich über den Hungerberg und bleibe der Stadt gegenüber auf dem Gießhübel. Sobald die Flammen aufschlagen und die Dächer einschiessen, wird das Volk der Stadt, um der Gluth zu entfliehen, selbst die Thore von innen sprengen und nach allen Richtungen aus dem feurigen Ofen fahren. Dann dringen wir vor, du, Rechberg, mit den Deinen

gegen das Oberthor und die Schindbrücke, ich vom Gießhübel herunter über die beiden Aarbrükken, rasch gegen den Freihof. Es ist da kein Widerstand; wir haben nur Sackmann zu machen!"

Die Versammlung hörte die Mittheilung dieses Anschlags unter Beifallsbezeugungen und Schaudern. Thomas glich, während er sprach, in gräßlicher Beleuchtung, die er vom Fenster empfing, einem der Miltonischen Höllenfürsten. Der veilchenblaue Schein einer der Scheiben warf auf sein linkes Auge und die Stirn einen breiten Fleck, daß das Fleisch da in gräberhafter Verwesung zu liegen schien, indessen der untere Theil des schwärzlichbraunen Gesichts, vom dunkelrothen Glase desselben Fensters erhellt, wie geschmolzenes Erz glühte.

„Hast du der Stadt Bern den Absagebrief gesandt?" fragte ihn Rechberg.

„Der Brief ist geschrieben und besiegelt!" antwortete der Freiherr: „Es ist wohl morgen noch an der Zeit, ihn den Bernern hinaufzuschicken. In jedem Fall bringen sie Spritzen und Feuereimer nach Aarau zu spät, gleichwie nach Brugg, wenn das Städtlein verkohlt ist. Das sei der Anfang! Zofingen nehmen wir später mit; Lenzburg dazu. Wenn wir aufgeräumt haben, hat der Dauphin breite Straße durch den Aargau."

„Straf' mich Gott, Vetter Thomas, nun

kennt man dich wieder. Bist noch der Alte!“ rief Marquard: „Nur hätte man das Ausfegen bei Brugg anfangen sollen, denn ich besorge, der Stank von Aarau macht den alten Effinger wach. Am Ende dreh' ich aber dafür die Hand nicht um, ob Peter oder Paul zuerst an die Reihe kömmt. Die Städte müssen fort, müssen geschliffen werden, und Salz wollen wir auf ihre Brandstätten säen. Ist, meiner armen Seel', ein klägliches Ding um Spießbürger-Regierungen! Hinter ihren Mauern sind sie trotzig und patzig, wie Dachse in den Löchern; draussen und wenn's einmal Ernst gilt, machen sie krumme Rücken, wie feige Hunde, die den Schwanz einziehen, wenn sie Schläge fürchten. Kein aufgeblaseneres Pack, als diese hölzernen Rathsherren; dünken sich, im Mantel und Kragen, allesammt römische Kaiser, und haben bei'm ersten Schuß das Herz in den Pluderhosen. Vom Haus aus arme Schächer, ohne Kenntniß und Welt, messen sie die großen Ereignisse mit ihren Leinwand-Ellen, stehlen ihren knauserigen Frauen die Kunststücke der Staatshaushaltung in den Küchen weg, und rechnen in der Rathsstube, wie die Mägde auf dem Markt. Das muß mir anders werden! Der Aargau gehörte vor Alters und allezeit dem Adel an und muß ihm wieder werden. Mögen die Hallwyle ihren Theil nehmen, um den sie gepflückt worden sind, wir Baldegger

gehen diesmal nicht leer aus. Aarau und die Herrschaft Königsstein mag die Falkensteine schadlos halten."

„Kommen wir zur Sache! Wann brechen wir auf gegen die Stadt?" fragte Rechberg.

„Sobald die Nacht finster genug ist!" erwiederte Thomas von Falkenstein: „Wir lassen uns Zeit."

„Vorbehalten, daß heut kein heiliger Festtag eintritt oder morgen!" bemerkte Jörg von Knöringen, indem er die wulstigen Augenlieder rieb: „Fragt doch den Hauspfaffen, wenn einer vorhanden ist. Den ganzen Tag läutet's da drüben im Chorstift."

„Possen!" rief Fritz vom Haus: „Was träumet Ihr von Festtagen? Uebermorgen haben wir Petri Kettenfeier. Messe könnt Ihr zu Aarau hören."

„Erlaubet, Rechberg, daß ich mit Euch jenseit der Aare zur Stadt komme!" sagte der Herr von Hemmenhofen: „Denn ich wette, sobald eingeheizt ist, sperren die Aarauer ihre Luftlöcher dort zuerst auf, und ich muß einer der Ersten hinzu. Das soll mir ein Hauptspaß werden, die alten Mütterlein und die sittsame schöne Welt von Aarau im Hemd oder in paradiesischer Unschuld vor den Häusern und Thoren umherlaufen zu sehen. Ich war einmal bei'm Schultheiß Hans Ulrich Zehnder;

er hat ein paar lustige Töchter. Auf der Gasse liessen sich auch nicht üble Geschöpfchen sehen, Alles Handwerkertöchter, aber geputzt, als wollten sie Baronen und Grafen erobern."

„Ich kenne sie wohl! rief Marquard dazwischen: „Manche trägt aber auch das ganze Vermögen ihres ehrbaren Vaters, und seine Schulden dazu, im Flitterputz am Leibe. Ich will von der Partie sein mit Euch."

„Veit von Ast," sagte der Freiherr von Falkenstein, „und Ihr, Graf Jörg von Sulz, Hug von Hegnau, Marx von Embs, und Jörg von Knöringen, ziehet mit mir auf den Gießhübel vor die Aarbrücke. Wir wollen die Nächsten im Freihof sein und den Thurm Nore umkehren. Aber das sag' ich Euch, den Trüllerey taste keiner von Euch an. Mir gehört der Bube, mir! Noch gestern hat er meine Nichte auf offener Straße mißhandelt, und mir zwei prächtige Rosse erstochen, von denen ein Schweif mehr werth war, als der wüthige Hund und sein Thurm. Ich bin nicht grausam, wahrhaftig nicht! Aber wenn ich meinen Dolch ihm im Leibe umkehre, will ich jauchzen, daß man's eine Stunde weit hören soll; und seinen Kopf lass' ich auf den Galgen bei'm Rombach nageln, daß ihn alle Aarauer sehen, wenn sie ihre Häuser unter dem Schutt suchen. Ich lasse zwei Fäßlein Pulvers auf den Gießhübel

tragen; der Thurm Nore soll, so wahr ich selig zu werden hoffe, gegen die Wolken springen, daß es Steine bis Bern und Zürich regnet."

„Nicht zu voreilig!" fiel ihm Hug von Hegnau in's Wort: „Zuvor muß man Kisten, Kasten und Schreine untersuchen; denn in den Bürgerhäusern ist des Plunders wenig zu holen, zumal wenn die Raupennester anbrennen."

„Ich überlasse Euch Alles, Alles, was Ihr findet!" sagte Thomas von Falkenstein hastig: „Nur eins beding' ich mir, — wenn ich nur eins finde! Und ich find' es gewiß! Der Fuchs hat die Nacht das Huhn gestohlen! Kein Anderer. Wir waffnen uns allesammt wohl. Jede Partei wird von einer Abtheilung meiner Knechte begleitet, mit Streitäxten und Handbüchsen."

Nachdem die Ritter unter einander mit vielem Geräusch verabredet hatten, was zum Gelingen des Ueberfalles nöthig schien, dessen sich Jeder freute, zogen sie mit Geberden, in denen Geheimniß und Hoffnung lebten, zum Speisesaale. Der Freiherr bewirthete die Helden mit verschwenderischer Freigebigkeit. Die Lust des Schmauses dauerte, bis am Himmel die Sterne zwischen den eilenden Wolken funkelten. Dann rief der Freiherr: „Blaset auf, Trommeten! nun zum Sturm. Es ist hohe Zeit! Rechberg, für dich und die Deinen liegen zwei Fahrzeuge unter'm Schloß. Die

Knechte stehen am Ufer bereit. Die Schiffer warten dein längst. Wir Andern ziehen vorüber Erlinsbach in die Tannen des Hungerberges. Lustig, edle Herren, zum Werk geschritten! Nach solchem Mahle geziemt sich's, großes Feuerwerk zu sehen!" —

29.

Panisches Schrecken.

Sie leerten noch einmal die Becher und sagten den hohen Silberkannen Lebewohl. Schon während der langen Speisezeit hatten die Meisten, wenn sie zur Begünstigung der Eßlust oder des Verdauens in kurzen Zwischenräumen die Tafel verliessen, ihre kostbaren Kleider mit schlechtern von Leder oder Zwillich vertauscht, ihre Waffen gewählt, uud andere Vorrichtungen zum nächtlichen Blutwerk getroffen.

Wie sie aus der Burgpforte hinaus über die Brücke gekommen waren, richtete Jeder das Auge zur bedrohten Stadt, ob er über derselben schon eine einzelne Röthe, eine leuchtende Dampfsäule oder fliegende Funken gewahren könne. Täuschend flammte von Zeit zu Zeit ostwärts ein blasses, fernes Wetterleuchten auf. Jeglichem zuckte es dabei bang in der Brust, aus Furcht, zu spät zu

kommen, und die Schritte verlängerten sich jedesmal.

„Nur gemach!" sagte Freiherr Thomas halblaut zu den Gefährten: „Noch ist es kaum um die zehnte Stunde. Zu Mitternacht stehen wir auf dem Gießhübel zeitig genug. Denn die Stadt soll im Schlafe begraben sein, eh' das Feurioh der Wächter und der Sturm der Glocken ergeht. Meine Brenner verstehen ihr Handwerk und kennen meinen Willen. Darauf verlasset Euch."

Ruhiger ging der Zug wieder längs der ernstrauschenden Aare hin, über deren finsteres Wellenspiel der Schein entzündeter Wetterwolken zuweilen plötzliches Licht goß. Dann wandte sich der Weg vom Ufer ab, nordwärts durch niedrige und kahle Hügel. Voran gingen, den Fußpfad zeigend, einige Falkensteinische Knechte mit Streitkolben; Andere folgten den Rittern zur Nachhut, sie trugen kleine Fäßlein Pulvers. Alles bewegte sich in tiefer Stille fort, Einer dem Andern nachschreitend auf dem schmalen Weg. Und die da redeten, flüsterten leise. Es ward immer dunkler. Die Sterne erloschen. Hin und wieder glimmte, aus der Entfernung her, von Dörfern oder einsamen Hütten der Landleute, röthliches Fensterlicht. Das Wellengeräusch des Flusses verlor sich seitwärts. Das Leuchten des Wetters kehrte öfters und blendender zurück. Die Luft ging still

und lau. Doch mitunter fuhr ein kalter Windstoß ungestüm durch Hügel und Gebüsche über das Thal.

Ritter Hug von Hegnau, welcher unmittelbar vor Thomas von Falkenstein war, wandte sich und sagte: „Freiherr, ich fürchte, uns übereilt ein Hochgewitter. Mich dünkt zuweilen, ich höre Donner aus großer Ferne. Wir haben eine böse Nacht getroffen.“

„Im Gegentheil, Herr Hug!“ antwortete Thomas: „Uns kann nichts Erwünschteres, als ein Donnerwetter kommen. Der Wald gibt Obdach gegen den Regen; und sieht man die Brunst von Aarau, wird sie dem Blitzstrahl zugeschrieben. So ist mir's recht! Einen Morgengruß, wie ich dem Gangolf bringen will, müssen alle Heiligen begünstigen.“

„Falkenstein!“ rief in der Nähe eine heisere Stimme: „Wahre dich, Falkenstein! Meide den Freihof von Aarau!“

Der Freiherr fuhr zusammen. Hug von Hegnau sah sich um, und fragte: „Wer redet mit Euch?“

„Habt Ihr etwas gehört?“ antwortete Thomas und strengte die Augen an, durch die Dunkelheit um sich zu blicken: „Ich meinte, der Wind pfeife im Gesträuch.“

„Nein, die Stimme schien über uns vom

Berge zu kommen!“ sagte Hug: „Das ist mir doch hier nicht geheuer!“

Indessen waren sie von den Höhen niedergestiegen durch Hohlwege, und sahen bei'm bleichgelben Wetterschein den Anfang einer weiten Wiesenfläche, die sich rechts in's Unermeßliche auszudehnen schien. Sie aber gingen am Fuße der Vorberge entlang, in der Richtung gegen die Schlucht, aus welcher das Dorf Erlinsbach seine vordersten Hütten streckte. Jeder menschlichen Wohnung auszuweichen, wählten die Führer, auf Geheiß ihres Herrn, den Gang durch die sumpfigen Wiesen. Windstöße wurden anhaltender und heftiger. Erlen und Weiden längs dem Bache beugten sich seufzend. Die Stimme des Donners sprach lauter in den Bergen. Das Leuchten des Gewitters kehrte seltener wieder, aber blendender. Man erkannte dazwischen schon deutlich im fernen Hintergrunde die weißgrauen Gemäuer der Stadt.

Es stockte eben der Zug, der über den Bach auf schmalem Stege ging, und jeder tappte langsam hinüber, während die Hinterleute warten mußten, als zwischen diesen wieder die heisere Stimme rief: „Falkenstein, wahre dich! Meide den Freihof von Aarau!“

Die am Steg Beisammenstehenden wandten

die Gesichter, obgleich die Dunkelheit nichts erkennen ließ.

„Oho!“ rief Freiherr Thomas: „Sehet Euch vor am Bach, und treibet mit mir nicht Narrethei, Ihr Herren! Mir macht der Schalk unter Euch kein Grauen, wer er auch sei.“

„War das Einer der Unsrigen?“ sagte der Graf von Sulz: „Ich wollte meine arme Seele verwetten, die Worte seien vom Bache drunten herauf gesprochen worden. Laßt uns schauen, bis es leuchtet.“

„Wir haben schon einmal die nämlichen Worte an den Hügeln gehört!“ versetzte Hug von Hegnau: „Es kann nicht weit von Mitternacht sein. Dergleichen ist mir nie begegnet.“

„Schweiget mit diesen Possen!“ rief lachend der Freiherr: „Ihr sollet mich nicht irre machen. Einer von Euch spielt den Schalksnarren zur Unzeit, um uns heimzujagen. Wer lieber in's warme Federbett verlangt, oder Trüllerey's jüngstes Gericht zu sehen fürchtet, kehre frei um und lass' uns Andere gewähren!“

„Ganz richtig scheint mir die Sache nicht!“ murmelte Hug vor sich hin, und ging mit kurzen Schritten über den Steg des Baches. Die Letzten folgten in tiefer Stille. Einer nach dem Andern schritten sie durch Erlen- und Weidengebüsche, welche einen unebenen Boden voller Sand

und Grien und Wasserpfützen bedeckten, bis sie nach geraumer Zeit einen grasigen Rain hinaufsteigen konnten zum Fuß des Hungerberges. Da schwieg der Wind. Aber es begannen große Tropfen zu fallen. Hastig kletterte die Gesellschaft den Berg hinauf, dessen untern Theil der Fleiß der Stadtbewohner schon häufig mit Weinreben bepflanzt hatte. Je näher man dem finstern Walde kam, der den breiten Rücken des Berges bekleidete, je reichlicher fielen die Tropfen des Regens, der nach jedem Wetterstrahl in kurzen Schauern dichter niederrauschte. Endlich unter den ersten Tannen blieb man stehen, um nach dem schnellen Steigen wieder Odem zu sammeln. Jenseits des Stromes erkannte man deutlich, im weißlichen Wiederlichte der Blitze, die Stadt liegen, mit den Thürmen ihrer Thore und Kirchen; links ragte im Wetterschein nebelhaft die alte Burg der Luternau's empor; rechts glänzten die weißen Klostergemäuer der verlobten Schwestern von Schännis; vorn sprang deutlicher und riesenhafter der breite, hohe Thurm von Rore vor. Drüben schlug es an der Pfarrkirche drei Viertel an.

„Auf zwölf Uhr!“ sagte einer der Ritter.

„Wir liessen uns kein Gras unter den Sohlen wachsen. Doch gut, daß wir dem dicken Regen entliefen!“ bemerkte ein Anderer.

„Im Thurm Rore brennt kein Licht mehr. Alles finster!" sagte ein Dritter: „Dem Trüllerey träumt's führwahr nicht, daß wir ihm bei Sturm und Wetter Besuch machen wollen."

„Hei!" rief Freiherr Thomas: „Er wird die Augen aufreissen, wenn ich ihm den Johannisseegen bei'm Scheine von zehntausend Fackeln reiche. Nur ein Stündchen Geduld, Ihr Herren, und lass't Euch die Langeweile nicht verdriessen."

„Wahre dich, Falkenstein! Schone den Freihof von Aarau!" rief plötzlich die wohlbekannte Stimme wieder. Blauweiß fuhr ein Blitzstrahl im weiten Zickzack jenseits der Stadt über den waldigen Gönhard. Im hellen, augenblicklichen Glanze sahen einige Ritter eine finstere, unerklärliche Gestalt, deren Gewand, wie Fittige, im Sturm flatterte, über Falkensteins Haupt wegschweben. Dieser stand an die Sandsteinwand eines Felsenstücks gelehnt. Es war wieder volles Dunkel.

„Habt Ihr's gesehen?" fragten sich mehrere Herren leise unter einander.

„Falkenstein, habt Ihr's gehört?" fragten die Andern.

„Gott woll' uns gnädig sein mit allen seinen Heiligen!" rief Jörg von Knöringen.

Ein harter Donner rollte mit immer tieferm Dröhnen durch die Berge.

„Wer war nun das?" fragte Hug von Hegnau, der die Gestalt über dem Fels ebenfalls wahrgenommen hatte: „Das ist keiner der Unsrigen gewesen."

„Und wenn's Beelzebub selber wäre," rief der Freiherr, „es soll diese Nacht der Trüllerey an mich glauben lernen! Vorwärts, ihr Herren, zum Gießhübel, daß wir, der Brücke nahe, alsogleich bei der Hand sind."

Die Führer drangen in den Wald. Es sausete vom Sturm in den hohen Tannen, wie ein Meer. Die Knechte bahnten Weg durch die nassen Zweige des Unterholzes, noch immer bergan, bis der Bergrücken erstiegen war. Nach langem, vergeblichem Suchen ward endlich der Fußweg entdeckt, welcher über den Berg und den Gießhübel, der Nähe willen, von den Leuten von Erlinsbach zur Stadt gewählt zu werden pflegte, wenn sie dahin ihre ländlichen Waaren zu Markte trugen. Auf der Höhe, am Ausgang des Waldes, unter breiten Eichen, machten die Ritter Halt. Sie konnten von da die Stadt drüben und unter sich die schmalen, langen Brücken über den Strom bei jedem Leuchten hell erkennen. Die Glocken schlugen zwölf Uhr Mitternacht. Der Regen schien nachzulassen, und das Gewitter, obwohl noch in

der Nähe, doch mit dem Scheitelpunkt vorübergezogen zu sein.

Alle beobachteten tiefes Schweigen, indem sie aufmerksam zur stillen Stadt hinüberspähten und horchten. Dann und wann schritt Freiherr Thomas ungeduldig hinaus in die Gesträuche, und in die sumpfige Vorfläche des Gießhübels. Immer war's ihm, als müsse jeden Augenblick ein heller Fleck in den Gassen, eine langsam aufquellende Rauch und Feuersäule sichtbar werden. Jeder Blitz durchfuhr sein Innerstes mit frohem Schaudern und täuschte ihn doch nur. Er troff vom Regen, doch trat er nicht unter die Lauben der Waldzweige. Seine Gestalt, wenn sie vom Wetterschein hell umstrahlt ward, seine düstern ehernen Gesichtszüge, durch scharfe Schatten schneidend gehoben, der stiere Blick seiner hervortretenden Augen, hatten etwas Furchtbares. Er glich einem Würgengel, der des Augenblicks harrte, da ihm eine Stadt fallen sollte.

Plötzlich wandt' er sich zu seinen Gefährten, die zerstreut unter den Bäumen saßen oder umherstanden, und rief: „Ei, verflucht, was thut sich da auf? Gibt's Lärmen in der Stadt? Ich sehe einige helle Fenster, wenn ich nicht irre; das ist in der Herberge zum Löwen! Man wird wach!“

Die Ritter sprangen bei diesen Worten auf. Alle starrten durch die Finsterniß hin; Alle horchten, mit zurückgehaltenem Odem, durch das einförmige Säuseln des Gewitterregens. Jach flammte ein gewaltiger Blitz. Wie heller Tag ward's. Der Boden ringsum schien in Feuer zu wallen und jedes Blatt der Gesträuche zu brennen. Ein zermalmender Schlag des Donners fuhr betäubend nach. Die Erde zitterte. Finsterniß und Todesstille folgte. Man hörte einen schweren Fall gegen die Erde.

„Jesus, Maria und Joseph! wir sind verloren! Hilfe! Verrath! Mordio!“ schrie Einer. Es war die Stimme des Junkers Jörg von Knöringen. Er schien am Boden mit einem Fremden zu ringen. Entsetzensvoll standen Alle eine Weile ohne Athem; Jedem sträubte sich das Haar auf. Man hörte im Wald eilende Schritte. „Rette sich, wer kann!“ schrie einer von den Knechten. Im Hui stäubte Alles auseinander und davon; Thomas von Falkenstein mit den Andern, ohne Halt, ohne Rast, besinnungslos. Die geflügelten Schritte der Fliehenden wurden noch flüchtiger, als das Wehgeschrei des Junkers Jörg noch einmal durch den öden Wald klang. Abergläubiges Schrecken, heillose, panische Furcht hatte Jeden ergriffen.

Wirklich litt Keiner von Allen aber mit besserm Recht Grausen und Entsetzen, als der un-

glückliche Jörg von Knöringen. Erschüttert durch Glanz und Donner des letzten Blitzes, war er noch nicht zu sich selber gekommen, als über seinem Haupt ein Getöse laut ward, unter welchem er sich zu Boden geschlagen fühlte. Er blieb nicht lange im Wahn, daß der Wetterstrahl die Eiche über ihn niedergeworfen habe; denn er fühlte sich von einem lebendigen Wesen hart umkrallt, welches er seinerseits selber in der ersten Bestürzung festpackte, um an etwas zu halten. So lag er, nach seinem Hilfegeschrei halbbewußtlos, während die Begleiter davon gerannt waren.

„Goldsöhnchen, laß ab von mir!“ sagte endlich die wohlbekannte heisere Kehle: „Ich fiel im Schrecken vom Eichenast!“

Herr Jörg erstarrte fast, als er jene furchtbare Stimme dicht an seinem Ohr hörte, die ihm schon unterwegs das Herz zusammengezogen, und noch mehr, da das Schimmern eines frischen Wetterstrahls ihm ein altes, häßliches, schwarzhaariges Weibergesicht hell machte, welches mit krummer, spitzer Nase hart über ihm hing. Da stieß er einen zweiten Angstschrei aus.

„Schatz, laß von mir ab! Ich thu' dir nicht leid, Schatz!“ flüsterte die Stimme des Weibes. Alle Haare seines Hauptes schienen ihm lebendig zu werden, und alle Muskeln seines Leibes spannte die Verzweiflung mit übernaürlicher Macht. In

wahrer Riesenkraft schleuderte er das Gespenst von sich, welches ihn wie der Alp drückte. Er sprang vom Boden, drehte sich windschnell dreimal herum, und eilte, so schnell ihm die Beine dienen mochten, waldeinwärts. Zum Glück blieb er dem oben erwähnten Fußweg getreu, der ihn dem Dorfe zuleitete. Doch zehnmal entglitt er auf dem schlüpfrigen Thongrund. — Er schrieb jeden Sturz zur Erde nur der Hexe zu, die ihm durch alles Gebüsch nachzuprasseln schien. — Angst verdoppelte, so oft er aufgestanden war, seine Kräfte zum Laufen, und brachte ihn endlich, da nach vorübergegangenem Gewitter schon Sterne durch die gebrochenen Wolken leuchteten, glücklich zur Burg von Gösgen.

Hier war Alles wach. Fluchend, keuchend, träumend, nachsinnend saßen die Helden des Abentheuers, wie sie nach einander angelangt waren, zerstreut im großen Saale. Jörg von Knöringen erschien als der Letzte. Man hatte ihn schon für ermordet gehalten. Alle wandten ihre Augen mit fröhlichem Erstaunen auf ihn. Er aber, erschöpft, warf sich auf den ersten besten der Lehnsessel, streckte die kothigen Füße von sich und seufzte: „Nun ist's mit mir aus!“

Auch war schon Herr Hans von Rechberg mit allen seinen Begleitern zugegen. Diese hatten, wie er und sie erzählten, schon, sobald sie an das

jenseitige Ufer der Aare gelandet, Nachrichten vom Mißlingen des Plans empfangen gehabt. Denn, wie sie sagten, sei ein starker Kerl odemlos zu ihnen an's Ufer gerannt, der ihre Bestimmung gekannt, und einer der beiden ausgesandten Zigeuner sein müsse. Sobald man ihm auf seine Fragen: ob die Herren aus dem Schlosse kämen, in's Oberholz wollten, ob die Andern schon zum Gießhübel wären? bejahend geantwortet, hätten sie von ihm vernomnen, daß diese Nacht nichts aus dem Vorhaben werden könne. Sein Kamerad sei jählings, als er sich im Zwielicht allzukeck dem Oberthor genähert, um in die Gassen zu schleichen, von den Stadtknechten festgehalten, und statt nach Gewohnheit fortgejagt zu werden, in's Gefängniß geschleppt worden. — Doch Rechberg und die Seinigen hätten sich damit noch nicht begnügt, sondern den Gauner aufgemuntert, abermals mit ihnen umzukehren, auf irgend eine Weise in die Stadt zu gelangen, und irgend einer Scheuer einen brennenden Schwefelfaden umzulegen. Gern oder ungern wäre der Schelm bis zum Kreuz an der Mühle von der Wöschnau mit ihnen gezogen, dort aber, bei der Bergschlucht, aus welcher der Bach vom Thale Roggenhusen hervorgeht, plötzlich unsichtbar geworden. Lange hätten die Ritter darauf Angesichts der Stadt in Unentschlossenheit berathschlagt, endlich aber,

als das Gewitter und der Regen heftiger zu werden gedroht, den Rückweg nach Gösgen angetreten.

Nicht so bestimmte Auskunft konnten ihrerseits Falkensteins Begleiter von dem Vorfalle auf dem Gießhübel gewähren. Die Einen derselben behaupteten steif und fest, das wüthende Heer sei unter Donner und Blitz durch den Wald über ihre Köpfe hereingefahren. Deutlich hätten sie den wilden Jäger, seine höllischen Gefährten und die feurigen Hunde erkannt. Andere wollten Erdbeben empfunden haben, als wenn der Boden des Gießhübels eingesunken und ein Theil des Waldes krachend zusammengebrochen wäre. Wieder Andere schworen, Falkensteins Entwurf sei den Aarauern verrathen, der ganze Wald voll bewaffneter Bürger, Gangolf Trüllerey an der Spitze derselben gewesen. Dieser letztern Meinung schien Landgraf Thomas selbst geneigt zu sein, obwohl er eingestand, Schrecken und allgemeine Flucht der Andern hätten ihn fortgerissen, ehe er im Stande gewesen, die Zahl der Feinde zu erkennen.

Als nun Jörg von Knöringen, welchem Hans von Rechberg zur Herzstärkung eine ganze Kanne Weins eingeschüttet, Odem gewonnen hatte, richteten Alle zugleich ihre Fragen an ihn. Denn er war der Letzte auf dem Platz geblieben; sein Jammergeschrei war mehrmals durch den ganzen Wald gedrungen. Er konnte allein Auskunft geben.

„Hol' Euch der Teufel," rief er, „daß Ihr mich im Stich liesset! Verwünscht sind Eure Wälder hier zu Lande dazu, von deren Bäumen die Hexen wie faule Aepfel fallen! Hätte sich mein gewaltiger Schutzpatron St. Georg nicht meiner armen Seele angenommen — ewig sei er gepriesen! — die verdammte Hexe, möge sie im allertiefsten Schwefelpfuhl der Hölle brennen! ja, wahrhaftig, sie würde mich ohne Rettung erwürgt haben. Ich konnte unter ihrer bleiernen Last keinen Finger regen, während sie mir doch schon ihre spitzen Satanskrallen zolltief, glaub' ich, in den Hals geschlagen hatte!"

Wiewohl Junker Jörg von Knöringen nach diesem Eingang seine Balgerei mit der Höllenbraut in der ausführlichsten Breite erzählte, mußte die ganze Geschichte durch den Aufschluß, welchen er geben wollte, nur noch räthselhafter werden. Nach langem Streiten, in welchem sich, unterstützt durch die Zauberkraft der gefüllten Becher, die lustige Laune der Meisten wiederherstellte, sagte Marquard von Baldegg: „Edle Herren und Freunde, wir wollen Jedem unter uns überlassen, von der dummen Teufelei zu halten, was ihm beliebe. Nur acht' ich rathsam, nicht allzulaut davon zu werden, sintemal man uns tapfer auslachen würde. Denn es will mich bedünken, wir Alle haben in merklichen Hasensprüngen, so lang

Jeder die Beine strecken konnte, den Reißaus genommen, und, ohne eigentlich zu wissen, warum, Fersengeld gezahlt. Und das ist der wahrhafte Grund, deswillen ich glauben muß, Belial und Beelzebub selber seien im Spiele gewesen, so frommen und freudigen Ritterslenten, als wir zu sein uns rühmen dürfen, einen Streich zu spielen. Denn, straf' mich Gott! ohne Wunder und übernatürliche Dinge wären Keinem von uns unter den Stiefeln der Hacken lang, der Odem kurz, die Schritte weit und das Herz im Leibe eng geworden."

Die Gesellschaft stimmte den weisen Ansichten des Junkers gern bei, und kam zu eignem Troste darin überein, daß die Aarauer wenigstens von dem ihnen gegoltenen Anschlage nichts gewittert haben könnten; auch daß der von ihnen eingefangene Gauner, seines eigenen Genicks wegen, über seine Aufträge reinen Mund halten müsse. Man setzte sich zur Morgensuppe, deren mit Wohlgeruch aufsteigende Dampfwolken schon vom ersten Tagesroth gefärbt wurden, während die Knechte des Schlosses und der Ritter alle Rosse gesattelt und reisefertig halten mußten. Denn je unglücklicher die Unternehmung gegen Aarau ausgefallen war, um so mehr versprach man sich von dem Entwurf auf Brugg.

30.

Eine Umfahrt von zween Tagen.

Nur Thomas, der Landgraf, blieb von allen seinen Freunden allein der, welchen die Verheißungen der Zukunft nicht so leicht über den Verdruß trösten konnten, den die Gegenwart brachte. Ein Stolz, der sich vor dem unabwendbarsten Mißgeschicke nicht beugen, ein halsstarriger Trotz, der auch vor der Macht aller Verhängnisse nicht weichen wollte, schien Erbfehler seines Geschlechtes und in ihm fast zur Ungeheuerlichkeit ausgewachsen zu sein. Je mehr sich die Uebrigen nach und nach zufrieden gaben, je mehr schien seine geheime Wuth zu schwellen. Er stieß nur einsilbige Wörter vor. Seine Augen rollten düster und tückisch unter den buschigen, tiefen Braunen. Seine dicke Unterlippe war vorstehender und herabhängender, wie vom schamvollen Aerger über den vereitelten Entwurf, oder vom bittern Hohn der Nachlust niedergezerrt. Zuweilen schien er gar nicht an die Möglichkeit des nächtlichen Ereignisses glauben zu können. Er lehnte sich weit aus dem Fenster vor, als müss' er sich überzeugen, daß Aarau kein Aschenhaufen sei, daß der Thurm Rore noch stolz am Strom aufrage. Dann spiegelte sich ein finsterer Schmerz in seinem Blick; dann entfuhr seiner gährungsvollen Brust ein

Seufzer; dann trieb der Zorn eine brennende Röthe über die braunen Backen und eine Thräne in die Augen. Er hob die geballten Fäuste, und murmelte einen neuen Schwur zwischen den Zähnen, daß er alle seine Schlösser und sein Leben daran setzen wolle, bis Aarau und der Thurm seines Todfeindes ausgebrannter Staub wären.

„Wir sind“, rief er, „von den falschen, feigen Hunden, den Zigeunern, im Stich gelassen, sonst wär' heut Alles schon abgethan; wir hätten den Königsstein besetzt; wir hätten den Tückmäuser Gangolf lebendig gefangen und gebraten. Ich nehme den Henker mit mir, und ohne Barmherzigkeit, wo mir einer der verfluchten Schleicher aus Aegyptenland in den Weg läuft, lass' ich ihn vom Leben zum Tode bringen!“

„Darin hast du nicht Unrecht, Vetter!“ sagte Marquard: „Es dünkt mich überhaupt, dir stehe, als tapferm Kriegsmann, übel an, dich mit dem heidnischen Gesindel einzulassen. Das hält's mit dem Teufel; wir aber, straf' mich Gott! sind ehrliche Christen, die mit dem Schwert uns Recht schaffen können, ohne nach Koth zu greifen. Nichts für ungut, aber dir ist ganz recht geschehen, und der Satan hat uns diese Nacht dafür Alle weidlich geneckt.“

„Ja, bei St. Georg und den zehntausend Rittern!“ schrie der Herr von Knöringen: „Lie-

der wollt' ich den Freihof und den Thurm mit dem Degen am hellen Tage erstürmen, als mich noch einmal mit der Brut des Moloch in einer so abscheulichen Nacht katzbalgen. Es wird mit dem Gangolf noch aufzunehmen sein, und wäre der starke Simson selbst nur ein schwindsüchtiges Knäblein gegen ihn. Ich habe all' mein Lebtage gehört, die Trüllerey's von Aarau wären wenigstens ehrliche, gottesfürchtige . . ."

„Nein, nein!" brüllte Thomas: „Kein ehrlicher Tropfen Blutes in irgend einem Trüllerey! Kein adelicher Funke mehr in diesem Pack, das sich längst mit Bürgern, Bauern und Leibeigenen gemein gemacht hat! Dabei hängt es mit Leib und Seel den Eidsgenossen an und hat mit ihnen unsern Untergang geschworen. Darum beschimpfte der meineidige Gangolf öffentlich vor der Ritterschaft mein Haus, meine ihm verlobte Nichte, mich selbst. Gestern noch überfiel der Buschklepper hinterrücks, ohne Fehde angesagt zu haben, das Fräulein von Falkenstein und stach zwei der edelsten Rosse meiner Diener nieder. Aber, aber . . ." Hier unterbrach sich der Freiherr mit einem innigen, geheimnißvollen Lächeln des Grimms, indem sich die Fäuste wieder krampfhaft ballten, und seine Augen sinnig emporstarrten: „Aber er wird gezüchtigt! Eine Rache, wie ich für ihn ausbrüte, . . ja, daß ich sein Schlangennest aus-

brenne, Spaß ist's! aber — sein Herz soll langsam unter Höllenleiden verbluten, wenn ich . . . ja, vor seinen Augen will ich, wenn . ."

Der Freiherr schwieg. Er schien etwas Gräßliches im Wurf zu haben, und sich nur darum zu unterbrechen, weil, indem er geredet hatte, sich seiner Einbildungskraft noch gräßlichere Plane aufdrangen, vor denen sich nicht sein Herz, sondern seine Zuversicht entsetzte, daß sie ausführbar wären.

„Du bist auf gutem Wege!" sagte Rechberg: „So freust du mich."

„Du machst der Worte zu viel, Vetter; das allein hab' ich wider dich!" rief der Herr von Baldegg: „Die Sonne geht auf; die Pferde stehen gesattelt. Fort, fort! Ich fürchte, Brugg läuft uns von dannen, wie Aarau. Wenn ich eine einzige Waffenthat gesehen habe, will ich der Worte so viel hören, als du zu geben Lust hast"

Der Freiherr sammelte sich, bat seine edeln Genossen um nur kurze Frist, und verließ sie. Er nahm weder von seiner Gemahlin, noch von seiner Nichte Abschied, sondern ertheilte dem Schloßvogt mancherlei geheime Befehle, und hielt noch lange Unterredung mit dem Lollhard. Dann kam er in heiterer Miene, als sei ihm etwas wider Erwarten wohlgelungen, auf den Burgplatz, wo Ritter und Knechte schon mit den Rossen längst

versammelt standen und seiner harrten. Sobald er kam, schwangen sich die Herren in die Sättel. Die Knechte folgten. Auch der Freiherr, dem mit entblößtem Haupt in großer Ehrerbietung der Schloßvogt den Steigriemen hielt, saß auf. „Rudi," rief er dem Vogt zu, „es kann dir nicht fehlen. Die Lockpfeife hab' ich dir gegeben. Fängst du mir die Wachtel, meld' es unverzüglich! Ein Geschenk halt' ich dir bereit, wie du noch keins empfangen." So sprach er und sprengte zu den Vordersten. Der ganze Zug setzte sich in Bewegung. Den Schluß machte, in ziemlicher Entfernung von den Uebrigen, Meister Hämmerli, der Scharfrichter von Falkenstein, mit zween Knechten.

Der Morgen leuchtete anmuthsvoll durch die von den Nachtgewittern erfrischte Landschaft. Um die Bergstirnen des Jura schwammen blaßgoldene Schleier halbdurchsichtiger Wölkchen. Jedes Blatt, jeder Halm trug seinen Regentropfen, wie einen Diamant. Statt des Stromes wand sich durch die stundenweiten Ebenen des Aarthales eine breite Nebelbande, den Lauf des Flusses bezeichnend und verhüllend. Und wie die Sonne über den Zinnen von Lenzburg's und Aarau's Thürmen höher stieg, trat Leben in die todten Nebel, die sich wolkenhaft im Goldlicht zusammenrollten, erhoben und der

Tageskönigin entgegenschwangen, ihr gleichsam Huldigung zu bringen.

Der anfangs etwas lärmende Zug der Reisigen ward auf dem rauhen Wege durch die Waldhügel gegen den Benkenberg nach und nach stummer. Man hörte nur das Geklitter der Waffen, und unter dem unsichern Schritt der Pferde das Gerassel der Steine, die der Regen von den Höhen in die Wege niedergeschwemmt hatte. Nur Falkenstein, wenn er zufällig rechts durch sich öffnende Schluchten oder von freien Hügeln die Stadt Aarau erblickte, und den grauen Thurm Nore sah, der stolz in der Morgenpracht ihn zu höhnen schien, murmelte Flüche. Ganz andere Empfindungen, mußte man glauben, wurden in seiner wilden Brust herrschend, als er zwischen den erhabenen Felsen der Geißflue und Wasserflue, vom Rücken des stillen Benken, noch einmal die Augen zurückwandte nach den Einsamkeiten der Hard. Das Harte seiner Gesichtszüge schwand, und sowohl sein Blick, als ein halbunterdrückter Seufzer verkündeten eine Art schwermüthiger Sehnsucht.

Der Weg wandte sich, auf der Mitternachtsseite des Gebirgs im Schatten der Gebüsche, neben einem rauschenden Bach, gegen die ärmlichen Hütten des Oberhofs zum Thale von Wölflinswyl. Bald schloß sich die lachendere Landschaft

des Frickgau's auf, in deren Hintergrunde der Schwarzwald jenseits des Rheines seine finstern Gebirgsmassen wie einen blauen Vorhang aus einander rollte.

Je näher die Ritter gen Laufenburg kamen, je fröhlicher ward ihr Geist in der Hoffnung theils des Wiedersehens einer zahlreichen und lustigen Gesellschaft, die sie für die Mühseligkeit und Noth der letzten Nacht schadlos halten sollte, theils der kriegerischen Abentheuer, denen sie in diesen Tagen vorbehalten waren. Nur Thomas von Falkenstein, und Rechberg nebst Marquard, die an seiner Seite zuvorderst ritten, redeten halbleise unter sich das Bestimmtere über das Unternehmen gegen Brugg ab. Es ward festgesetzt, daß Rechberg und Thüring von Hallwyl die ganze Macht der Ritter und Reisigen bei Laufenburg zusammenziehen, Falkenstein aber unterdessen einen Besuch in Brugg machen solle, um die Stadt, falls sich übler Argwohn dahin von Aarau verbreitet hätte, einzuschläfern. Die beiden Herren von Baldegg, welche nach Brugg verburgrechtet waren, wurden bestimmt, den Landgrafen dahin zu begleiten. Denn die Stadt sollte ohne Gewalt, ohne Blutvergiessen, durch bloße List überrumpelt werden; Falkenstein sich stellen, als komme er von Zürich, um den Bischof von Basel zu holen, zwischen Zürich und den eidsgenössischen Belagerern dieser

Stadt Frieden zu vermitteln. Man lachte im voraus über diesen Faschingsstreich und über die Augen, welche die betrogenen Brugger beim Einzug des Herrn Bischofs machen würden, dessen Rolle Hans von Rechberg sich vorbehielt selber zu spielen.

In solchen Unterhaltungen zogen sie durch die finstern, weiten Waldungen, längs dem Rhein hin, bis sie nahe vor sich die Stadt Laufenburg und dicht vor derselben auf dem felsigen Hügel das weitläufige Schloß mit den starken Thürmen und hohen Mauerzinnen erblickten. Da schwiegen Alle. Denn der Anschlag auf Brugg sollte den Nichteingeweihten Geheimniß bleiben. Das Städtlein wie das Schloß war mit allerlei Kriegsvolk besetzt. Noch sah man an den frischen Ausbesserungen der Stadtmauer, welchen Schaden das grobe Geschoß der Berner und Baseler angerichtet hatte, die mit ihren Schlachthaufen ein Jahr vorher davor gelegen waren.

Die Ritter wurden in der Burg mit Jubel empfangen, wo Thüring von Hallwyl, Hans von Falkenstein und Andere schon längst ihrer geharrt hatten. Alle brannten in wilder Ungeduld, den Krieg wider die Eidsgenossen ihrerseits anzuheben. Ritter Burkard Münch hatte frische Botschaft aus dem Elsaß gesandt, daß der Dauphin mit den Franzosen auf dem Weg wäre gegen die Schwei-

zergrenzen, um die Stadt Zürich von ihren Belagerern zu entschütten. Der römische König Friedrich hatte auf dem Tag zu Nürnberg die Eidsgenossen vor dem ganzen Reich angeklagt, und die Kurfürsten, Fürsten und Herren und Städte des Reichs ermahnt, wider die Schweizer zu ziehen. Nun wurde erzählt, wie mannhaft die Züricher bis jetzt noch wider die vereinte Macht aller Eidsgenossen stritten, obwohl sie zu Wasser und zu Land umlagert wären; wie sie des Reiches Panner zu St. Peter und von andern Thürmen herausgestoßen wehen liessen; den Eidsgenossen, zum Spott, als Kühe zubrüllten und ihnen das Feldgeschrei: „Hie Oesterreich!" in täglichen Gefechten, Ausfällen und Scharmützeln durch die Ohren gellen liessen. Doch verhehlte man nicht, daß die Noth der tapfern Stadt täglich steige, und es hohe Zeit wäre, durch große Unternehmungen die Aufmerksamkeit der Eidsgenossen nach andern Richtungen zu ziehen.

Landgraf Thomas, nachdem er sich im Schlosse erquickt und die letzten Abreden genommen hatte, säumte nicht, saß rasch mit den beiden Baldeggern und einigen Knechten zu Pferde, und ritt noch denselben Tag über Waldshut bis Zurzach.

In der Frühe des andern Morgens brachen die Ritter auf nach Brugg. Das Geläute der

Sonntagsglocken scholl von allen Dörfern. Auf Landstraßen und Fußwegen durch die Felder wandelten die frommen Bäuerinnen von entlegenen Höfen und Weilern der fernen Pfarrkirche zu; Alle festlich geputzt, einen Blumenstraus und Rosenkranz sittsam in den vor sich zusammengefalteten Händen. Mit nicht gar sonntäglichen Gedanken musterten ihrerseits die Ritter die Gestalten der ländlichen Schönen, die mit ehrerbietiger Verneigung und niedergesenkten Augen grüßend an ihnen vorbeigingen, dann von Neugier gefesselt in einiger Entfernung hintenher stehen blieben, den Herren nachsahen, und, wenn diese den Kopf wandten, mit lautem Gelächter davon sprangen.

Glücklicher, als gewöhnlich, trafen die Reisenden, als sie nach einigen Stunden zur Stilli an die Aare gelangten, den Fährmann am rechten Ufer, also daß sie sogleich überschiffen konnten. Eine junge Bäuerin war auf dem Wasser ihre Gefährtin, die vielleicht ohne den steifen Sonntagsputz noch schöner gewesen wäre. Diese Blauaugen, dies muthwillige Gesicht, dies Goldhaar, welches sich in dicken Flechten am Hinterhaupt um die breite, löffelförmige Silbernadel wand, der zierliche Arm mit bauschigt über den Ellnbogen aufgestreiftem Hemdärmel, hätten auch an Höfen Eroberungen machen können. Aber das schwarze Göller, wie eine Schiene von Eisen um

den Hals geschlossen, der Brustlatz, welcher gleich einer breiten bretternen Brustwehr den Busen zusammendrückte, und mit seinen Zinnen fast zum Kinn aufragte, der kurze schwarze Rock mit zahllosen, eingenähten, kleinen Falten, welcher glockenartig breit von beiden Hüften abstand, hingegen kaum hinab über das Knie reichte, die scharlachrothen Wollenstrümpfe mit bunten Zwickeln, würden selbst den Wuchs einer Venus zur Ungestalt verkrüppelt haben. Indeß erinnerte sowohl die Nähe dieser Reisegefährtin, als des Thurmgetrümmers der Freudenau links, den edeln Marquard von Baldegg an jenen abentheuerlichen Sprung, den er der schönen Begutte willen vor einigen Monaten, durch Gangolfs Geschicklichkeit oder Kraft, gemacht hatte.

Wie man auf Reisen wohl pflegt, gab Marquard, gegen die Freudenau zeigend, der sie sich langsam näherten, das Geschichtchen zur Unterhaltung seiner Begleiter zum Besten; mit ausführlicher Malerei des alten Lollharden und seiner Bußpredigten, der reizenden Begutte und ihrer Schüchternheit, seiner Versuche, sich des artigen Kindes zu bemeistern, und der eifersüchtigen Grobheit Gangolfs. — Je ausgelasseneres Gelächter Hans von Baldegg bei der Erzählung seines Bruders über die Aare schallen ließ, je düsterer ward der Faltenwurf von des Landgrafen Gesicht. „Du

bist mein Vetter, Marquard," sagte er ärgerlich, „aber bei den Weibern ein schamloser Gesell."

„Oho!" rief Marquard lachend: „seit wann bist du, Thomas, unter die Heiligen getreten und ein Feind der Schönen geworden? Nahmst doch sonst kein Bedenken, wie ich mich wohl erinnern mag, die Paradiese zu lieben, und bei mancher Eva die Schlange am Baum der Erkenntniß zu sein."

„Du unterscheidest nicht; dir sind Perlen und Kiesel gleich!" erwiederte der Landgraf: „Danke deinem Schöpfer, du bist mein Vetter, aber ich hätte dich zu den Füßen der Begutte todt niedergestreckt."

Beide Baldegger erneuerten ihr Gelächter, indem sie den Freiherrn von allen Seiten beschauten, ob er oder ein Anderer es sei, der mit ihnen redete? Er aber gebot den Fährleuten gebieterisch, anzulegen an's Land, als sie in der Nähe der Burgtrümmer eben im Begriff waren das Ufer zu verlassen, und dem Strome folgend, quer über die Aare den Hütten der Stilli zuzurudern. Er stieg an's Land. Die Baldegger begleiteten, ihn auf seine Bitte zur Ruine. Marquard führte ihn zum Gewölbe, zeigte, wo Jeder gestanden und gesessen, und fluchte über sich selbst noch einmal kräftig, daß er Narr genug gewesen sei, dem Gangolf nicht den Kopf gespalten, das arme Mäd-

chen nicht zu sich auf den Sattel genommen, und es von dem wüsten Begharden erlös't zu haben, der es in der Welt umherschleppe. Der Freiherr von Falkenstein schritt langsam im Gewölbe umher; seine Augen schienen Verlornes zu suchen. Er setzte sich einige Augenblicke auf die hölzerne Bank, wo die Begutte geruht hatte; sprang dann hastig auf und ging mit seinen Gefährten wieder zur Fähre, ohne ihren Scherzreden etwas zu erwiedern. Als aber der geschwätzige Marquard sagte: „Gangolf Trüllerey ist nicht halb so züchtig und ehrbar, denn du, Vetter Thomas! Straf' mich Gott, wenn die Begutte nicht im Thurm Nore bei ihm andere Ave Maria's betet, als beim alten Lollharden!" da ergriff das Wort Falkensteins ganzes Wesen auf seltsame Weise. Man sah ein unwillkührliches gichtisches Zucken seiner Gesichtsmuskeln, und mit den Händen fuhr er vor sich hin, als fühl' er Schwindel.

„Ist's mit dir Matthäi am Letzten?" rief ihm Marquard etwas erschrocken zu: „Was verzerrst du das Gesicht, und haschest nach Mücken, wie einer, der verscheiden will?"

„Tröste Gott seine arme Seele!" rief Thomas von Falkenstein mit gedämpfter und doch löwenartig brüllender Stimme: „Das schwör' ich Euch bei meinem Leben, der Hund im Thurm Nore soll den heurigen Wein nicht schmecken.

Sind wir fertig mit Brugg, muß Aarau an den Tanz! Fort, fort!“

Sie waren am andern Ufer; schwangen sich auf die Rosse und sprengten den jähen Rain aufwärts gegen Brugg. Es war noch nicht Mittag, als sie der Stadt ansichtig wurden. Falkensteins Unmuth schien sich zu legen, je näher sie kamen. Seine Seele ward von dem Gedanken an das gemeinschaftliche Unternehmen erfüllt, das vor ihm lag. Marquard jauchzte. „Wär' ich achtundvierzig Stunden älter,“ rief er, „ich söffe mir ein Räuschgen. Ihr Brugger sollet mit schweren Zinsen zurückzahlen, was mir Eure gnädigen Herren und Obern von Bern am Schenkenberg gesündigt und gestohlen haben! Führe du das Wort zu Brugg, Vetter Thomas, denn mir kocht heiß die Galle, wenn ich mit den Spießbürgern zu schaffen habe, deren Banner ich bisher demüthig folgen mußte. Zudem, will's dir ehrlich gestehen, mit der Degenklinge kann ich reden, Finten machen und beweisen: mit meiner Zunge will's nicht fort. Zum Staatsmann taug' ich so wenig, als der Rabe zum Chorsingen; kann nicht den Kutzen streicheln, nicht in's Gesicht lügen und vorn lecken und hinten kratzen.“

Auf der Brücke grüßte die einziehenden Ritter der Thorwächter der Stadt, indem er die Pelzkappe abzog und sich ehrerbietig so tief verbeugte,

daß seine Stirn fast den Fuß des Freiherrn von Falkenstein im Steigbügel berührte: „Glückseligen, guten Morgen, gnädige und wohlgestrenge Herren!“ sagte er: „Schon früh auf dem Weg am heiligen Sonntag! Schon weit her? möcht' ich fragen, wenn's mir geziemte, gnädiger Herr Gevatter.“

„Du bist ein kluger Kauz, Gevattersmann,“ antwortete Falkenstein, der dem Thorwart vor einigen Jahren ein Kind aus der Taufe gehoben hatte: „so magst du's wohl wissen! Wir kommen aus dem Lager vor Zürich, und reiten gen Basel zum Bischof. Es ist daran, daß der Friede mit den Eidsgenossen besiegelt werden soll.“

„Gott im hohen Himmelsthron sei gelobt und gepriesen!“ rief der Thorwächter und tanzte, die Pelzmütze zwischen den gefalteten Händen, in lustigen Bockssprüngen neben den Rittern her: „Friede also? Keiner Seele verrath' ich ein sterbendes Wörtlein! Also richtig? Gnädiger Herr Gevatter, das ist eine Freudenbotschaft, wie wir in Brugg lange keine vernahmen. Ich will vom Thurm blasen, wenn das heilige Friedenswerk vollendet ist, mit allen himmlischen Heerschaaren will ich um die Wette blasen; Gott geb' Euch tausend Glück und Segen auf den Weg, gnädiger Herr Gevatter!“

Sie ritten den schroffen Rain hinauf in das

Städtlein zur Herberge, wo sie ihr Mittagsmahl bestellten. Bis es bereitet wurde, gingen sie durch die Stadt, wo sie leutselig mit den ihnen wohlbekannten Bürgern redeten, die vor den Häusern im Sonntagsgewand umherstanden, und sich gegenseitig um Neuigkeiten befragten. Das Erscheinen der drei adelichen Mitbürger und die wichtige Miene, mit der sie von ihrer eiligen Sendung nach Basel redeten, dort zur Abschliessung des Friedens den Bischof abzuholen und in's Feldlager der Eidsgenossen zu begleiten, erfüllte Alles mit Glauben und Freude.

Nicht mit so großer Zuversicht empfing der greise Schultheiß Ludwig Effinger die Neuigkeit, als der Landgraf, nebst den beiden Brüdern von Baldegg, ihm den Ehrenbesuch abstattete. „Möge Gott mit all seinen Heiligen den rechtschaffenen Männern beistehen, die am Frieden arbeiten!" sagte er: „Allein ich zweifle, daß es heut damit ernstlicher gemeint sei, denn bisher. Zürich ist vom Schweizerbund abgefallen. Die Helfer aus Winterthur, der Adel aus Thurgau, der römische König, welcher das heilige Reich wider uns in Harnisch bringen, der König von Frankreich, welcher Eroberungen machen will, finden an der Eintracht der Schweizer und an der Rückkehr Zürichs zur Eidsgenossenschaft keinen Vortheil. Warum sollten sie Frieden begehren? Die Schweizer bie-

ten ihn täglich, sobald das abtrünnige Zürich den Bund mit Oesterreich fahren läßt. Man will ihn nicht."

„Herr Schultheiß," entgegnete der Landgraf, „Ihr sehet die Dinge noch in der Lage, wo sie sich vor einigen Wochen befanden; und damals hattet Ihr Recht. Allein es gibt keinen schlechtern Kitt, als den Eigennutz, der die Freundschaften der Höfe zusammenhalten soll. Die deutschen Fürsten zeigen keine Begierde, sich für Vergrößerung des Hauses Oesterreich zu opfern, und die Franzosen zuviel Begierde, ihr Reich bis an den Rhein und bis in das Innere der Schweiz auszubreiten. König Friedrich, von jenen verlassen, von diesen bedroht, ist daher gern geneigt, zurückzutreten, sobald es, unbeschadet seiner königlichen Ehre, geschehen kann. Zürich allein kann der Gesammtheit der Eidsgenossen nicht lange widerstehen. Sein Gebiet liegt verwüstet. Damit werdet Ihr Euch erklären, wie der Friede nun Allen wünschbarer geworden sei, denn jemals."

Ungläubig lächelnd schüttelte der Schultheiß sein weißes Haupt und sagte: „Denket an mein Wort, edler Freiherr, die gezuckten Schwerter kehren nicht in die Scheiden zurück, bevor sie stumpf oder gebrochen sind. Leidenschaften sind gewaltiger, denn die Klugheit. Frankreich und Oesterreich lassen nicht von der Schweiz ab, bis

entweder ihre Heeresmacht in unsern Thälern begraben liegt, oder ihre gegenseitige Eifersucht sich wider einander bewaffnet und der Scheidewand froh wird, die unsere Alpen zwischen beiden Grenzen bau'n. Oesterreich aber läßt seine Entwürfe wider uns noch lange nicht fallen, und der Adel nicht seine Hoffnungen, die freien Städte und Länder wieder unter sein Joch zu bringen. Man will keine Freiheit in Europa dulden. Man fürchtet die Nachahmung unsers Beispiels von den seufzenden Völkern. Wir leben im Anfang eines tausendjährigen Krieges, eines Krieges auf Tod und Leben. Es gilt um Freiheit oder Knechtschaft des menschlichen Geschlechts. Das Haus Oesterreich will den Feuerbrand nicht so nahe vor seiner Thür. Ihr wisset, wie schon die Tiroler gesagt haben: Wir wollen Schweizer werden! Das vergißt uns Oesterreich nie."

„Ich hätte nicht gemeint, Herr Schultheiß," sagte Hans von Baldegg, „daß jemals die Zunge eines Effingers so laut wider das erlauchte Erzhaus eifern könne!"

„Meine Vorältern", versetzte der Greis, „haben dem Hause Habsburg wohl gedient. Mein eigener Vater ist vor sechszig Jahren mit dem Herzoge vor Sempach gefallen. Seitdem hat Oesterreich seine Rechte an uns aufgegeben. Heut dien' ich mit Effingerscher Treue meinen gnädigen Herren

zu Bern und den Eidsgenossen. Ich hoffe, gesammter Adel im Aargau kennt keine andere Ehre, als seine beschworne Pflicht."

„Beschworne Pflicht!" rief Marquard: „Straf' mich Gott, ich meine, der Adel ist wohl so frei, als die Stadt Bern; und Bern selbst ist noch Angehörige von Kaiser und Reich, gleichwie jeder Edelmann."

„Still, Vetter!" rief Thomas von Falkenstein dazwischen: „Davon ist hier die Rede nicht. Unsere Sache ist nicht, den Streit, sondern den Frieden zu erneuern. Wir, Herr Schultheiß, wollen Freunde bleiben. Heut ziehen wir nach Basel. Vielleicht treffen wir den Bischof schon unterwegs an. Veranstaltet auf mein Ehrenwort, was zur großen Friedensfeier würdig ist. Wir, als Eure Mitbürger, wollen Eure Gäste sein."

Damit beurlaubten sich die Ritter, das Mittagsmahl in ihrer Herberge zu suchen, welches sie abgelehnt hatten, von der Gastfreiheit des Schultheißen anzunehmen. Wie sie aber in der Herberge schon zu Tische saßen, öffneten sich die Thüren, und der Großweibel im Mantel und Stab, gefolgt vom Kleinweibel und den Stadtdienern, trat herein. Die Letztern hielten in glänzenden Silberkannen den Ehrenwein, welchen sie aus Auftrag von Schultheiß und Rath der Stadt Brugg überbrachten. In einer wohlgesetzten, zierlichen Rede

bat der Großweibel die edeln und gestrengen Herren, Namens des löblichen Rathes und gesammter Bürgerschaft, diesen geringen Beweis der Hochachtung gnädig aufnehmen zu wollen, welchen sie, als Mitbürger und Mitarbeiter am heiligen Friedenswerk, so wohl verdient hätten. Der Landgraf dankte freundlich im Namen seiner Reisegefährten, und brachte den Weibeln den ersten Trunk zu, welche sich darauf mit tiefen Verbeugungen wieder entfernten.

Die Ritter schienen zu fühlen, daß diese Ehren- und Freundschaftsbezeugungen ihnen eben jetzt am wenigsten gebührten. Sie tranken schweigend den edeln Rebensaft, den ihnen gastgefällig eine Stadt darbot, über deren Untergang sie brüteten. Auch verliessen sie dieselbe, sobald ihre Rosse bereit standen, eilfertig, und begaben sich über den Bötzberg zurück in den Frickgau. Mit der beginnenden Nacht trafen sie wieder bei ihren Gesellen in Laufenburg ein.

31.

Die Mordnacht.

Hier verstrich der folgende Morgen in kriegerischer Geschäftigkeit. Dolche, Schwerter, Armbrüste, Büchsen wurden in Stand gesetzt; Koller, Harnische, Pickelhauben geputzt; die Pferde unter-

sucht; die Mannschaft truppweise gemustert. Nur die Vornehmern wußten, wohin es gehen werde. Die meisten Uebrigen riethen nach Zurzach und Schafhausen. Ein Eilbote war schon am Abend zuvor nach Bern gegangen, der den Absagebrief der Falkensteine dahin trug.

Nachmittags setzten sich die Rotten der Kriegsleute in Bewegung; Alle zu Pferde. Es waren ihrer fünf- bis sechshundert. Sie ritten in weitgedehntem Zuge langsam und paarweise zwischen dem Gebirg und dem Rheinufer aufwärts, bis das Blitzen ihrer Waffen dem neugierigen Blick der Nachschauer zwischen Gebüschen und Wäldern jenseits der Thalschlucht von Sulz erlosch. Dann dreheten sich die reisigen Schaaren gegen das Innere des zweiten Gebirgsschlundes, welcher ihnen zur Rechten hinter einem Vorhang von Tannen und Buchen verborgen lag. Ein wilder Bergstrom führte sie vorüber an den armen Hütten von Mettau und Gansingen, und nach einigen Stunden zur Höhe des Gebirges. Von hier, auf kaum gebahnten Pfaden, die Rosse am Zügel leitend, wandelten sie bei nächtlicher Dämmerung das felsige Mönenthal nieder. Ehe sie noch daselbst zu den wenigen zerstreuten Hütten gelangten, befahl Thomas von Falkenstein, Halt zu machen, und die Führer der einzelnen Haufen zu versammeln.

„Jetzt ist es an der Zeit, edle Herren," sprach er, „den tapfern Leuten, die Euch folgen, das Geheimniß unsers Unternehmens aufzuschliessen. In wenigen Stunden heben die Feindseligkeiten an. Die aargauischen Städte müssen der Reihe nach folgen, Brugg soll den Reigen führen. Gefahren haben wir diese Nacht keine zu bestehen, sondern nur zu erobern und gute Beute zu machen, im Fall uns gelingt, unverrathen die Stadt zu erreichen. Was wir erbeuten, wird auf Schiffe gebracht, und die Aare hinab zum Rhein und nach Laufenburg. Dort wird getheilt. Graf Jörg von Sulz soll sich, während die Uebrigen in's Thor dringen, der Schiffe am Aarufer versichern und sie bemannen. Jörg von Knöringen, Hug von Hegnau und Fritz vom Haus, sperret mit Euern Leuten alsbald alle Ausgänge der Stadt, damit kein Vogel aus dem Nest entwische. Bentelin von Hemmenhofen, Marx von Embs, Balthasar von Blumenegg, Ihr werdet die Vornehmsten, besonders die Rathsherren und Schultheißen, aus den Federn holen, im österreichischen Hause versammeln und bewahren; Schneiderhans wird Euch führen. Der kennt jedes Haus, jeden Durchgang, jeden Mann, und wird ihrer keinen übersehen. Denn als er vor einigen Jahren mit losen Streichen die Stadt verwirkt hatte, sprachen sie einmüthig seine Verbannung aus. Nun hat er

Lust, statt Gnadenstimmen, Gnadenstöße zu geben. Ihr dürfet trauen. Hans von Rechberg, Thüring von Hallwyl, die Herren von Baldegg bilden mit mir die Vorhut. Die Uebrigen sollen indeß in der Entfernung von einigen hundert Schritten folgen. Ist die Stadt einmal erbrochen, werd' ich Allen zur Hilfe sein."

Während er diese und andere Befehle gab, hatten sich die Haufen nach und nach auf der Bergwiese näher herbei gedrängt, ihn zu hören. Plötzlich drehten sich alle Köpfe seitwärts, ein Murmeln der Verwunderung oder Furcht durchlief die Menge. Man sah im ungewissen Zwielicht der Menge mit langsamen Schritten einen wie es schien vornehmen Herrn, mit ehrerbietigem Gefolge, vom Berg herab an der Aussenseite der Versammlung hinreiten. Er war in einen weiten Mantel verhüllt, trug aber einen Hut, wie ihn angesehene Priester oder Bischöfe zu tragen pflegten. Unter denen, die ihm paarweise folgten, erkannte man deutlich Personen, welche in die Ehrenfarben von Basel gekleidet waren.

„Still!" rief der Freiherr mit gedämpfter Stimme: „Sehet Ihr nicht, daß es der Herr von Rechberg ist, welcher uns diese Nacht als Bischof von Basel begleiten und unser frommes Werk segnen muß? Entfernet alles Geräusch.

Keiner lache, keiner plaudere, huste oder niese. Wir müssen auf Katzensohlen an's Thor schleichen!"

Darauf ritt er zum vermeintlichen Bischof und langsam an seiner Seite voraus. Ihm folgten die beiden Herren von Baldegg; diesen die Ehrenfarben von Basel; diesen als Tagboten, Schreiber und Diener einige andere Paare, alle in Mänteln. In einiger Ferne folgte schweigend der lange Zug der Uebrigen. Dumpf dröhnte der Huf der Rosse durch die Wiesen und schlafenden Dorfschaften. Was noch in den Häusern wachte und die beweglichen schwarzen Reihen so vieler Reisigen vorübergleiten sah, schwieg voller Furcht und Entsetzen und ahnete Böses für das ganze Land. Ein einziger Mann von herzhaftem Sinn meinte, er müsse die Stadt Brugg warnen, und sprang, als der Zug, der kein Ende zu nehmen schien, an ihm vorüber war, heimlich auf Seitenwegen davon, der Stadt zu. Wie er aber, unweit der kurzen Steige, von der Wiese seitwärts in den Fahrweg treten mußte, erblickte er die Vordersten von der Schaar schon in der Nähe. Darum verdoppelte er seinen Lauf. Der Schall seiner Schritte verrieth ihn, und die Eil gen Brugg machte ihn verdächtig. Jach sprengten ihm Falkenstein und Rechberg nach und riefen: Steh'! als sie ihn schon zwischen den Rossen hatten.

„Wohin so behend, Landsmann?“ fragte ihn der Landgraf.

„Gen Brugg!“ erwiederte odemlos der Mann: „Um tausend Gotteswillen lasset mich, ich hab' ein Kindlein in Todesnöthen daheim.“

„Du bist aber nicht aus der Stadt!“ sagte Falkenstein: „Wie heißest du?“

„Hans Geisberg heiß' ich, gestrenger Herr von Falkenstein!“ erwiederte der Bauer: „und gehe in den Arzeneiladen.“ Damit that er einen gewaltigen Sprung hinaus vor die Pferde, um zu entkommen. Hans von Rechberg ihm nach. „Weg mit ihm; der kennt uns!“ rief der Landgraf. Bald darauf hörte man einen durchdringenden Schrei. Es ward still. Als die Vorhut zur kurzen Steig kam, sah man den Leichnam des Mannes am Wege liegen. Die Rosse alle gingen scheu in weitem Bogen vorüber.

Es war eben Mitternacht vergangen, als aus den dunkelgrauen Nachtnebeln des Aarestroms die schwarzen Gebilde der Stadtthürme und Mauern von Brugg wie wachsende Schatten hervorstiegen. Ihre verworrenen Umrisse gestalteten sich immer bestimmter, je näher man kam. Der Landgraf hieß nun diejenigen, welche die Farben der Stadt Basel trugen, als Ueberreiter voraustraben, und an die Pforten des Aarethores pochen. Sie ge-

horchten zu wiederholten Malen. Alles lag im ersten, tiefen Schlaf. Endlich rief vom Thurm des Thores die Stimme des Wächters herab: „Wer klopft und lärmt drunten bei später Nachtzeit?“

„He, Gevatter, kennst den Falkenstein nicht?“ antwortete der Landgraf: „Der Herr von Basel ist hier. Thu auf! Wir bringen Friede und eilen gen Zürich in das Lager unserer Herren von Bern. Auf, auf! wir eilen, Gevatter, auf!“

„Gotts Wunden!“ schrie der Wächter mit fröhlicher Stimme: „Hätt' das nicht geträumt! Alsogleich, gnädiger Herr Gevatter, alsogleich wird aufgethan! Gotts Wunden, nur um ein Kleines Geduld!“

Nach einer Weile rasselte das Schloß der Pforte unter den großen Schlüsseln; die schweren Riegel kreischten, wie sie zurückgezogen wurden, und die Thorflügel gingen knarrend aus einander. Ehrfurchtsvoll trat der Wächter und mit tiefer Verbeugung hervor auf die Aarbrücke, dem Freiherrn entgegen. An ihm vorbei ritten zween Knechte in den Farben von Basel, dann der für den Bischof Gehaltene, begleitet von den Baldeggern, dann das Gefolge; — weiterhin, den Steinweg herab, scholl es weit vom Trabe vieler Rosse, wimmelten Schatten im Dunkeln, wie ein ganzes Heer.

Das däuchte dem ehrlichen Thorwächter nicht geheuer, und er sprach zu dem von Falkenstein: „Gnädiger Herr Gevatter, ist ihrer wohl viel für eine Botschaft; darf's nicht all' ohne Erlaubniß einlassen. Ich will's gar bald an den Schultheißen bringen!"

Mit diesen Worten wandt' er sich schnell, um das Thor zu schliessen. Aber der Falkenstein zuckte jählings sein Schwert, und das Haupt des Wächters flog in die Aare. Nun kam die volle Harst hinterher, drang durch's Thor, brüllend und johlend den steilen Straßenrain aufwärts in die Stadt, in die Gassen links und rechts mit entsetzlichem Getöse. Durch das verworrene Geschrei der Rasenden donnerten dumpfe Stöße gegen verschlossene Thüren, krachten zerschlagene Vorläden und Fenster, und fielen Büchsenschüsse. In diesem höllischen Getümmel erwachte die ganze Stadt. Bald sah man aller Orten erleuchtete Fenster. Keiner von allen aus dem ruhigen Schlummer geschreckten Bewohnern der Stadt konnte begreifen, was geschehen sei. Einige glaubten, es sei Feuersbrunst, und wollten zum Löschen; andere, der jüngste Tag breche ein, und wollten zur Kirche; andere, die Stadt sei von wüthigen Armagnaken überrumpelt, und rannten nach Waffen oder suchten Schlupfwinkel auf Erdstrichen oder in Kellern. Bleich und bebend liefen viele durch die Gassen,

einige halbbekleidet, andere, wie sie aus den Betten gesprungen waren, die einen zu den Nachbarn, die andern zu den Stadtthoren, andere zur Kirche, zum Rathhaus und wo Jeder am ehesten Zuflucht oder Flucht finden zu können glaubte.

Die Adelichen aber hatten indessen alle Ausgänge verrannt und gesperrt, daß keiner entschlüpfen mochte. Wer ihnen in Verzweiflung widerstand, wurde niedergestochen. Man sah den greisen Schultheiß Effinger, fast unbekleidet, von Kriegsknechten über die Gassen geschleppt in das Herzogenhaus am Kirchhofe. Dahin wurden die übrigen Räthe und Häupter der Stadt g führt. Andere der Plünderer trugen geraubte Waffen zu den Schiffen, Silbergeschirr, Truhen und Kisten, den Sparpfennig der Kinder, den Nothheller der Alten, der fleißigen Hausfrauen Gespinnst und Gewebe, vieler Jahre Arbeit und Frucht, der Stadt Kleinode, Panner, Siegel und Briefe, Freiheit und Gerechtigkeit; selbst die schweren, eisernen Thorketten, als müsse nichts dahinten bleiben, denn das nackte Gemäuer und die Ziegel auf den Dächern.

Thomas von Falkenstein rannte geschäftig die Straßen auf und ab, und ermunterte seine Helfer und Helfershelfer. „Rüstig! rüstig!“ rief er: „die Stadt soll uns in dieser Nacht den ganzen Kriegszug zahlen und ein paar Schlösser dazu. Leeret

die Säcke, feget Kasten und Schrein, Werkstatt und Krambude. Lasset die Dirnen in Frieden. Wer ein Liebes hat, führ' es mit sich von hinnen!"

„Vetter Thomas," sagte Marquard von Baldegg, der zu ihm stieß, „das ist Teufels Hochzeit hier. Sind wir nun einmal am Werk, soll's etwas geben, davon die Welt spricht. Hundert und siebenzig Stück Silbergeschirr liegen in den Schiffen, ich ließ sie zählen: sieben Geldfäßlein und ein paar Dutzend Säcke voller Münze daneben. Die Berner mögen erfahren, daß sie noch nicht Meister sind, wenn's darauf ankommt, ein volles Nest auszuleeren. Aber, Vetter, hörst du nichts? Es klingt und läutet mir schon seit einer Stunde in den Ohren, straf' mich Gott, als schlügen die Dörfer im ganzen Aargau an die Sturmglocke. Hörst du nichts?"

„Mag sein, laß sie stürmen!" antwortete der Freiherr: „Wir sind ihr böses Wetter, das sie mit den Glocken nicht bannen. Wir machen hier reinen Tisch und lassen den Bernern das Nachschauen. Es gönnt's Mancher den stolzen Bruggern, daß wir sie pflücken. Komm, Vetter, in's Herzogenhaus. Schon graut der Tag. Nun will ich auf unsern Fehdebrief an die Eidsgenossen das rothe Siegel henken. Kennst du die Beiden da hinter mir? Sie sollen Arbeit haben."

„Dein Scharfrichter und sein Gesell? Ich versteh' dich!" sagte Marquard: „Mir gleich! Liegt schon auf der Straße ein Dutzend Spießbürger erstochen, mag der löbliche Stadtrath nachwandern. Könnt' ich das ganze Nest aus dem Boden reissen und in der Aare ersäufen, es würde so bald kein anderes nachwachsen."

Sie begaben sich durch ein Seitengäßlein über den Kirchhof zum österreichischen Hause, dessen Fenster hell erleuchtet strahlten. Drinnen war großes Getümmel. Hans von Rechberg trat hier den Kommenden entgegen; Marquard aber ergriff ihn beim Arm, führte ihn in's Haus zurück und sagte lachend: „Mit uns, Herr Bischof von Basel! Verrichtet Euer geistliches Werk nach Gebühr. Wer soll Schultheiß und Rath absolviren, wenn Ihr fehlt? Ihr habet das Schwert des heiligen Petrus lange genug geführt, jetzt machet vom Schlüsselamt Gebrauch. Oeffnet uns den Aufenthalt unserer Gefangenen. Wir wollen ihnen den kürzesten Weg in Abrahams Schoos zeigen."

Rechberg ging mit ihnen. Ein ganzer Haufen von Kriegsleuten schloß sich ihnen an. Sie traten in einen geräumigen, alterthümlich geschmückten Saal, der war von zahllosen brennenden Kerzen in Wand- und Hängeleuchtern erhellt, die zu einem großen Fest oder Bürgermahl, vielleicht

zur Feier des nahgeglaubten Friedens, bestimmt gewesen sein mochten. Jetzt warfen sie ihren Glanz auf entsetzenvolle oder entsetzenerregende Gesichter, statt auf eine buntfröhliche Menge heiterer Gäste. Längs der Wand, beim Eingang, standen in verworrenen Reihen die Edelleute, welche durch Schadenfreude, Neugier oder Blutgier hergelockt waren; Alle in kriegerischer Tracht, halb und ganz geharnischt, in Helmen, Sturmkappen, Federhüten, Panzerhemden, goldgestickten Langröcken und Büffelwämsern. Einige trugen entblößte Schwerter, Andere Streitkolben und Aexte; Einigen waren die Kleider von angespritztem Blut besudelt. In allen diesen finstern, bärtigen Gesichtern malten sich auf verschiedene Weise die Leidenschaften, deren Raub sie in diesem Augenblick geworden waren. Die Augen der Einen stierten, lechzend von Mordlust, zu den Gefangenen hinüber; die Geberden Anderer verzogen sich zum schadenfrohen spottlichen Lachen über die halbnackten Gestalten und jammerhaften Stellungen derselben. Die Gefangenen selbst, auf der entgegengesetzten Saalseite, die achtbarsten Männer des Rathes und der Stadt, standen ängstlich in einem Winkel zusammen gedrängt, kaum bekleidet, wie man sie aus den Betten gerissen hatte, Einige still betend, Andere zusammenschlotternd im Frost der Todesangst, Andere wie von ihrem

furchtbaren Schicksal betäubt und schon gefühllos, Andere um das Los ihrer Hinterlassenen und der unglücklichen Vaterstadt voll männlichen Schmerzes, oder voll tiefen, schlecht verhehlten Ingrimmes.

Nur der Schultheiß Effinger, mitten unter ihnen, hatte noch die ruhige Haltung und Würde, mit welcher er an der Spitze des Rathes zu stehen gewohnt war. Er redete laut, ohne Beachtung des anwesenden Feindes; sprach bald seinem Sohn Balthasar, bald seinem Freunde Ulrich Stapfer, bald einem andern Bürger Muth zu, bis ihn der Freiherr von Falkenstein anredend unterbrach.

„Ihr scheint noch wohlgemuth, Schultheiß Effinger, Herr zu Urgis!“ rief der Freiherr spöttisch.

Da wandte sich der Schultheiß mit stolzem Ernst gegen ihn und sprach: „Thomas von Falkenstein, was hab' ich mit Euch zu schaffen?“

„Bei meiner armen Seele, ich sollte meinen, mehr als Euch lieb wäre,“ entgegnete der Freiherr: „oder Euer alter Kopf hat vergessen, daß ich Euch und Eure ganze Stadt im Sack habe.“

„Gottvergessener Mann!“ rief der Greis mit mächtiger Stimme, und die Flamme des edeln Zornes röthete sein Gesicht höher: „Möget Ihr

Euch der ehrlosesten That überheben, die je in der Christenheit von zuchtlosen Gesellen vollbracht ist?"

„Schultheiß, es ist Krieg! Und durch Kriegslist, die noch keinem Ehrenmann verarget ist, bin ich Euer Herr; und nach Kriegsrecht will ich mit Euch fahren. Eure Eidsgenossen müssen noch mehr als Euch und Euer Städtlein dran geben, um den Mordtag bei Greifensee auszusühnen!"

„Greifensee ist in ehrlicher, offener Fehde von den Eidsgenossen berannt und umlägert worden!" erwiederte Schultheiß Effinger; „und hat sich auf Gnad' und Ungnade den Siegern ergeben müssen nach schwerem Streit. Ihr aber, Thomas von Falkenstein, überfallet uns feig und diebisch in der Nacht, mitten im Frieden, ohne Absage; überfallet nicht Eure Feinde, sondern Eure treuen Mitbürger, und stoßet meuchelmörderisch Eurer Mutter Bern das Schwert in die Brust, die Euch gesäugt und gepflegt hat, Euch und Euern Bruder. Das, wahrlich! hat Euer Herr Vater, Hans Friedrich, nicht geglaubt, als er vom Sterbebett die Stadt Bern erbat, daß sie sich Eurer annehme! Die Hölle bewies nicht größern Undank gegen Gott, als Ihr gegen Vater und Vaterland. Und was hab' ich, was haben diese Männer Euch gethan, die Ihr in dieser Nacht von der Seite ih-

rer Ehefrauen und Kinder aus den Betten reissen liesset? Sie schliefen nach langen Unruhen zum zweitenmal einen erquickenden Schlaf, seit Ihr die Zusage des nahen Friedens gebracht hattet. Was hat Euch diese Stadt Leides gethan, die Euch und Euer Haus allezeit geehrt hat? Wie konnte sie Arges von Euch fürchten, da Ihr noch vor drei Tagen als Freund inner ihren Mauern waret, ihre Ehren und Geschenke annahmet und von ihren Segenswünschen begleitet von hinnen zoget? Ha, Thomas von Falkenstein, wäret Ihr als offener Feind gegen uns gezogen, Ihr solltet erfahren haben, daß die Brugger in der Mannsschlacht nicht schlechtern Bescheid zu geben wissen, als beim Freudenbecher!"

„Schweig!" fuhr ihn der Freiherr donnernd an.

„Ihr, Thomas, habt mir nicht zu gebieten!" versetzte mit ruhiger Hoheit der biedere Alte: „Ich bin der Schultheiß dieser Stadt, zu der Ihr meineidig geschworen habet. Meine Stimme ist die Stimme dieser Stadt, die Euch Gutes erwiesen hat, und die Ihr ausraubet, in deren fromme Wohnungen Jammer und Verderben bringet, nachdem Ihr noch vor drei Tagen der Verkünder des gottgefälligen Friedenswerkes gewesen seid."

„Zündet Fackeln an! Führet sie Alle hin-

aus!" schrie der Freiherr mit fürchterlicher Stimme: „Alle! Alle! Leget ihnen die Köpfe vor die Füße!"

„Irret Euch nicht, Thomas von Falkenstein!" sagte der Schultheiß: „Ihr meinet, die Todten müssen schweigen; aber ihre Zungen reden lauter, als die der Lebendigen! Mich alten Mann reut's Leben nicht. Glanz, Freude und Wohlstand meiner Stadt sind dahin. Meuchlings sind meine theuern Bürger erschlagen. Mein Heimathsrecht hienieden hat den Werth verloren. Lasset mich's droben suchen. Vor meines Gottes heiligem Thron will ich für die Wittwen und Waisen von Brugg beten. Ich bin ihr Vater nicht mehr hier. Droben darf ich ihr Engel sein!" Er sprach diese Worte in Wehmuth, mit zitternder Stimme.

„Zündet Fackeln an!" schrie Falkenstein von neuem: „Führet die Menschen auf den Kirchhof und thut sie ab!"

Da trat Hans von Rechberg zum Freiherrn und sagte mit ernster Miene: „Was haben dir diese Biederleute Uebels gethan? Sie sind wehrlos in unsere Hand gefallen; wir haben kein Recht an ihrem Blut. Dahin ist nicht mein Sinn gestanden. Ich habe dir zu einem Mummenschanz und Fastnachtsspiel geholfen, nicht aber zu solch einer mordlichen That!"

Ein plötzlicher Lärmen draussen unterbrach die Rede des Ritters. Mehrere Kriegsleute drängten durch die Thür des Saals herein und schrien: „Macht Euch auf, Ihr Herren! auf! Es brennt in allen Straßen lichterloh! in allen Dörfern stürmt's! von Aarau her, von Lenzburg her, von Villnachern, von Habsburg wird unzähliges Volk im Anzug gesehen!"

„Höll' und Teufel!" schrie Marquard von Baldegg: „Das ist nicht möglich! Die Thore sind gesperrt. Wer konnte hinaus und das Land wecken?"

„Es müssen sich an Seilen über die Mauern gelassen haben!" riefen andere Stimmen dazwischen.

„Wer hat's geheißen, Brand anzulegen?" schrie Hans von Rechberg aufgebracht.

„Zu den Schiffen! zu den Schiffen! habt Acht auf die Beute!" brüllten Mehrere.

„Ruhig! ruhig!" donnerte Thomas von Falkenstein: „Hier, Alle die Ihr hier seid, führet die Gefangenen aus der Stadt!"

Seine Stimme schlug durch. Man umringte die Bürger und stieß sie fort. Der Freiherr trat aus dem Hause. Eine schreckliche Helligkeit ging hinter der Kirche auf. Ueber den Thurm weg drängten sich stoßweise gelbe Rauchwolken. Wie er durch die enge Quergasse geschritten war, sah er mit Entsetzen an vier, fünf Orten zwischen

beiden Thoren Flammen aus Fenstern und Dächern fahren. „Daß die Pestilenz in den verfluchten Leib der Mordbrenner fahre!“ schrie er, krallte die Fäuste, sah um sich, Thäter zu suchen. Hinter ihm stand der Scharfrichter und dessen Knecht, als sein treues Gefolge. „Mir nicht von der Seite, Ihr sollt noch Arbeit haben!“ rief er ihnen zu und ging weiter. Ein erschütterndes Zetergeschrei der Einwohner scholl in allen Gassen. Aus den Häusern hervor stürzten Kinder, Männer, alte Leute, Kranke, Gesunde in die Straßen, gegen die verschlossenen Stadtpforten, und wieder zurück, andere Ausgänge zu suchen. Mit dem Flammengeprassel und den dicken Rauchwirbeln links und rechts mehrte sich das Durcheinanderrennen, Wehklagen, Wimmern, Heulen und Fluchen des verzweifelten Volkes. Falkenstein selbst stand eine Weile vom Entsetzen ergriffen, unbeweglich da, und starrte in den Gräuel der Verwüstung hinein, ohne Entschluß.

Jählings that er einen gewaltigen Sprung seitwärts, und mit der Wuth eines Raubthiers fuhr er einem jungen Kerl in's Genick, der von Gepäck beladen, daher kam. Es war einer der Zigeuner, die er gegen Aarau ausgeschickt hatte.

„Hund, dich hab' ich!“ schrie der Freiherr mit zusammengebissenen Zähnen: „Dich hab' ich!

Bin dir schuldig für Aarau! In die Hölle, du Aas, in die Hölle mit dir!“

Der Zigeuner stieß aus der halbzusammengewürgten Kehle einen gräßlichen, gellenden Schrei, und versuchte sich loszuringen. Der Freiherr aber hielt ihn mit eiserner Gewalt und schrie dem Scharfrichter und dessen Knecht zu: „Nun, Ihr Galgenschwengel, was stocket Ihr? Auf! An den Brunnenpfahl hier, zieht ihn auf, laßt ihn zappeln!“

Kaum war das Wort von ihm gesprochen, hatten die Beiden das Schlachtopfer schon mit wunderbarer Behendigkeit zu Boden gerissen, die Füße gebunden, das Seil um den Hals geworfen, und gegen die Brunnenschale emporgehoben. Im zweiten Augenblick hing der Elende entseelt.

„Der Gelbfink pfeift nicht wieder!“ sagte Meister Hämmerlin lachend.

Es ging hastig und ängstlich ein armes Weib vorüber; erblickte den Erhenkten am Brunnenstock; prallte zurück; trat noch einmal hinzu; that einen Schrei; warf rings um sich her die Augen; ward den Freiherrn gewahr und sprang blitzschnell davon. Es war Niemand anderes, als die alte Zigeunerin Ilsel, die mit unbegreiflicher Geschwindigkeit verschwand und wieder, dem Brunnen gegenüber, auf einer ziemlich hohen Mauer zum Vorschein kam, welche zu ihrer Rechten und

Linken zwei Häuser verband, aus welchen eben die rothe Feuersgluth vortrat. Mit durchdringender Schmerzens-Stimme schrie sie unverständliche Worte, indem sie ihre Arme gegen den Leichnam des Erhenkten ausstreckte. Meister Hämmerlin und sein Gesell lachten aus vollem Halse über die wunderlichen Geberdungen des Weibes auf der Mauer und zeigten hinauf. Auch der Freiherr sah dahin und erkannte die Alte. Sie glich einer Erscheinung droben, die dem Abgrund der Hölle entstiegen zu sein schien. In dunkeln, scharfen Umrissen zeichnete sich auf dem blendenden Hintergrunde der Feuerflammen ihre abentheuerliche Gestalt mit den hin und her flatternden Lumpen. Wie lebendige Schlangen um ein Medusenhaupt, stiegen gaukelnd im Winde die zottigen Haare um ihren Kopf auf. Hoch wölbten sich über ihr blasse Rauchsäulen zu einer düstern, breiten Wolke zusammen, aus welcher ein glimmender Funkenregen sank.

„Ha, vermaledeite Hexenbrut! muß ich dich hier erblicken!“ schrie ihr der Freiherr zu: „Gibts keinen Armbrust, keine Büchse? Schießt mir Belials Großmutter herunter!“ Er rannte gleich einem Unsinnigen erst im Ring umher, dann gegen die Mauer, als wollt' er sie erklettern oder niederwerfen.

„Mörder! Mörder!“ kreischte die Aegypterin von oben nieder: „Meines armen Jungen Mör-

der! Verflucht seist du siebenmal, Falkenstein, siebenmal verflucht von allen Augenblicken so vieler Stunden, als die Welt steht. Dich zwicke mit Zanken die böse Gicht; das Fieber dörre dir das Mark im Gebein und statt des Schlafs fasse dich das fallende Weh! Ich will dich verfolgen und dich quälen, wie Aussatz und Pestilenz das Judenland, wie Hornisse den eiternden Gaul. Du sollst unter Verwünschungen deiner Freunde leben, und unter Hohngelächter deiner Todfeinde sterben. Dein Haus soll untergehen und dein Geschlecht verderben, wie ein Otternnest, daß Niemand weiß, wohin es gekommen. Deine Schlösser sollen Rabensteine werden, und ihre zerrissenen Thürme wie schwarze Brand- und Schandsäulen in die Höhe steigen. Mörder, Mörder! im Tode, Mörder, sollst du deine Geburt verfluchen! Fahr hin! Fahr hin!“

Mit diesen Worten wandte sich die Zigeunerin um. Sie schien sich in den Abgrund der Flammen zu stürzen, die hinter ihr aufflackerten. In demselben Augenblick schoß von oben herab ein brennender Balken auf die Straße, dampfend und knisternd, hart neben Falkenstein. Dieser stand wie betäubt. Es war ihm, wie Hölle. Anfangs hatte er in der Wuth versucht, das Weib auf der Mauer mit Steinwürfen zu zerschmettern. Dann mußt' er, ohne Rache nehmen zu können,

die Flüche der Aegypterin aus der unerreichbaren Höhe anhören, während ringsum die Gluthen brauseten, die lodernden Dachgiebel krachend einfielen, die Mauern in der Hitze des Feuers barsten, und nah und fern tausend Jammertöne der Menschen laut waren. Nun ergriff ihn selbst eine Angst, die er in seinem Leben noch nie gefühlt. Ohne zu wissen wohin, lief er, der annahenden Todesgefahr im Feuer zu entkommen, und befand sich beim obern Thor. Dahin hatt' er nicht gewollt. Hier umdrängte ihn plötzlich eine Menge erbärmlicher Gestalten von Kindern und Weibern. Das herzzerreissende Geschrei der Einen, das klägliche Flehen und Winseln der Andern, die Todtenfarbe aller Gesichter erschütterten ihn. Er glaubte unter lebendig gewordenen Leichnamen am Weltgerichtstage zu stehen. Eine betagte Frau, auf dem zitternden Arm ein nacktes, weinendes Kind, schien ihn zu erkennen. Sie warf sich ihm zu Füßen und umfaßte seine Knie, indem sie um Barmherzigkeit und Rettung schrie. Da warf er ihr den Schlüssel des obern Thores zu, den er trug, und sprach: „Nimm hin, du Hur', und schließ das Thor auf, daß ihr nicht verbrennet!“

Während die Haufen durch die Pforten hinaus drängten in's freie Feld, und unter die Linden jenseits der Ringmauern, andere hinwieder

in die Stadt zurückliefen, die noch Fehlenden aus den Gassen zusammenzurufen, begab sich der Freiherr mit großen und eilenden Schritten nach dem untern Thor, wo jenseits der Aare die Reisigen sich bei ihren Pferden zum Abzuge sammelten.

32.

Fortsetzung.

Schon war es heller Tag. Die weite schöne Landschaft prangte in ihrem sommerlichen Morgenschmuck. Jeder Hügel glich einem Blumenaltar; jede Wiese einem buntgewirkten, grünen Sammetteppich. Aber immitten der prachtvollen Umgebung stieg die breite, riesenhafte Rauchsäule der brennenden Stadt zum Himmel, und das schwermüthige Getön der Sturmglocken in nahen und entlegenen Dorfschaften scholl, wie Klage des gesammten Landes um den Untergang der geliebten Mauern Bruggs.

„Vorwärts! vorwärts! bindet die Schiffe los!“ schrie Falkenstein, als er zu den Seinigen stieß: „Es ist hohe Zeit für uns. Das obere Stadtthor ist offen. Die Landstürme ziehen vom Aargau herunter. Wir können Gefecht haben, ehe wir's glauben, und von Umiken her im Rücken angefallen werden.“

Rechberg war bei den Schiffen, wo er das Einpacken des ungeheuern Raubes ordnete, der am Ufer noch aufgehäuft lag, und in den Fahrzeugen kaum den nöthigen Raum fand. Als er Alles angewiesen und diejenigen, welche zum Schutz der Beute bleiben mußten, auf die Schiffe vertheilt hatte, kam er zurück, da sich der ganze Zug eben in Bewegung gesetzt hatte gegen das Gebirg. Mit düstern, verstörten Mienen ritt Thomas von Falkenstein voran; einige seiner Vertrautern waren schweigend neben ihm. In dumpfer Stille folgte die geharnischte Vorhut, wie Leichenzug. Dann kamen die armen Gefangenen zu Fuß, die Hände auf den Rücken gebunden, rings von Bewaffneten umwacht. Einer der vor ihnen herreitenden Edelleute trug spottweise ihrer Stadt Panner. Es war vom feinsten Seidenzwillich, darin das alte Wappen, zween schwarze Thürme mit einer offenen Brücke.

„Hei, Herr Schultheiß!“ rief der Edelmann, der die Fahne trug, und wandte sich mit halbem Leibe zu den Gefangenen um — es war Herr Bentelin von Hemmerhofen —: „Das muß sich fürwahr mit uns seltsam treffen. Gedenket Ihr noch des Tages, da ich bei Euch zu Tisch saß und warnte, Ihr sollet nicht zu Bern und den Eidsgenossen halten? Gelt? ich hatte wohl großes Recht! Ihr aber habet mir damals trotzigerweise

widerredet und gesprochen: Es ist leichter, daß unsere Brückenthürme an den Bötzberg hinauftanzen, als daß wir von Treu und Glauben lassen. Gott's Blut! wer hätte gemeint, daß es also erfüllt werden müsse? Schaut her, Euer Panner, Herr Schultheiß, und wie Eure Brückenthürme bergan tanzen. Ich denke doch, Ihr Herren Brugger, Euer Glaube an die Eidsgenossen sei nun locker worden."

Der greise Effinger erhob mit stolzem Unwillen das Antlitz und sprach: „Mögen unsere alten Thürme über die Jurafelsen tanzen, unsere Treue tanzt ihnen nicht nach. Ueberhebet Euch Eures Nachtschelmenstücks nicht zu früh, die Ihr unsere Gastfreunde gewesen seid. Ein Tag hat noch seinen Abend, der Himmel noch seinen rächenden Allmachtsarm und das Gebirg der Eidsgenossen noch seine Schweizer."

„Oho!" rief Bentelin lachend: „Ueber ein Kleines soll man die Schweizer hören aus dem letzten Loche pfeifen. Mit Stumpf und Stiel muß das Freiheitswesen ausgerottet und der Adel wieder Herr sein in den Ländern!"

„Das träumte der Teufel auch, als er sammt den gefallenen Engeln den Himmel stürmte; aber Meister ward er doch nicht!" entgegnete der Schultheiß: „Ihr stoßet viel eher die Sonne vom

Firmament, als das ewige Recht aus der Menschenbrust."

Hier schwieg Herr Effinger. Einer der Kriegsgesellen stieß ihn roh vorwärts; gleichwie auch die andern Gefangenen zum schnellern Schritt angetrieben wurden. Aber die Schreckensnacht hatte ihre Kräfte erschöpft. Oft brachen ihre Knie ein. Manche sanken ohnmächtig auf den Rasen an der Landstraße nieder. Dies brachte den Zug verschiedenemal in's Stocken.

Als er bis in die Einsamkeit der Krepsi gelangt war, wo eine Wiese in den hohen Eichenwald einen grünen Busen bildete, ließ Falkenstein halten, bis die Uebrigen nachgekommen und wieder versammelt waren. Er fluchte ungeduldig und schrie, den Schritt zu verdoppeln. Und als die Gefangenen matt und keuchend auf die Wiese traten, rief er: „In die Hölle mit Euch Krüppeln! Ihr hättet Lust, mir zu wehren, heut mein Nachtlager in Laufenburg zu finden. Ich will Euch das Eurige zur Stunde geben. Voran, Schultheiß Effinger, Herr von Urgis; Euch geziemt's, den Reihen anzuführen, und der edle Rath mit den Pfahl- und Spießbürgern folge nach Standesgebühr. Kniet nieder, verrichtet Euern letzten Stoßseufzer insgesammt, und schicket Euch zum ewigen Schlaf an. He! Hämmerlein, vor mit den

Knechten! Entblöße die Hälse und zucke das Schwert."

„Ich bin deines Erbarmens von Herzen froh!" sagte mit starker Stimme Schultheiß Effinger: „Den Dank für das Verrätherstück, böser Wicht, bring' ich dir in jenem Leben!" Er sprach's und fiel mit beiden Knien zugleich auf die Erde.

Wie dies Hans von Rechberg sah, der in einiger Entfernung mit den Baldeggern wortwechselte, sprengte er zum Landgrafen hin und rief: „Was hast du vor, Thomas? Dürstet dich zum zweitenmale nach dem Blut dieser unschuldigen Männer?"

„Wäre hier nicht eben so gut mähen, Rechberg, als auf der Wiese bei Greifensee?" antwortete der Freiherr.

„Falkenstein!" rief Rechberg mit Abscheu: „Du hast Mordes genug an den biederben Leuten begangen. Hättest du mir's vorher gesagt, wie du zu Brugg dein Spiel treiben wollest, du hättest mich nimmer mit dir hergebracht."

Der Freiherr runzelte die Stirn tief und rollte die rothen Augen umher im Kopf, unschlüssig, was thun? denn er hatte allerdings Hansen von Rechberg zu schonen.

„Laß den Schächern das nackte Leben!" sagte Graf Jörg von Sulz zu ihm: „Kannst sie den

Armagnaken zu Knechten in ferne Länder verkaufen."

Indem sah man einen Reiter längs dem Eichenwalde, von Brugg her, mit verhängtem Zügel heranjagen. Sobald er nach einigen Minuten näher kam, rief er schon von weitem: „Aufgebrochen! Was säumet Ihr? Aufgebrochen!" Es war einer von denen, die zur Hut der Schiffe zurückgeblieben waren.

„Was gibt's?" fragten ihn Alle und drängten sich um ihn zusammen.

„Zuletzt, ihr Herren," rief der Reiter, „behalten wir nur die schlechte Ehre, Mordbrenner zu sein, und der Teufel reißt uns die ganze Beute wieder aus den Zähnen. Die Trüllerey, die Luternau, Sägisser und der ganze Landsturm vom Aargau dringen durch die brennende Stadt an."

„He? die Trüllerey? Ist der Gangolf dabei?" brüllte der Freiherr von Falkenstein mit der Geberde eines Besessenen: „Gangolf dabei?"

„Ich sah ihn selber. Er ist Allen voran. Mir setzte er nach, aber sein lahmer Gaul blieb tausend Schritte hinter meinem Rosse!" sagte der Reiter.

„Schwert aus der Scheide!" schrie der Freiherr mit erschrecklicher Stimme, daß der weite Wald davon hallte: „Wir Alle zurück! Es gilt unsere Beute und Ehre!"

„Halt!“ rief der Reiter: „Wir sind zu schwach und rennen gewissem Verderben in den Rachen. Die ganze Grafschaft Lenzburg ist im Anzuge. Hinter Brugg wimmelt alles schwarz von bewaffnetem Volk auf den Rütinen. Sie stellen zwanzig wider uns, gegen einen. Unsere Leute flüchten, wie sie können, in die Schiffe.“

„Keine Unbesonnenheit, Falkenstein!“ sagte der Herr von Rechberg: „Wir wollen den Spaß nicht allzutheuer zahlen. Zieh' mit der Harst und den Gefangenen über den Berg. Ich kehre mit einigen Rotten der Nachhut gen Brugg um, daß den Schiffen geholfen werde, oder ich unsern Rückzug in's Frickthal schütze. Vor Nacht bin ich bei dir.“

Der Landgraf, welcher vor Grimm mit den Zähnen knirschte, als alle Ritter, trotz seines Wüthens, dem Rathe Rechbergs beipflichteten, mußte dem Willen der Menge weichen und den Weg gegen die Berge fortsetzen. Rechberg aber, mit etwa Fünfzigen aus der Nachhut, wandte sich gegen die Stadt zurück. Mit großer Behutsamkeit nahte er derselben, so viel als möglich in Gebüschen, bis er zur letzten Höhe kam, wo er unter seinen Füßen rechts die eingesunkenen Straßen von Brugg aufdampfen, links die Schifflände sah. Die Ufer wimmelten von bewaffnetem Volk; unter denselben mehrere Ritter zu Pferde, welche

sehr geschäftig schienen, Anordnungen zu machen. In der Ferne schwammen einige wohlbemannte Beuteschiffe den Strom der Aare langsam hinab, welche die letzten sein mochten, denen die Abfahrt gelungen war. Noch lagen wenige kleinere Fahrzeuge am Ufer, die man bei der Flucht im Stich gelassen hatte, und aus welchen der Raub wieder an's Land getragen wurde.

Obwohl Rechberg seine Leute vorsichtig hinter Gebüschen versteckt hielt, und er nur mit Wenigen vorgetreten war, schien er doch bald entdeckt worden zu sein. Denn er sah plötzlich, wie die bewaffneten Haufen am Ufer auseinander schieden, einer derselben abwärts, wie gegen die Stilli, ein anderer gegen die Stadt, ein anderer in gerader Richtung gegen die Anhöhe zog, auf welcher er selbst stand. Ein Rittersmann führte den letztern Haufen, der kaum zwanzig Bewaffnete stark war, bis zum Fuß des Hügels. Da sprang der Führer vom Pferde, zog das Schwert und kletterte an der Spitze der Uebrigen rasch herauf. Rechberg erkannte ihn, schwang sich auf's Roß und rief lachend: „Setzt Euch meinetwillen nicht ausser Odem, Herr Gangolf Trüllerey. Wir sehen einander schon zu gelegenerer Zeit. Jetzt eilet, und helfet den Bruggern löschen!“

„Ja, ja, mit Euerm meineidigen Blut, Herr von Rechberg!“ schrie ihm Herr Gangolf zu:

„Wenn Ihr anders ein so tapferer Mann, als ein guter Mordbrenner seid, werdet Ihr, mich stehendes Fußes erwarten.“

„Ich hätte die beste Lust, Euer ungewaschenes Maul zu ...“ Hier ward Rechberg durch die Anzeige von einem seiner Leute unterbrochen, daß sich hinter ihnen eine starke Schaar Aargauer bewege. „Auf Wiedersehen!“ rief Hans von Rechberg dem Gegner zu, wandte das Roß und verschwand plötzlich vom Hügel.

Gangolf erreichte odemlos und spät die Höhe. Rechbergs Reiter waren schon weit davon gejagt, und für die verschiedenen Haufen Fußvolks unerreichbar, die im vollen Lauf und von allen Seiten auf diesem Punkt kampflustig zusammenströmten. Nichts destoweniger machte sich noch ein großer Theil auf, die Flüchtlinge bis zum Rücken des Gebirges zu verfolgen. Gangolfs und der Uebrigen Aufmerksamkeit wurde indessen nach einer andern Richtung durch das gewaltige und verworrene Geschrei einer Menge Volks gelenkt, welche auf der Landstraße von der Stilli nach Brugg drei Reiter umringte und sie entwaffnen wollte. Gangolf eilte hinab, warf sich auf sein Roß und drängte durch den wogenden, lärmenden Schwarm zum Mittelpunkt desselben. Eben riß man die Reisigen von den Pferden, und das Gebrüll der

wilden Haufen stieg auf: „Nieder mit den Falkensteinern! Nieder mit den Mordbrennern!“

Gangolf erschrack. Er erkannte seinen betagten Vater, dessen treuen Diener Hemman und den Meister Isenhofer von Waldshut. Er brach sich Bahn zu ihnen und schrie: „Laßt diese Ehrenmänner unangetastet. Der dort ist mein Vater!“ Damit sprang er vom Sattel, half Herrn Rüdiger vom Erdboden auf und hob ihn mit Freude und Ehrerbietung wieder auf's Roß. Der Kreis der Bauern erweiterte sich zurücktretend. Isenhofer streckte dem Junker freundlich die Hand entgegen, und der alte Hemman dankte tausendmal dem Sohn seines Gebieters für die Rettung.

„Ohne Eure Dazwischenkunft“, sagte Isenhofer, „hätten uns diese harthörigen Biedermänner in bester Absicht zerrissen. Wir mochten aus Leibeskräften schreien, wie Herolde, und unsere Namen verkünden: die Kerls schrien tausendmal ärger, als wären sie Kehle von oben bis unten und ohrlos geworden.

Einige von den Anführern des Landvolks entschuldigten den Irrthum ihrer Leute mit vielen höflichen Worten, deren man sie gern entließ. Die Ritter verliessen das Gewühl und begaben sich seitwärts der Stadt in den Schatten hoher Nußbäume am Wege von Umiken. Hier berichtete Gangolf seinem Vater und dem Dichter, so viel

ihm selber von der Mordnacht zu Brugg und deren Urhebern bekannt war; und erfuhr zugleich, daß sein Vater, in Begleitung Isenhofers, auf dem Heimwege nach Aarau begriffen sei, wo er zuversichtlich in den nächsten Tagen einen alten Bekannten erwarte. Nachdem man sich gegenseitig von Allem, was Jedem am meisten am Herzen gelegen, vorläufige Mittheilung gemacht hatte, ritt Herr Rüdiger, auf Rath seines Sohnes, mit seinen Begleitern am linken Ufer des Stromes zum Dörflein Umiken voraus, weil in diesem Augenblick schwer durch die Stadt zu kommen war, wo die Menge zu Hilfe geeilter Menschen sich des Löschens und Aufräumens befliß. Gangolf verhieß nachzukommen, sobald er nähere Erkundigungen über die traurige Begebenheit eingezogen und mancherlei Abreden mit vertrauten und wakkern Männern genommen haben würde, den durch Falkenstein verübten Gräuel zu rächen.

Wie angenehme Gefühle auch das überraschende Wiederbegegnen seines Vaters und dessen unerwartete Heimkehr zum Thurm Rore in ihm lebendig gemacht hatte, vergaß er doch bald Alles wieder über das große und rühende Schauspiel, welches sich ihm darbot, als er wieder zur unglückseligen Stadt kam. Der ganze Aargau war für dieselbe in edelmüthiger Bewegung. Man sah, so wie in der Nähe, in weiter Ferne, auf

allen Landstraßen und Wegen, einzelne Menschen, Lastthiere, Wagen mit schnell gesammelten Unterstützungen für die Hilfsbedürftigen heran eilen. Es kamen eins ums andere Fuhren von Mehlfässern, schon gebackenen Broden, und allerlei trokkenen Früchten und andern Lebensmitteln; andere mit Wein beladen; wieder andere hoch auf mit Kleidern für jedes Geschlecht und jedes Alter befrachtet, als hätten sich ganze Dorfschaften entblößt, um hier die Nackten zu kleiden. Die Botschaft vom Unglück war fast eben so schnell durch Läufer von Dorf zu Dorf, als durch die aufgestiegene Flammensäule verbreitet worden. Und selbst diejenigen, welche sonst der Stadt nicht wohl an waren, entweder aus Eifersucht wegen ihres Ansehens und Wohlstandes, oder aus Argwohn, daß sie die österreichische Pfauenfeder im Busen trage und mit adelichen Herren allzu freundschaftlich verkehre: überliessen sich jetzt doch nur den schönen Aufwallungen ihres Mitleidens.

Man bemerkte es, das Volk war in einer heftigen, gereizten Stimmung. Noch immer rissen sich einzelne bewaffnete Rotten los, um den über das Gebirg fliehenden Edelleuten, oder längs der Aare, den entkommenen Schiffen nachzusetzen; Viele riefen, der ganze Landsturm müsse nach Laufenburg aufbrechen, die Stadt zerstören, das Schloß ausbrennen. Andere schrien: Laßt uns

erst mit den Schelmen und Verräthern Feierabend machen, die wir mit ihren Schlössern in unsern eigenen Lande haben; die zu Oestreich halten und Stadt und Land verschlingen möchten! Andere schrien sogar: Laßt uns mit dem Adel nicht viel Federlesens machen. Oesterreichisch oder nicht, Edelleute und Wölfe ändern ihre Natur nicht. Auch die Gezähmten fletschen mit den Zähnen und werden wieder reissende Bestien, sobald sie Meister sind. Die ganze Brut muß ausgerottet werden, wenn wir frei und froh sein wollen. Sie leckt den Speichel der Könige und trinkt das Blut der Völker. Was ist je Besseres von ihr in die Welt gekommen, als ungerechte Willkühr und Knechtschaft, Todfall, Abgaben und Frohnden, ein Leben ohne Gott und Glauben, Hochmuth und Unzucht? Der Tell von Uri hat noch nicht alle Pfeile verschossen; wir haben deren so scharf, wie der seine!

Es kostete Gangolfen, der durch die Haufen umherging und bald diesen, bald jenen anredete, nicht geringe Mühe, sich verständlich zu machen und für sein Vorhaben eine hinreichende Zahl entschlossener Männer zu finden. „Wer setzt mit mir das Leben daran," rief er, „für Brugg an dem Falkenstein und seinen Gesellen Rache zu nehmen?" Mehrmals erhielt er von den mißtrauischen Rotten die Antwort: „Wir können es daran

setzen, ohne Euch, Junker, und sind Manns genug, die Edelleute mit den Kolben zu lausen, ohne Euern Rath. Ihr seid ein adelicher Herr, nehmt's nicht übel. Raben hacken einander die Augen nicht aus, wie das Sprichwort sagt." — Doch Andere, die ihn näher kannten, schlossen sich ihm an und nahmen die Redlichkeit seiner Gesinnung gegen die Trotzreden der Uebrigen in Schutz. Der Durst nach Rache quälte sie Alle. Es stellten sich aus den Grafschaften Lenzburg und Baden einige hundert Mann unter seinen Befehl, mit Spießen, Büchsen und Armbrüsten bewaffnet. Sie verhießen, sich des andern Tages am Abend bei Aarau zu sammeln und ihm zu folgen, wohin er sie führen würde.

Wie diese in ihre Dorfschaften zurückkehrten, ihre Vorbereitungen zur Kriegsfahrt zu treffen, verließ auch Gangolf die weitläufige Brandstätte, suchte seinen Vater und den Meister Isenhofer zu Umiken und ritt mit ihnen gen Aarau. Den weiten Bogen, welchen der unebene Weg längs dem Gebirg von Villnachern und Schinznach bis Veltheims Wälder herumzog, verkürzten Gespräche über die Vorfälle des Tages, über Herrn Rüdigers Reisen und Erwartungen von der Ankunft seines geheimnißvollen Gastes, so wie über die einförmige Tagesgeschichte dessen, was im Freihofe, was in der Stadt, während Herrn Rüdi-

gers Abwesenheit, sich zugetragen haben konnte. Indessen sobald dieser Stoff erschöpft war, fiel der Alte wieder in sein gewohntes, finsteres Schweigen. Auch Gangolf verstummte, und ward bald düsterer, als sein schwermüthiger Vater. Er dachte an Veronika, die mit ihrem Vater und der Bäuerin von der Hard verschwunden waren, und von welchen Allen er, alles Nachforschens ungeachtet, keine Spur mehr entdeckt hatte. Die Hütte stand leer. Kein Landmann in der Gegend wußte von den Einsiedlern zu sagen. Es gingen abergläubige Gerüchte von der ruchlosen Ungläubigkeit und Ketzerei des Lollharden und von den Schrecken der göttlichen Rache in der Gewitternacht.

Ohne Abentheuer zogen die Reisenden, während der Abenddämmerung, durch die nachtende Waldung Auensteins zum felsigen Biberstein am Fuße der Gisuläflue, und längs dem Ufer der ihnen entgegen rauschenden Aare in die Pforte des Freihofes ein.

(Der Beschluß folgt.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich,

Ausgewählte Schriften

Bd.: 26. Der Freihof von Aarau (Fortsetzung).

Aarau 1825 - 1828

Opp. 582 t-26
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604843-6